

Die Bergstadt

Monatsblätter, Herausgeber
Paul Keller.



Jahrgang 17 / heft 6 - März 1929
Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau // Leipzig // Wien

DIE BERGSTADT

Inhaltsverzeichnis

Der neue Rubens. Erzählung von Lu Wolbehr	459
Tob und Leben. Gedicht von Emil Habina	466
Faust. Gedicht von Bruno Hanns Wittel	468
Lebensführung und Gesundheit. Von Professor Dr. phil. et. med. Erich Stein	467
Das Gelübde. Erzählung von Felix Janoske.	476
Völker, Rassen und Probleme Nordafrikas. Mit 10 Ab- bildungen. Von Dr. Paul Mohr	479
Der Dichter. Gedicht von Jochen Klepper	482
Kinder im Film. Von Otto Behrens. Mit 8 Abbildungen ..	483
Anfahrt. Gedicht von Albert Korn	488
Adolph Menzels Ahnen. Mit 2 Abbildungen. Von Dr. Alfred Schellenberg	489
Herr Meyer mit „ey“ und Herr Maier mit „ai“. Humoreske von Paul Keller	498
Zittergras. Gedicht von Hans Franck	503
Husch um die Ecke! Das Mättelisseppi kommt! Von Heinrich Federer	504
Einmal Ruhe. Gedicht von Heinrich Federer	506
Heinrich Federer. Bronze von Alfred Magg, Zürich	507
Frühlingsfahrt in Harzer Städtchen. Von Helene Heine. Mit 10 Abbildungen	508
Das Hünblein. Ballade von Frieda Schanz	516
Vielseitigkeit im künstlerischen Schaffen. Mit 5 Abbil- dungen. Von Dr. Johannes Günther	517
Maria im Garten. Die Warnung. Zwei Gedichte von Ruth Schaumann	523
Die sieben Sorgen des Kriminalrats. Ein heiterer Roman von Rudolf Haas. Schluß	524
Neues aus dem Reich der Schatten. Von Editha Schwarz. Mit 15 Abbildungen nach Scherenschnitten	535
Bergschreck und sein Sohn Waldschreck. Erzählung aus dem Tierleben von Wilhelm Hochgrebe-Goslar	542
Der bunte Vogen: Anekdoten und Kurzgeschichten — Verfuntene Welten — Bergstädters Bücherisch.	
Kunstbeilagen: Max Burt: Die Alten — J. P. Steinel: Bronzefigur des Oppauer Denkmals — Ludwig Braunbeck: Dorfstraße in Gaisbach.	
Musikbeilage: Morgen. Von R. Schneider.	
Schachede — Von der Schutrpfeisergilbe — Rätselecke — Jugend- beilage: Das Luftschiff.	

Preis des Heftes Mk. 1,50

Dazu bei Zustellung durch Boten die ortsübliche Gebühr
Seden Monat erscheint ein Heft. Abonnements-Aufträge übernehmen alle Buchhandlungen
des In- und Auslandes, jedes Postamt oder der

Bergstadt-Verlag in Breslau 1

Postcheckkonten:

Wien 105602 — Prag 500177 — Zürich VIII 7990
Breslau 16083



J

2



Die Bergstadt

Monatsblätter

17. Jahrgang / Heft 6

Der neue Rubens

Ein seltsamer Fall

Erzählung von Lu Wolbehr

Dr. Braun-Bräuning, der bekannte Arzt und Kunstsammler, hatte das Sonntagsblatt vor sich liegen. Er schaute darüber weg und sog in Gedanken versunken an seiner Zigarre, die Rauchwolken weit von sich stoßend. Nach einer Weile las er noch einmal die Notiz, die ihm so auffallend erschien:

„Wie uns die Direktion der Gemäldegalerie mitteilt, wird eine Neuerwerbung Sonntag dem Publikum zum ersten Mal vorgestellt. Der Rubens, den zu finden unserem Direktor vergönnt war, ist von ganz besonderem Reiz. Über seine Bedeutung wird der verdienstvolle Leiter unserer Galerie selbst das Wort nehmen. Wir wollen nicht vorgreifen; nur das eine sei heute schon ausgesprochen: Unsere Stadt kann stolz sein auf diese Neuerwerbung, die das Interesse aller Kunstverständigen und Kunstfreunde erwecken wird.“

Dr. Braun-Bräuning ließ wieder die Zeitung sinken.

Seltsam! sagte er zu sich selbst. Seltsam, warum erfahre ich erst durch die Zeitung von dieser Neuerwerbung? Warum hat mich der Geheimrat nicht, wie sonst in ähnlichen Fällen, zu sich gebeten, um mir vor der allgemeinen Öffentlichkeit seinen Fund vorzuführen? Braun-Bräuning sah nach der Uhr.

Es war bereits acht Uhr. Der Geheimrat war natürlich nicht mehr im Museum zu

erreichen. Die Galerie war geschlossen und unzugänglich wie ein Gefängnis.

Es war und es blieb seltsam. Vor ein paar Tagen war Braun-Bräuning erst im Museum gewesen und hatte dem dortigen Restaurator einen kleinen Teniers gebracht, der einer Reinigung und Restaurierung bedurfte. Aber weder der Geheimrat noch der Restaurator hatten etwas von der Neuerwerbung verraten. Oder lag vielleicht in dieser sonst nie geübten Geheimtuerie die Erklärung für das seltsam veränderte Wesen des alten Schindler, des vielerproben und bewährten Restaurators?

Braun-Bräuning kannte den Mann seit Jahren als einen stillen, bescheidenen, fast ein wenig gedrückten Mann, der jeder Aufgabe, die man ihm stellte, Interesse und Verständnis entgegenbrachte.

Jüngst aber war Schindler merkwürdig gedankenabwesend, uninteressiert gewesen. Das Bild hatte er kaum angesehen, hatte es zur Seite gestellt.

Es war wohl die große Arbeit gewesen, die Restaurierung eines Rubens, dazu das immerhin auffallende Schweigegebot von seiten des Geheimrats. Wohl möglich.

Am Sonntag Morgen stand Braun-Bräuning vor dem neuen Rubens. Der Kastellan hatte ihn zuvorkommend durch die kleine Pforte in das Gebäude gelassen, eine halbe Stunde vor der Eröffnung der Galerie. Die Frage nach dem Geheimrat wurde vom Kastellan mit der Mitteilung beantwortet,

der Herr Geheimrat sei gestern auf das Land gefahren und würde nicht vor Montag zu sprechen sein. Die Museumsräume waren noch leer. Selbst die Aufseher waren noch nicht an ihren Posten.

Aus dem Ehrensaal leuchteten Braun-Bräuning die lachenden Farben eines Rubens entgegen. Lange stand Braun-Bräuning vor der Danae, deren blühender Körper auf granatrotem Kissen sich streckte. Ein prachtvoll repräsentatives Gemälde! Für den ersten Blick zweifellos ein Rubens.

Und Braun-Bräuning freute sich vorerst an dieser Tatsache. Dann aber verdrängte der Forscher, der Kenner den Liebhaber. Er trat näher an die Leinwand, besah sie sich eingehend, beroch sie förmlich. Na, vorerst würde er sich jeden Urteils enthalten. Ungefragt . . ., daß aber an dem Bild eine restaurierende Hand stark tätig gewesen, das war zweifellos, ebenso zweifellos, daß sich diese Hand besonders befähigt erwiesen, den großen Peter Paul nachzufühlen. Schindler war doch ein selten tüchtiger Restaurator! Ein seltsames Leben doch, ein solcher Restaurator! Welch ein Können war nötig und welche Selbstaufgabe!

Die Tore des Museums hatten sich nun geöffnet, die Besucher strömten herein, jeder wollte zuerst den neuen Rubens sehen!

Braun-Bräuning floh die Menge. Der Tag aber blieb Rubens geweiht. Braun-Bräuning blieb den ganzen Nachmittag in Betrachtung seiner Mappen. Fand er auch nicht die Danae, die nun im Museum hing. . . das wollte gar nichts heißen.

Am Abend erreichte ihn ein telephonischer Anruf des Geheimrats, der vom Land heimgekehrt war und hören wollte, was Braun-Bräuning zu dieser Überraschung gesagt, wie er den Rubens fände?

Braun-Bräuning, der der Restaurierung gegenüber einen anderen Standpunkt einnahm als die Galerieleitung und der niemals damit hinter dem Berg gehalten, wenn er gefragt worden, verhielt sich diesmal zurückhaltend. Er gratulierte dem Geheimrat zu der Erwerbung. Die Herren wurden dann schlüssig, sich am nächsten Morgen zu treffen, um gemeinsam vor dem Bild sich näher darüber auszusprechen.

Schon auf der Straße, nicht unfern dem Museum, begrüßten sie sich mit den Äußerungen ihrer Freundschaft und gegenseitigen Hochachtung.

„Sie werden mir doch nicht böse sein, Herr Doktor, daß ich diesmal auch Sie überraschte?“ fragte der Geheimrat harmlos.

Braun-Bräuning verneinte lebhaft. Er mußte sich selbst zugeben, daß für eine Verstimmung seinerseits gar kein Grund vorlag. Als Sammler kannte er zu gut die Freude des Entdeckers und auch die Freude an der Heimlichkeit. So kamen die Herren im besten Einverständnis zum Eingang der Galerie, an dem schon der Kastellan totenblaß und zitternd vor Erregung stand.

„Herr Geheimrat! Herr Geheimrat!“ — mehr brachte er vorerst gar nicht heraus.

„Was ist denn los, Krieger?“

„Der Rubens!“

„Mensch, was ist mit dem Rubens?“

„Der Rubens!“ Mehr konnte der Aufgeregte nicht sagen.

Die beiden Herren hatten sogleich die Richtung nach dem Hauptsaal eingeschlagen. Es war reinweg unmöglich, aus dem Kastellan ein vernünftiges Wort herauszubekommen.

Und als die Herren den großen Saal betraten, war allerdings das, was sie fanden, dazu angetan, auch einem beherzteren Mann als einem Museumskastellan das Wort zu verschlagen.

An der Stelle, wo gestern noch das farbenprächtige Bild gehangen, fanden sie nun ein in den Farben völlig mattes, in der Zeichnung unklares Gemälde. Das leuchtende Fleisch der ruhenden Frauengestalt war verschwunden, ebenso wie das Granatrot der seidenen Kissen. Das ganze Bild war wie mit einer braunen Soße überzogen. In einzelnen Stellen kam die Leinwand durch die abgeblätterte Farbe. Kurz, das strahlende Rubensbild war verschwunden, an seiner Stelle hing am Ehrenplatz des großen Saales ein schlecht erhaltenes Bild, das schwerlich mit Rubens etwas zu tun hatte, wenn es auch trotz seines ruinösen Zustands Braun-Bräuning merkwürdig fesselte, mehr als der gestrige Rubens. Er wandte sich mit fragenden Blicken zum Geheimrat. Der stand stumm, totenbleich vor dem verwandelten Werk. Nun strich er sich ein paarmal über die Augen. Dann befahl er mit harter Stimme:

„Den Saal absperren, reinen Mund halten! Der Restaurator soll sofort in das Direktorialzimmer kommen.“

Dann sagte er mit unterdrückter Erregung zu Braun-Bräuning:

„Wollen Sie mit mir kommen?“

„Selbstredend,“ antwortete Braun-Bräuning und folgte dem Geheimrat die Treppe hinaus.

„Nehmen Sie bitte Platz!“ Der Geheimrat bot seinem Gast den üblichen Besucherstuhl neben seinem Schreibtisch an.

Er selbst ließ sich schwerfällig in seinen Sessel fallen. Er faltete die Hände, sah einen Augenblick vor sich hin, hob dann die Augen zu Braun-Bräuning und fragte ihn mit belegter Stimme:

„Was halten Sie von Schindler?“

Erstaunt klang die Antwort: „Wir waren uns doch immer einig: Schindler ist einer der geschicktesten Restauratoren.“

„Ich meine nicht seine künstlerischen Qualitäten, ich meine — seinen Charakter.“

„Über jeden Zweifel erhaben,“ sagte der Doktor, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

„Ja, sehen Sie, lieber Doktor, so kann man sich täuschen! Selbst ein solcher Menschenkenner, wie Sie es sind!“

Der Geheimrat war aufgestanden; die Hände auf dem Rücken verschränkt, ging er erregt in dem großen Gemach auf und ab.

„Aber . . .!“ Braun-Bräuning schüttelte den Kopf.

Der Geheimrat blieb vor dem Doktor stehen.

„Und ich sage Ihnen, dieser Schindler ist der gemeinste Kerl, der mir je begegnet ist!“

„Aber, lieber Herr Geheimrat!“ Braun-Bräuning wollte aufspringen.

Der Geheimrat legte seine Rechte auf die Schulter seines Besuchers.

„Hören Sie! Sie hatten sich natürlich gewundert, daß ich diesmal mit meinem Fund hinter dem Berg gehalten . . .“

Sagen Sie nichts dagegen, das ist selbstverständlich,“ sagte der Geheimrat in seiner kurzen, gereizten Sprechweise. „Sie sollen auch wissen, warum. Ich war mir lang nicht klar: ist das nun ein Rubens, stammt das Bild nur aus der Rubensschule . . . oder hat es überhaupt gar nichts mit Peter Paul zu tun?“

„Nun, was würden Sie gedacht haben — ich meine natürlich über das Bild, das Sie soeben gesehen, nicht das, was gestern der Öffentlichkeit übergeben wurde.“

Da Braun-Bräuning nicht gleich antwortete, sagte der Geheimrat:

„Bitte, nur jetzt keine falsche Rücksichtnahme!“

„Das Bild, das jetzt im Hauptsaal hängt, würde ich nie für einen Rubens ansprechen.“

„Wenn Sie etwas anderes gesagt hätten, lieber Doktor, wären Sie nicht der Kenner, für den ich Sie stets genommen. Also, ich fand das Bild im letzten Frühjahr, kaufte es, weil es einen ganz besonderen Reiz auf mich ausübte.“

Der Kastellan unterbrach den Geheimrat mit der Meldung, daß Herr Schindler fest schlafe und nicht zu erwecken sei.

Der Geheimrat gab dem Kastellan den Befehl, unter keiner Bedingung den Restaurator aus dem Gebäude zu lassen, im Fall er, vielleicht erwacht, ausgehen wolle.

Dann setzte er seinen Bericht fort.

„Wie gesagt, das Bild übte eine starke Anziehung auf mich aus. Ich hatte das Gemälde lange Zeit in meinem Schlafzimmer hängen. Je länger ich es vor Augen hatte, desto wertvoller erschien es mir. Mehr und mehr wurde ich der Ansicht, daß es zwar ein sehr schlecht erhaltener, aber doch ein Rubens war. Sie werden überzeugt sein, daß ich nicht gefühlsmäßig zu diesem Endurteil gekommen war.“

Nun lag mir aber an einem ganz unbeflügelten Urteil. Ich ließ das Bild in das Museum schaffen, ließ es in das Atelier Schindlers stellen, und ließ es einige Tage seine Wirkung auf ihn ausüben.

Als ich dann in das Atelier ging, fand ich Schindler förmlich erregt. Er hatte sich ebensowenig wie ich dem Eindruck der starken Qualität des ruindösen Bildes entziehen können. Er brannte förmlich darauf, an die Restaurierung zu gehen. Als ich ihm glatt den Auftrag gab, den ‚Rubens‘ zu restaurieren, war er so aufgeregt, daß er mir gar nicht antwortete. Nun arbeitete er in einer Art, wie ich es vorher nie bei ihm beobachtet hatte. Er war völlig versunken in die Aufgabe. Und nicht nur, weil ich es so befohlen, wachte er förmlich ängstlich darüber, daß niemand etwas von der Arbeit zu sehen bekomme. Ja, selbst mich bat er eines Tages, ihn nicht bei der Arbeit aufzusuchen. Ich willfahrte dem Mann. Denn, nachdem er sich anfangs nur schwer hineingearbeitet, war er schließlich so auf die Farbengebung, auf den Pinselstrich von Rubens eingestellt, daß ich ihn gut allein bei seinem Werk lassen konnte. Im Lauf dieser Monate sah ich den Mann selten. Wenn ich ihn aber sprach, erschien er mir innerlich so ganz mit seiner Arbeit beschäftigt, gab er sich so allen anderen Interessen abgewandt, daß mit ihm nichts anzufangen war. Auch der Kastellan berichtete, daß Schindler entgegen seiner früheren Art ganz als Einsiedler lebe. Nun Sie sahen gestern das Resultat dieser — ja, wie soll ich es nennen — dieser Besessenheit!

Und nun! Ist das auszudenken, daß ein Mensch ein so geschaffenes eigenes Werk kurzer Hand zerstören kann?“

„Ich verstehe nicht — Sie meinen — Schindler selbst habe —“

„Wer denn sonst, als er! So wie wir soeben das Bild fanden, so, in diesem Zustand,

hat er es von mir zur Restaurierung übernommen. Außer ihm und mir hat keiner das Bild in seinem ruindösen Zustand gesehen."

"Aber, mein Gott, aus welchen Gründen?"

"Nun, das soll er mir selbst sagen. Und darum bitte ich, begleiten Sie mich zu dem Mann."

"Halt, einen Augenblick!"

Braun-Bräuning hielt den Geheimrat zurück.

"Wir können uns doch wohl einen Moment der ruhigen Überlegung gönnen. Schindler schläft, wie der Kastellan meldete. Ist das nicht sehr auffallend bei dem sonst so fleißigen Mann?"

"Er muß die ganze Nacht wie irrjinnig gearbeitet haben. Kein Wunder, wenn er jetzt erschöpft ist."

"Nieber, sehr verehrter Herr Geheimrat! Ich habe eine Bitte an Sie."

"Die ist?"

"Erlauben Sie mir, erst mit Schindler zu sprechen. Seit zehn Jahren kennen wir den Mann. . . ." Braun-Bräuning sah sinnend vor sich hin. "Es erscheint mir ganz ausgeschlossen, daß Schindler irgend wie unehrenwert handeln kann."

"Mein lieber Doktor! Ihnen, so glaub ich, brauch ich nicht erst die Kräfte zu nennen, die schon lang am Werk sind, meine Position zu untergraben."

"Nein, gewiß, das brauchen Sie nicht. Aber Schindler! Ihn mit diesen 'Ehrenmännern' in Verbindung zu bringen. . . oder ihn gar als willfährigen Helfershelfer anzusehen —" Braun-Bräuning schüttelte den Kopf. "Also, erlauben Sie mir, die Sache vorerst in die Hand zu nehmen. Lassen Sie uns beide zu ihm gehen, aber überlassen Sie mir erst die Sondierung."

Der Geheimrat schwieg, wenig gewillt, Braun-Bräunings Wunsch zu erfüllen.

"Überlassen Sie mir nur so lang die Gelegenheit, so lang wir beide das sichere Gefühl haben, daß Schindler völlig unbefangen ist. Ich trete sofort zurück, sobald wir das Gefühl bekommen, daß er wirklich dem Verbrechen irgendwie nahe steht. Oder dann, wenn wir ihn vor das Gemälde bringen."

"Sei es drum! Vielleicht erreichen wir damit mehr!"

Die beiden Herren gingen in die oberen Räume, in denen das Atelier, ein kleines Laboratorium und der Wohnraum des Restaurators eingerichtet waren.

Als sie den Vorraum betraten, hörten sie den Konservator im Atelier herumgehen. Also war er unterdessen doch aufgewacht und an die Arbeit gegangen.

Er begrüßte die Herren bei ihrem Eintritt in seiner üblichen, höflichen Art — allerdings sah er sehr angegriffen aus. Auf dem großen Werkisch lag das Bild, das Braun-Bräuning vor etlichen Tagen dem Restaurator gebracht hatte.

"Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber ich hatte bisher noch keine Zeit, an die Arbeit zu gehen."

Er schien anzunehmen, daß die Herren wegen des Teniers gekommen waren.

"Machen Sie sich keine Sorgen," sagte Braun-Bräuning freundlich und völlig unbefangen. "Während der Aufgabe, die Sie so glänzend gelöst, konnten Sie natürlich nichts anderes vornehmen."

Schindlers Augen bekamen einen seltsam verlorenen Ausdruck. Braun-Bräuning wies auf eine Stelle im Bild.

"Was meinen Sie dazu, Herr Schindler?"

Schindler wischte sich über die Stirn und nahm die bezeichnete Stelle in Augenschein.

"Stark übermalt, Herr Doktor! Da heißt es, vorsichtig die Schicht abnehmen."

"Nun, darin sind Sie ja ein Meister, im Abnehmen." Der Geheimrat beobachtete seinen Restaurator scharf.

Schindler, der sein ganzes Interesse nur auf das Bild eingestellt, sagt: "Es ist schon so, Herr Geheimrat, unsere Geschicklichkeit liegt sowohl im Ergänzen wie im Entfernen."

"Na, lieber Schindler, ich überlasse gern Ihren Händen das Bild. Aber über den Rubens, da müssen wir uns doch aussprechen."

Schindler hob seine Augen zu Braun-Bräuning. Sie leuchteten förmlich auf. Das war ein ganz fremder Ausdruck in diesen Augen, die immer, das Lauschen des Ohres unterstützend, forschend geblickt.

"Wissen Sie, lieber Herr Schindler, ich hatte an manchen Stellen das Gefühl, daß Sie sich doch durch Ihre Schaffensfreude ein wenig haben fortreißen lassen, an der einen und an der anderen Stelle. . . ."

Hörte Schindler wohl, was Dr. Braun-Bräuning sagte? Scheinbar die Augen auf den Teniers gerichtet, beobachtete der Geheimrat Schindler ununterbrochen.

Das Leuchten der Augen war wieder erloschen, und wieder sah Schindler, wie in sich selbst hinein.

"Das einzige Richtige ist, wir gehen mit dem Herrn Doktor nun einmal gleich vor das Bild, damit er uns seine Ansicht vor dem Rubens auseinandersetzen kann."

„Wie der Herr Geheimrat wünschen“, sagte Schindler und wollte seinen Arbeitsmittel ablegen. Aber der Geheimrat hielt ihn davon ab.

„Behalten Sie nur Ihren Mittel an. Ich habe vorerst den Saal absperren lassen.“

Schindler öffnete die Türe den Herrn, ließ sie vorausgehen und verschloß mit der gewohnten Vorsicht sein Reich, ehe er ihnen folgte.

„Er ist entschieden völlig unbefangen“, sagte leise der Doktor.

„Oder er ist ein großer Komödiant!“ antwortete der Geheimrat. Am Eingang des HauptsaaIs stand der Kastellan. Der Geheimrat bedeutete ihm, draußen zu bleiben, aber an der Tür weiterer Anordnungen zu harren.

Dann öffnete der Geheimrat selbst die Türe und schob den Restaurator mit einer energischen Handbewegung in den Saal.

Braun-Bräuning war dicht neben Schindler geblieben und faßte rasch zu, um ihn am Hinfallen zu hindern. Totenblässe überzog das Gesicht des Mannes, der sich von den stützenden Händen des Doktors befreite und vor das Bild stürzte, es betastete, mit starr aufgerissenen Augen seinen Händen folgte.

„Allmächtiger Gott, was ist das?“ rief er.

„Das zu fragen ist an mir, Herr Schindler,“ sagte nun der Geheimrat mit harter Stimme.

„Bin ich denn wahnsinnig?“ Schindler sah auf das Bild, blickte dann irr im Saal um, schaute auf den Geheimrat, auf Dr. Braun-Bräuning . . . ein Zittern riß an seinem Körper.

„Herr des Himmels . . . das . . . das ist Wahnsinn! Ich habe doch — sechs Monate habe ich — — ich habe doch alles, alles . . . was ist nur das?“

„Nur Ruhe, lieber Schindler, nur Ruhe!“ Braun-Bräuning versuchte den völlig Verwirrten zu beruhigen. „Setzen Sie sich, Herr Geheimrat erlaubt es. Ihre Beine tragen Sie nicht mehr.“ Er schob dem Zitternden einen Stuhl hin, auf den sich Schindler völlig verwirrt fallen ließ.

„Sie haben also nichts davon gewußt, daß unser Rubens über Nacht in den alten Zustand zurückversetzt worden ist?“

Irr schüttelte Schindler den Kopf.

„Sie behaupten also, der Untat völlig fern zu stehen?“ fragte der Geheimrat erbarmungslos.

„Aber das ist doch mein Bild gewesen . . . das . . .“ Schindler schlug die Hände vor das Gesicht.

Braun-Bräuning beugte sich über ihn und fragte:

„Und wenn Sie sich recht besinnen, können Sie sich gar nicht denken, wer diesen bösen Streich gespielt haben kann? Wahrscheinlich doch mit der Absicht, Ihnen oder vielleicht auch dem Herrn Geheimrat zu schaden.“

Ein tiefer Seufzer hob die Brust des Restaurators. Er ließ die Hände fallen, stand auf und ging wie ein Traumwandler aus dem Saal.

„Wir dürfen den Mann jetzt nicht ohne Aufsicht lassen“, sagte Dr. Braun-Bräuning.

Der Geheimrat befahl dem Kastellan, auf Schindler zu achten, ihn keinen Augenblick alleinzulassen.

Im Direktorialzimmer saßen sich der Geheimrat und Braun-Bräuning wieder gegenüber.

„Was nun?“ fragte der Doktor.

„Das möchte ich Sie fragen,“ klang die Antwort des Geheimrats.

„Meiner Meinung gibt es nur zwei Wege: Sie übergeben der Polizei die Angelegenheit . . .“

„Und mach mich zum Gespött meiner guten und ungenuten Freunde, aller Kollegen; ausgeschlossen!“

„Oder wir warten ab, wie Schindler, wenn er wieder zu sich kommt, die Sache erklären wird.“

„Also, Sie meinen nun doch auch, Schindler wird die Erklärung allein geben können?“

„Er selbst? Nein! Aber ich hoffe, er wird uns den Schlüssel zu ihr geben.“

„Ich verstehe Sie nicht?“

„Können Sie sich erinnern, Herr Geheimrat, hat Schindler die Arbeit gleich . . . überzeugt übernommen?“

„Ich kann mir diese Ihre Frage nicht erklären.“

„Ich meine, war Schindler von Anfang an überzeugt, daß er einen Rubens vor sich hatte?“

Der Geheimrat zog die Brauen finster zusammen.

„Ich glaube Ihnen vorhin gesagt zu haben, daß Schindler ebenso dem Reiz des Bildes unterlag wie ich.“

„Ganz recht, das haben Sie mir vorhin gesagt.“ Braun-Bräuning sprach zurückhaltend. „Würden Sie mir erlauben, daß ich noch einmal mit Schindler spreche und zwar allein, gewissermaßen als Arzt?“

Sichtlich gereizt antwortete der Geheimrat: „Wenn Sie sich davon eine für mich mögliche Lösung versprechen, meinethwegen. Mein ABC ist zu Ende. Ich sehe nichts anderes vor mir als einen Skandal,

der, wie immer auch die Sache gedreht wird, schließlich doch mich treffen wird.“

Braun-Bräuning war aufgestanden.

„Ich aber hoffe, wir werden doch eine Lösung finden, daß nicht Sie der Leidtragende sein werden.“

„Sind Sie der Verschwiegenheit des Kastellans sicher?“

„Absolut.“

„Dann will ich jetzt zu Schindler.“ Der Doktor verbeugte sich.

Die Verabschiedung der beiden Herren war um einige Grade weniger warm, als ihre Begrüßung.

Braun-Bräuning fand den Restaurator im Atelier um den großen Arbeitstisch rennend. Auf dem Boden lagen allerlei Photographien verstreut, die Braun-Bräuning mit raschem Blick als Aufnahmen der verschiedenen Zustände der Restaurierung des „Kubens“ erkannte. Er bedeutete dem Kastellan, der an der Tür stand, das Zimmer vorerst zu verlassen.

Es machte den Eindruck, als ob Schindler gar nichts merkte von allem, was um ihn vorging. Braun-Bräuning blieb ganz still am großen Arbeitstisch stehen, ließ aber den erregten Mann nicht aus den Augen. Der ruhige Blick zwang diesen schließlich, seine Wanderung aufzugeben und die Augen zu Braun-Bräuning aufzuheben. Sie waren trüb und flackerten im Blick.

Schindler bückte sich, hob einige Photographien auf, wies mit zitternden Händen darauf und sagte:

„Das und das . . . das ist . . . das ist doch

„Ja, ganz gewiß, das ist.“ Braun-Bräuning sprach mit ganz ruhiger Stimme. „Und Ihre Arbeit am ‚Kubens‘, die ist auch gewesen.“ Schindler hatte die Photographien wieder fallen lassen, hatte die Hände gefaltet und mit flehenden Blicken Braun-Bräuning angesehen.

„Erbarmen Sie sich, Herr Doktor, ich bin wahnsinnig!“

„Nein, Schindler, Sie haben nur eine große Erschütterung erlebt. Die müssen Sie erst überwinden.“

„Wahnsinnig! Wahnsinnig!“ Der Unglückliche begann wieder seine Wanderung um den Tisch, über die verstreuten Photographien weg.

„Nieber Schindler, Sie haben eine sehr unruhige, aufregende Nacht gehabt, Sie müssen vorerst ruhen. Hören Sie?“

„Wahnsinnig, wahnsinnig!“ murmelte der, ohne auf Braun-Bräuning weiter zu achten.

„Sie sind nicht weit davon, wenn Sie nicht hören wollen.“

Braun-Bräuning trat dem Unglücklichen in den Weg, nahm seine Hände und zwang seinen Blick zu sich.

„Sie sind sehr müde, Sie müssen sich auf Ihr Bett legen. Sie werden ganz fest schlafen. Dann werden Sie die dumme Geschichte vergessen. Um zwei Uhr kommen Sie zu mir. Sie werden mir dann alles erzählen. Von Anfang an, alles! Auch alles von der Nacht. Hören Sie?“ Überraschend schnell wirkte auf das zerrüttete Gemüt die Suggestion des Doktors.

Als Braun-Bräuning den schlafenden Schindler verlassen, telephonierte er durch das Haustelephon mit dem Geheimrat. Er meldete, daß der Restaurator nun fest schlief, und er bat, daß dem Kastellan die Weisung gegeben würde, Schindler gegen 2 Uhr aus dem Museum gehen zu lassen. Er habe ihn zu sich bestellt, und er sei überzeugt, daß er im Lauf des Nachmittags dem Geheimrat Neues melden könne.

Zehn Minuten nach 2 Uhr meldete der Diener Dr. Braun-Bräuning den Konservator Schindler. Der Doktor ließ den Mann sofort in sein Arbeitszimmer eintreten.

Schindler sah blaß, verfallen aus.

„Setzen Sie sich.“ Der Doktor wies seinem Besucher einen Stuhl an, der seinem Schreibtisch gegenüberstand.

„So, lieber Schindler. Und nun lassen Sie uns einmal von dem ‚Kubens‘ reden.“

„Stör' ich den Herrn Doktor auch nicht? Ich weiß nicht, aber ich hatte so das Gefühl, daß ich zum Herrn Doktor sollte —“

„Nein, Sie stören mich gar nicht.“

„Ja, also der Kubens! Wissen Sie auch, Schindler, daß ich nicht so ganz von der Echtheit dieses Kubens überzeugt bin?“

„Ach Gott, ja, das Bild! Der Kubens! Sie hätten es nur sehen sollen! Das Bild — wie sollte ich es nur beschreiben — das hatte so etwas — es nahm einen gleich ganz gefangen — es ließ einen nimmer los. — Als ich es in das Atelier bekam, hab' ich nicht an Kubens gedacht! Nein! Aber davor hab ich geseh'n, hab mich so recht hineinverfenkt — Tag und Nacht hab ich nichts anderes gedacht, als wie man das Bild wieder ansehnlich machen könne! Wissen Sie, Herr Doktor, es schrie förmlich nach Restaurierung! Arg ruinös sah es aus — aber wie gesagt — es hatte etwas — —“

„Also, es war sehr ruinös?“

„D ja, ja! Wie das aussah! Davon machen Sie sich gar keinen Begriff! Aber ich habe Ihnen hier die Bilder mitgebracht, Ich weiß doch, für so etwas haben Sie,

Herr Doktor, besonderes Interesse! Ich weiß eigentlich gar nicht, warum diesmal alles so geheimnisvoll gemacht wurde. Aber der Herr Geheimrat hatte befohlen, daß niemand das Bild vor der Restaurierung sehen sollte! Nun ja, so im allgemeinen laß ich's gelten! Aber bei Ihnen — nun, ich mußte mich an das halten, was der Herr Geheimrat befahl!"

„Sagen Sie einmal, Herr Schindler, Sie hatten also anfangs gar nicht an Rubens gedacht. Aber der Herr Geheimrat hatte gleich befohlen, Sie sollten den ‚Rubens‘ restaurieren?“

„Wie er mir das Bild schickte, war er verreist — aber dann als er wiederkam, ja!“

„Die Bestimmung des Herrn Geheimrat war natürlich für Sie auch überzeugend? Ein Kenner, wie er!“

„Nein.“ Schindler sah ein wenig unsicher Dr. Braun-Bräuning an.

„Nein, Herr Doktor, so ganz war ich nicht überzeugt. Aber schließlich, ich hätte zu gern Ihre Meinung gehört — natürlich —“ erschrocken sprach Schindler auf einmal hastiger, „es war nur, weil ich mich innerlich so ganz umstellen mußte! Wenn man sich tagelang in etwas anderes hineingedacht hat.“

Eine Pause entstand, während Braun-Bräuning die Photographien mit Interesse besah. Es fiel ihm auf, daß wohl von den Anfangsstadien vielerlei Aufnahmen vorhanden waren, und dann von dem restaurierten Bild, aber Schindler mußte plötzlich kein Interesse an den Aufnahmen mehr gehabt haben. Es fehlten doch viele Zwischenstadien.

Schindler hatte die Hände gefaltet und sagte mit leiser Stimme: „Ach, Herr Doktor, wenn Sie wüßten! Ihnen kann ich es ja sagen, ich weiß, Sie hatten mich nicht für toll. — Sehen Sie, ich habe doch Wochen ganz allein mit dieser Aufgabe in meinem Atelier zugebracht.“

Rubens hatte der Geheimrat gesagt! Rubens! Das hat sich dann in mein Gehirn hineingebrannt, hatte alle anderen Gedanken vergessen gemacht. Aber die Hände! Es wollte immer etwas anderes werden! Was? Nun ja, was ich vor des Geheimrats Auftrag vor dem Bild empfunden — das — das sah hier!“ Schindler legte seine Hand auf sein Herz. „Und das ließ sich nicht verdrängen. Und der Herr Geheimrat kam wieder und wieder und war unzufrieden — dann schickte er mich nach Dresden und nach München. Ich hatte den Auftrag, mich nur mit den Rubens zu beschäftigen. Das habe

ich dann auch getan! Gerade so als wie vor vielen Jahren, während meiner Studienzeit, während der ich Rubens und immer Rubens kopierte und dann die anderen — die großen Meister, bis ich mich, mein kleines Ich, ganz an Sie verlor!“

Schindler verstummte. Braun-Bräuning störte ihn nicht in seiner Verfunkenheit.

Schindler fuhr dann auf, sah sich verwirrt um — fand sich wieder und sagte, mit der Hand über die Stirne streifend:

„Ja, Rubens! Als ich wieder her kam, da war alles nur noch Rubens! Da war nichts anderes mehr — Rubens!“

Und nun bekam des Restaurators Blicketwas so Weltfernes, seine Stimme etwas Fremdes —

„Ich? War ich noch ich? Fort — ganz fort war ich, ausgelöscht — der andere war ich, der Große! Schindler nannten sie mich — Schindler?“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Früher, ja. Als ich ihnen allen gedient, heut dem Künstler nachempfand, morgen dem anderen, ja, da war ich wohl Schindler! Aber jetzt! Endlich! Jetzt war ich der eine! Der Eigene!“

Erregt war Schindler vom Stuhl aufgestanden. Seine gebückte Gestalt hatte sich gereckt. Seine Augen leuchteten. Der bescheidene Mann bekam etwas Herrisches, Stolzses.

Mit angespanntem Interesse war Braun-Bräuning der Wandlung des Äußeren dieses Menschen gefolgt. Nie noch hatte er eine Überwindung der eigenen Erscheinungsform in diesem Maß erlebt, wie bei dem Restaurator Schindler.

„Lange schon war mein Werk vollendet. Aber keiner durfte herein, keiner! Erst als ich es wollte!“

Mit einer unnachahmlichen Gebärde voll Grazie und Hoheit neigte Schindler den Kopf.

„Aber in der Nacht — da — da kam er! Es war ein bescheidener Mann. Heimlich kam er zu mir, ganz leise raunte er mir zu. Sein einziges Bild war die Danae gewesen. Er flehte mich an. O, ich verstand ihn gut! Ein ganzes Leben hatte er gearbeitet immer im Dienste anderer! Ein ganzes Leben lang gedürstet nach der Erfüllung seiner eigenen Kunst. Hinauf hatte er sich gesehnt! Da hinauf, wo die Großen standen, die mit den unvergänglichen Namen. Ein ganzes Leben hatte er immer nur unten gestanden. Aber einmal, das Bild! Da hinein hatte er alles gelegt. Alle Sehnsucht nach Sonne, der arme Schattenmann! Und dieses Bild hatte ich — ich!“ Schindler machte eine große Handbewegung, als ob er eine Welt wegweisen wolle!

„Ich habe ihm sein Bild wiedergegeben! Aus der Fülle meines Reichthums, ich, Peter Paul!“

Plötzlich sackte die geredete Gestalt zusammen, die leuchtenden Augen erloschen, Schindler sank auf den Stuhl zurück, teilnahmslos starrte er vor sich hin. — — —

Zu sich selbst fand er nicht mehr zurück, fand auch nicht mehr zurück in die Gegenwart. Der Restaurator Schindler war ausgelöscht. Wenn er aus der Lethargie erwacht, dann verlangt er in seinem Zimmer in der Landesirrenanstalt Leinwand und Farben . . . Dann ist er der große Peter Paul. Ein Gönner hat dafür gesorgt, daß für ihn alles vorhanden, was er braucht, um die Bilder seiner wirren Phantasien malen zu können. Die Ärzte gehen gleichgültig daran vorbei. Die Akten von Nr. 106 sind schon lange abgeschlossen.

Braun-Bräuning besucht den ehemaligen Restaurator der Galerie in Zwischenräumen. Er steht dann immer lange vor den Bildern eines, der ein ganzes Leben lang nie er selbst hatte sein können und sich schließlich ganz verlor.

Der zerstörte „Rubens“ war lange Zeit ein ergiebiger Unterhaltungstoff für die wohlmeinenden und für die übelwollenden Kunstfreunde.

Der zerstörte Mensch Schindler beschäftigte außerhalb der Gallerie niemanden.

Das ruindöse Bild ist in das Depot geschafft. Da harret es mit vielen anderen Bildern einer ferneren Wiederauferstehung. Braun-Bräuning hofft wenigstens darauf, daß es einst aus der Vergessenheit und Namenlosigkeit auftauchen wird.

Tod und Leben

Von allen Rosen war mir diese eine,
Die schwermüthige mit der bleichen Blut!
Wo meiner Eltern letzte Hülle ruht,
Sog sie den Duft aus schlummerndem Gebeine.

Nur fröstelnd bangte sie im Sonnenscheine,
Da faßte, sie zu brechen, ich den Mut
Umwärmt von deiner Hände weicher Hut,
Nahm Leben sie von dir und ward die deine.

Im Zeichen dieser Rose laß beginnen:
Die Erde weit, der Himmel ewig nah,
Die Toten wandern mit in Liebesinnen.

In deiner Seele sind sie immer da — —
Die Schranke fällt, kein Außen trennt, noch Innen,
Was Tod und Leben je in Liebe sah . . .

Emil Habina

Faust

Faust ist in uns und wir sind Faust —
Die ewig Suchenden, nach Wissen durstig und nach Taten.
Wenn uns der Zweifel durch die Seele braust,
Sind wir ein Korn, von Gott geworfen in die Saaten;
Denn Legtes, Ewiges, ist wie der Glanz der Firne,
Du kannst ihn nicht in deinen Käfig setzen,
Nicht bannen durch die blanke Wand der Stirne,
Nicht wie Gewild mit tollen Hunden hegen.
Denn Legtes, Ewiges, hängt lastend in den Sternen,
Des Daseins Wunder löst die Menschheit nicht.
Es bleibt nur eines: Das Bescheidenlernen
Und Gott ergründen in dem Omen: Pflicht.

Bruno Hanns Wittel

Lebensführung und Gesundheit

Von Professor Dr. phil. et med. Erich Stein, Gießen

Der berühmte Wiener Kliniker Hermann Nothnagel bemerkte einmal in einem Vortrag „Über das Sterben“, daß von 100 000 Menschen kaum einer eines natürlichen Todes sterbe; der Tod erfolgt nicht im natürlichen Ablauf der Lebensfunktionen, sondern durch andere Faktoren, durch Unfälle, Katastrophen, Kriege und vor allem durch Krankheiten. Man hat berechnet, daß seit Beginn der „historischen“ Zeiten etwa 7 Milliarden Menschen durch Kriege umgekommen sind — das sind rund fünfmal soviel Menschen, wie heute überhaupt leben! Aber drei Viertel aller Menschen gehen auch heute noch durch Krankheiten zugrunde. In der Tat eine Zahl, die zu denken geben sollte! Gewiß werden wir die Krankheiten nie ganz aus der Welt schaffen können; Krankheiten wird es geben, so lange es Leben geben wird. Aber wir können doch hoffen, sie einzuschränken und viele von ihnen in ihrer Furchtbarkeit abzuschwächen. Die Erfolge der modernen Hygiene zeigen, daß Seuchen, die früher die Menschheit dezimierten, heute fast vollkommen verschwunden sind. Unser Kampf ist also keineswegs erfolglos.

Die Hygiene will durch eine allgemeine Verbesserung der Lebensbedingungen, durch Schaffen gesunder Wohnungen, durch Beseitigung der Infektionsgefahr, durch Steigerung der Widerstandsfähigkeit u. a. m. dem Entstehen von Krankheiten vorbeugen, Seuchen, wo sie ausgebrochen sind, auf einen kleinen Herd beschränken, eine allgemeine Sanierung durchführen. Aber alle Maßnahmen, die sich an Menschen richten, sind auf die Mitwirkung jedes einzelnen angewiesen, und der Kampf um die Gesundheit wird erst dann mit aller verfügbaren Kraft geführt werden können, wenn jeder einzelne sich seiner Pflichten und Aufgaben in diesem Kampfe bewußt geworden ist. Immer mehr muß sich die Erkenntnis durchsetzen, daß es zu einem guten Teil von uns selbst abhängt, ob wir gesund bleiben oder erkranken, ob unsere Leistungsfähigkeit frühzeitig vernichtet ist oder lange erhalten bleibt, ob wir frisch und lebensfroh bleiben oder nicht. Innerhalb gewisser Grenzen haben wir selbst es in der Hand, unser Los zu wählen.

Wir wollen uns hier auf keine langen Begriffsbestimmungen einlassen, was man unter Krankheit und was man unter Gesundheit zu verstehen hat, aber wenn wir für die Erhaltung der Gesundheit eintreten und zum

Kampfe gegen die Erkrankung aufrufen, so müssen wir wissen, wo die Ursachen der Erkrankung zu suchen sind, und wie wir unser Leben einzurichten haben, um gesund zu bleiben.

In allen Lebenserscheinungen scheiden sich zwei Reihen: auf das mit bestimmten Anlagen ausgerüstete Individuum wirkt die Umwelt ein, und erst dieses Zusammenwirken von Umwelt und Individuum bestimmt über den Ablauf der Lebensvorgänge. Die Erkrankung kann also ihre Wurzeln haben in der Veranlagung des Individuums, in der Konstitution, und in den das Individuum von außen treffenden Einwirkungen. Nie ist es nur eine einzige Ursache, die zur Erkrankung führt, sondern immer eine mehr oder minder große Reihe von Faktoren, die wir im allgemeinen nicht einmal restlos zu überschauen vermögen.

Wir müssen uns im besonderen klar darüber sein, daß auch die Veranlagung nur einen Faktor darstellt, der zu Erkrankungen führen kann, und daß eine ungünstige Veranlagung noch nicht unter allen Umständen, nicht notwendig zu einer Erkrankung des Menschen führen muß; gerade da, wo ein Mensch eine schwache Konstitution besitzt, zu Krankheiten „disponiert“ ist, erscheint es geboten, diese Gefahr durch eine entsprechende Lebensgestaltung abzuwenden.

Woher aber stammt die Veranlagung des Menschen? Sie ist ihm mitgegeben von seinen Vorfahren, in letzter Linie von seinen Eltern; daher muß alle individuelle Hygiene nicht bei dem Individuum selbst beginnen, sondern bei seinen Erzeugern. Die Forderung, daß nur gesunde Individuen sich miteinander verbinden und Kinder zeugen dürfen, erscheint durchaus gerechtfertigt; freilich darf man hier nicht übertreiben und zum anderen die Forderung nicht nur auf die körperliche Gesundheit, auf Körperkraft und Körperschönheit beschränken; beim Menschen spielen die seelischen Qualitäten, spielen die geistigen Beziehungen eine sehr wesentliche Rolle. Ob und inwieweit sie durch eine Eheberatung und Ehevermittlung zu fassen sind, ist schwer zu sagen; aber so viel ist sicher, daß nur da, wo sie vorhanden sind, die Gewähr für ein Gelingen und für eine Harmonie gegeben ist, die auch das Kind notwendig braucht.

Unter den von außen her auf den Menschen einwirkenden Reizen können wir drei Gruppen unterscheiden: auf den Menschen wirkt die ihn umgebende Natur, auf ihn wirkt

die Kultur, deren Geist er atmet, auf ihn wirken die Menschen, mit denen er gemeinsam sein Leben führt oder mit denen das Leben ihn in Berührung bringt. Und von allen drei Seiten können auch krankmachende Einflüsse ausgehen; alle drei Gruppen können aber auf der anderen Seite auch zu seiner Gesundung, Kräftigung, zu Erholung und Erfrischung dienen; ob sie in der einen oder in der anderen Richtung wirken, hängt in weitem Sinne von ihm selbst ab.

Daß Wetter und Klima die Gesundheit schädigen, ist bekannt; wir weisen besonders auf die „Erfältungskrankheiten“ hin; auch die Grippe und andere Erkrankungen scheinen von der Witterung nicht unabhängig zu sein. Daß das Tropenklima für zahlreiche Individuen, auch unabhängig von der erhöhten Infektionsgefahr, eine starke Gefährdung bedeutet, sei erwähnt. Mit der Bodenbeschaffenheit steht die Beschaffenheit des Trinkwassers in Zusammenhang, die ihrerseits wiederum Krankheiten herbeiführen kann. Die Fremdheit gegenüber der Natur, das Eingespantsein in die engen Großstadtstraßen müssen die Entwicklung des Menschen in eine bestimmte Richtung treiben und Seiten in ihm unentfaltet lassen, die sich bei engerer Berührung mit der Natur zu seinem Vorteil entwickeln.

Schon hier ergeben sich wichtige Hinweise für die Lebensführung. Es ist kein Zufall, daß die Jugend erst auf dem Wege über das Wandern und über die Naturfreude auch die Freude an einfachen und natürlichen Lebensformen wieder fand, daß sie sich abwandte von den Sitten und Unsitten der älteren Generation: die Berührung mit der Natur, der Sinn für die Natur und das Naturschöne entwickelt den Sinn für eine gesunde Lebensweise; vieles, was vorher den Menschen erfüllte, verliert nunmehr seine Bedeutung: der Aufenthalt in rauchigen Kneipen wird gemieden, der Alkohol wird gehaßt, alle Feste werden alkohol- und nikotinfrei; einfache Spiele und Tänze kommen wieder auf, der Sinn für das Gesunde regt sich. Das Gefühlsmäßige erfährt eine Anregung, besonders das religiöse Erleben wird gefördert. So können wir also vom Standpunkt der Gesunderhaltung und Wiedergesundung die Hinwendung zur Natur nicht genug preisen, und auf ihre Notwendigkeit muß immer wieder hingewiesen werden.

Die Kultur tritt uns in mannigfacher Gestalt entgegen; Wirtschaft und Politik, Religion und Sittlichkeit, Gemeinschaftsleben und

Recht, Kunst und Wissenschaft, Technik, Erziehung — alle diese Erscheinungen fassen wir unter dem Begriff der Kultur zusammen. Ich kann nur einige wesentliche Momente hier herausgreifen, die mir von ganz besonderer Bedeutung zu sein scheinen; die Sterblichkeit an der Tuberkulose nimmt mit zunehmenden Einkommen ab, die Erkrankung und die Sterbefälle an Tuberkulose sind in den niederen sozialen Schichten wesentlich häufiger als in den gehobeneren Schichten. Armut begünstigt aber auch sonst die Entstehung und Ausbreitung zahlreicher Erkrankungen. Frauen, die bis kurz vor der Niederkunft arbeiten müssen, bringen schwächlichere Kinder zur Welt als Frauen, die während der letzten Schwangerschaftswochen nicht mehr arbeiten. Die Verwaarlosten rekrutieren sich zum größten Teil aus den niederen Volksschichten. Eine der wesentlichsten Krankheitsbedingungen sind unzureichende Wohnungen. Daß mit der Entwicklung der Technik zahlreiche Gefahren entstanden sind, sei betont: die großen Zahlen der Eisenbahn- und Automobilunfälle, der Betriebsunfälle in der Industrie sprechen hier eine deutliche Sprache. Auf der anderen Seite gibt uns die Technik aber auch mannigfache Mittel in die Hand, den Gefahren zu begegnen. Daß mit dem Zurücktreten der religiösen Bindungen die ganze Lebensführung sich gewandelt hat und daß damit auch nicht nur die Neurosen häufiger geworden sind — eine Ansicht, die lange Zeit hindurch bestritten worden war, aber heute doch von zahlreichen Seiten wieder Zustimmung findet —, sondern daß die Lockerung der Lebensführung auch sonst auf die Gesundheit nicht günstig einwirken kann, erscheint mir gewiß.

Daß auch vom Menschen viele schädigende Wirkungen ausgehen, bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung: nicht allein an die unmittelbare Übertragung von Krankheiten von Mensch zu Mensch, wie diese etwa für die Geschlechtskrankheiten oder für die Tuberkulose und zahlreiche andere infektiöse Krankheiten gilt, oder daran, daß Menschen Unfälle verursachen können, welche nicht nur sie selbst, sondern auch viele andere Menschen schwer schädigen, denke ich hier, sondern vor allem auch an die Erziehungsfehler oder an die Milieuschäden im weitesten Sinne des Wortes; in diesen wurzeln zahlreiche seelische Störungen, wurzeln häufig auch Verwahrlosung und Kriminalität. Auch auf die Gefahr schlechter Freunde und der Verführung muß hier hingewiesen werden.

Eine besondere Beachtung verdienen noch die Krankheitsbedingungen im engeren Sinne; hier möchte ich vier besonders hervorheben: zunächst die Infektionen. Bei der Infektion handelt es sich um das Eindringen fremder Lebewesen in den menschlichen Organismus, um einen Kampf zwischen Mensch und Krankheitserreger; die Gesundung bedeutet den Untergang der Erreger, Untergang des Menschen aber deren Sieg. Früher nahm man an, daß das Eindringen der Erreger schon ausreiche, um die Erkrankung hervorzurufen; heute wissen wir, daß die Infektion zwar eine notwendige Bedingung für zahlreiche Erkrankungen (und zwar die spezifische Infektion) darstellt, aber keineswegs die ausreichende und alleinige Ursache ist. An zweiter Stelle nenne ich die äußeren Gewaltwirkungen: hierzu gehören alle Verletzungen durch Hieb, Stich, Stoß, Verbrennung, Knochenbruch, Überanstrengungen, Zerwürfungen, Schußverletzungen usw. Auch hier hängt der Verlauf der Erkrankung keineswegs nur von der einwirkenden Gewalt ab, sondern auch von der Widerstandsfähigkeit und Heilkraft des Organismus, von der Keimfreiheit usw. An dritter Stelle nenne ich den Beruf; zahlreiche Berufe bedeuten eine Gefahr für den Träger: so nenne ich hier die Bleischäden oder die Phosphorvergiftungen, nenne die Schädigung der Lunge bei Steinhauern, das Auftreten von Plattfüßen bei den Angehörigen solcher Berufe, die anhaltendes Stehen erfordern, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen. An vierter Stelle endlich sind die seelischen Krankheitsursachen zu erwähnen: sie spielen eine weitaus größere Rolle, als auch heute noch vielfach angenommen wird. Nicht nur daß es Erkrankungen gibt, die jeder körperlichen Grundlage entbehren — wir nennen sie psychogene oder funktionelle Störungen — so spielen seelische Momente doch auch bei organischen Erkrankungen eine wichtige Rolle: sie lassen eine lange latente Erkrankung sich plötzlich manifestieren, bestimmen mit über Auftreten, Hastenbleiben und Abklingen der Symptome. Auch hier wieder muß darauf hingewiesen werden, daß schon das Verhalten der Umgebung, besonders der Eltern, von Wichtigkeit für das Leben des Individuums ist und daß die letzten Wurzeln zahlreicher Störungen bis in die frühe Kindheit sich zurückverfolgen lassen. Als eine fünfte Gruppe könnte man noch die Genußgiste gesondert anführen: sie (besonders der Alkohol und das Nikotin) stellen eine Quelle mannigfacher Störungen dar, und sie schaffen die Grundlagen, auf

denen manche andere Erkrankung erst sich entwickeln kann.

Nach den verschiedensten Richtungen hin haben wir es nun in der Hand, Schädlichkeiten auszuschalten, oder jedenfalls ihnen entgegen zu wirken. Von der Bedeutung, welche die Berührung mit der Natur besitzt, war oben bereits die Rede. Hier gilt es zunächst darauf hinzuweisen, daß die Grundlage der Führung gesundheitsgemäßen Lebens das Bewußtsein der Verantwortung bildet, und daß daher die Erziehung zur Verantwortlichkeit eine dringende Aufgabe ist: der verantwortungsbewußte Mensch wird auch mit seiner und seiner Mitmenschen Gesundheit nie leichtfertig umgehen; er wird alles tun, um sich und andere gesund zu erhalten. Das bedeutet nicht, daß er in jedem Moment ängstlich nur auf seine Gesundheit bedacht ist oder bedacht sein soll: das würde nur zu einer hypochondrischen Haltung führen, welche die Lebensfreude und die volle Leistungsfähigkeit beeinträchtigt. Und gerade diese sind unbedingt notwendig auch im Interesse der Gesundheit. Aber der Mensch darf sich nicht leichtfertig Gefahren aussetzen, nicht mit seiner und der anderen Gesundheit spielen.

Eine wesentliche Krankheitsbedingung ist die Ziel- und Richtungslosigkeit des Lebens, unter der so viele Menschen heute leiden. Nicht allein, daß diese eine Unzufriedenheit und Unruhe erzeugt, welche die Menschen nach Abwechslung und Zerstreuung suchen läßt, nach aufregenden und Nerven und Sinne aufpeitschenden Genüssen, so muß sie auch den Willen zur Gesundheit lähmen. Wie wenige Menschen gibt es heute noch, die in ihrem Berufe volle Befriedigung finden und denen jeder Augenblick, in dem sie der Arbeit notwendig entzogen sind, als unwiderbringlicher Verlust erscheint; wo dies aber nicht der Fall ist, da wird sich im Falle von Erkrankungen leicht der Gedanke einschleichen, nun einmal, für eine gewisse Zeit wenigstens, der Notwendigkeit enthoben zu sein, eine verhasste Tätigkeit ausüben zu müssen. Die Krankheit kommt, besonders wenn auch während derselben ausreichend für den Unterhalt gesorgt ist, gar nicht so ungerufen, sie ist im Gegenteil nicht wenigen willkommen. Wie verhängnisvoll eine solche Einstellung aber wirken muß, und wie gefährlich sie im besonderen auch für den Ablauf organischer Erkrankungen, z. B. der Tuberkulose ist, kann ich hier nicht weiter ausführen. Ich habe darüber an anderer Stelle (vergleiche mein Buch „Die Psyche des Lungentranken“; Halle, Carl Marhold Verlag) ausführlicher ge-

sprochen. Nun ist es heute gewiß schwierig, den breiten Massen die Freude an der Arbeit wiederzugeben: die immer weiter fortschreitende Arbeitsteilung hat die Beziehungen zwischen Mensch und Arbeit für viele aufgehoben. Aber gerade deshalb scheint mir eine richtige Berufsausslese und Berufsberatung geboten, welche die individuellen Neigungen und Fähigkeiten der einzelnen berücksichtigt; sie hat auch den Erfolg, Reibungen, die aus mangelnder Eignung zur Arbeit stammen, auszuschalten und viele Unfälle zu vermeiden. Zum anderen aber muß immer wieder versucht werden, gegen die Leere des Berufslebens ein Gegengewicht zu schaffen und das Leben wieder durch irgendwelche Bindungen sinnvoller zu gestalten.

Das erscheint mir aber auch deshalb notwendig, weil die Ede, wie oben bereits angedeutet, sonst den Menschen Vergnügungen in die Arme treibt, die seine Gesundheit — seine körperliche und seelische Gesundheit untergraben müssen. Ich weise nur kurz darauf hin, daß Leere und Trostlosigkeit des Lebens den Menschen nach Sensationen suchen lassen, und daß hier zum guten Teil die Freude an der Schundliteratur und am Schundfilm wurzelt. Aber zweifellos müssen wir hier auch eine der Bedingungen sehen, weshalb sich das Sexuelle heute so stark — so unverhüllt und bewußt — vordrängt. Darin liegt aber gerade für den jungen Menschen eine sehr große Gefahr: er gibt sich einer Lebensweise hin, die nicht nur die Gefahr geschlechtlicher Erkrankung birgt, sondern die auch, da sich mit geschlechtlichen Ausschweifungen vielfach andere verbinden, besonders das Durchwachen der Nächte, der reichliche Genuß von Alkohol, starkes Rauchen, Aufenthalt in rauch- und dunstgefüllten Lokalen, Unaufrichtigkeit der Familie gegenüber usw. sonst die Gesundheit erschüttern. Es besteht die Gefahr des sozialen Abgleitens: das Geld reicht für den Jugendlichen nicht aus, um seine Ausgaben zu decken, er veruntreut erst kleinere, dann größere Summen; das Mädchen kann sich nicht mehr in einfache Lebensverhältnisse fügen, es wird der Arbeit entfremdet das Verlangen nach Puß, Prunk und Vergnügungen läßt sich, einmal geweckt, nur schwer wieder aufheben. Zwischen Sexualität und Verwahrlosung besteht, besonders für das weibliche Geschlecht, eine sehr enge Beziehung. Daß aber eine ungeordnete Lebensführung, mangelnder Schlaf, Alkohol- und Tabakmißbrauch auch schwere körperliche Erkrankungen im Gefolge haben kann, bedarf kaum besonderer Hervorhebung.

Wir weisen noch auf eine Reihe weiterer Momente hin, so vor allem auf die Ernährung; die Mehrzahl der Menschen weiß auch heute noch nicht über die Grundtatsachen und die Anforderungen, die an eine richtige Ernährung zu stellen sind, Bescheid. Der Wert animalischer Kost wird vielfach überschätzt, die Bedeutung der Pflanzennahrung nicht ausreichend gewürdigt. Man weiß heute, daß manche Krankheiten in einer falschen Ernährung ihre Grundlage haben. Auf die Gefahren des Alkohols und des Tabaks will ich auch hier noch einmal hinweisen. Der Alkohol hilft nicht nur die Irrenhäuser füllen, er ist nicht nur der große Verführer, ohne den manches Mädchen den Einflüsterungen des „Freundes“ nicht gefolgt wäre, er schädigt auch die Organe, vor allem Herz, Nieren, Leber aufs Schwerste. Das Nikotin wirkt besonders auf das Gefäßsystem. Vor allem darf Kindern und Jugendlichen kein Alkohol gereicht werden, er ist für sie in jeder Form und jeder Menge gefährlich. Wie wichtig Reinlichkeit und Körperpflege für die Gesundheit sind, dürfte wohl überall zugegeben werden. Im Schmutz gedeihen nicht nur die Krankheitskeime und die Krankheiten, Schmutz wirkt auch auf die Stimmung und auf die Gesinnung des Menschen zurück; man hat festgestellt zu können geglaubt, daß Strafgefangene in dem Moment umgänglicher wurden und eine Tendenz zur Besserung zeigten, in dem sie selbst Wert auf Sauberkeit und Körperpflege zu legen begannen. Daß hier die Erziehung ungemein wichtige Aufgaben zu erfüllen hat, sei besonders hervorgehoben. Wichtig sind auch Luft und Sonne: Wo die Sonne nicht hinkommt, da kommt der Arzt hin, so lautet ein altes Sprichwort. Die unglücklichen Wohnungsverhältnisse tragen einen großen Teil der Schuld an Krankheiten und an der Verwahrlosung der Jugend. Freilich handelt es sich hier um ein Gebiet, das schwierig zu beeinflussen ist: hier spielen wirtschaftliche Momente eine sehr wesentliche Rolle, und bei der bestehenden Wohnungsnot, der Unmöglichkeit, eine andere Wohnung zu finden, dem bescheidenen Einkommen zahlreicher Familien erscheint für viele ein Wechsel hier ungemein schwierig. Aber wir müssen uns doch immer wieder klar zu machen suchen, daß die Wohnungsfrage eine der wichtigsten Fragen überhaupt ist, und daß ohne ihre Lösung alle anderen Maßnahmen nur Halbheiten bedeuten. Wir müssen danach streben, den einzelnen wenigstens zur Freude an einer gesunden, hellen, sauberen, frischen, lustigen Wohnung zu erziehen, und ihn dahin zu

bringen, daß er seine Wohnung so sauber wie möglich hält und nach einer so gesunden Wohnung, wie es ihm möglich ist, strebt.

Auch den Infektionen gegenüber ist der Mensch durchaus nicht so völlig schutzlos preisgegeben. Daß sich durch eine gesunde Lebensweise die Widerstandsfähigkeit des Organismus steigern läßt, erscheint mir ebenso zweifellos, wie daß ungesunde Lebensweise, Ausschweifungen, Genuß von Alkohol usw. die Widerstandsfähigkeit herabsetzen und so den Ausbruch infektiöser Erkrankungen erleichtern und ihren Ablauf ungünstiger gestalten. Aber auch sonst hat es der Mensch vielfach in der Hand, Vorsicht zu üben. Es ist nicht nur ein Gebot der Höflichkeit, wenn man den Menschen daran gewöhnt, beim Husten die Hand vor den Mund zu halten, nicht ins Zimmer zu niesen oder beim Sprechen nicht einen Sprühregen von Speicheltröpfchen in die Umgebung hinauszujeten; es ist auch ein Gebot der Gesundheitspflege; denn auf dem geschilderten Wege werden Krankheiten der Atmungsorgane nur zu leicht übertragen. Es ist nicht nur eine ästhetischen Bedürfnissen Rechnung tragende Forderung, wenn verlangt wird, daß vor jeder Mahlzeit die Hände gründlich gereinigt werden, sondern auch dies ist eine Forderung der Gesundheit, da auch hier leicht Krankheiten übertragen werden können. Der Kampf gegen die Überanstrengung dient der Gesundheit; in vielen Fällen ist es sehr wohl möglich, die Überarbeit einzuschränken, wenn der Mensch nur bereit ist, auf manche Freuden, die teuer erkauft werden müssen, zu verzichten. Stetigkeit, Ruhe, Besonnenheit, Überlegtheit ist für die Erhaltung der Gesundheit von größter Bedeutung; nicht nur daß, nervöse Störungen eine häufige Folge der Überstürztheit sind — der Verz: raste, raste, haste nie, sonst hast du die Neurasthenie! drückt eine Wahrheit aus — so sind auch andere Störungen nur zu oft auf die Unruhe und Hast zurückzuführen, das Essen wird heruntergeschlungen, in Eile und ohne Ruhe; man rennt hinter der Straßenbahn her, hezt sich ab, springt auf den eben abfahrenden Wagen, stürzt und bricht das Bein: nm ein paar Minuten zu sparen, hat man sich eine schwere Verletzung zugezogen, die einen nun Wochen hindurch ans Bett fesselt und arbeitsunfähig macht. Gewiß ist auch diese Unruhe zu einem großen Teil zeit- und milieubedingt: wer hat in den großen Städten, bei den Riesenentfernungen heute überhaupt noch Zeit und Muße: man lebt in einer steten Anspannung und Eile; und doch müssen wir uns wieder

zur Ruhe — und sie ist oft nur eine Folge der Zeiteinteilung und der Pünktlichkeit — erziehen, um über zahlreiche Gefahren hinwegzukommen.

Wie wertvoll die rechte Lebensführung für die Entwicklung des Kindes ist, bedarf kaum besonderer Hervorhebung: die Familie ist das Milieu, in dem das Kind lebt und sich entwickelt, die Familie ist für die Bildung seiner Charaktereigenschaften und Charakterfehler in weitem Umfange bestimmend, und diese geben doch wiederum die Grundlage der eigenen Lebensführung des Kindes ab. Daß sich viele „Erzieher“ über die Bedeutung und über die Aufgaben der Erziehung noch nicht im klaren sind, daß sie kaum je über die wesentlichsten Fragen der Erziehung nachgedacht haben, das muß leider immer wieder festgestellt werden. Und doch sollte die Liebe zu den Kindern den Eltern eine eingehende Beschäftigung mit Erziehungsfragen nahelegen; denn die Erziehung hat es weitestgehend in der Hand, das Schicksal des Menschen zu bestimmen. Aber nicht nur die bewußte Erziehung, das ganze Milieu, wirkt, und gerade diese Tatsache sollte zu dauernder Rücksicht im Interesse des Kindes führen. Muß ich darauf hinweisen, daß Zwistigkeiten der Eltern, vor den Kindern ausgetragen, das Kind schwer schädigen, daß das uneheliche oder verwaiste Kind, dem die rechte Familie fehlt, stets in hohem Maße gefährdet ist, daß das umstrittene Kind, das Kind, das Scheidungen und was ihnen vorausgehen pflegt, miterlebt, zu schweren Störungen neigt?

Ich kann damit die Reihe der Beispiele schließen. Ich wollte zeigen, daß wir selbst es tatsächlich in weitem Umfang in der Hand haben, unser Leben zu bestimmen und auch über Gesundheit und Krankheit zu entscheiden. Wir sollen unser Leben so einrichten, daß es der Gesunderhaltung dient, daß wir frisch und leistungsfähig und froh bleiben. Gewiß werden wir nie in der Lage sein, allen Erkrankungen und allen Unglücksfällen auszuweichen — viele aber werden wir vermeiden können, und wir sollen tun, was in unsern Kräften steht. Auch der Kranke soll lernen, sich in sein Los zu schicken, alles zu tun, um es zu überwinden und mit den ihm gebliebenen Kräften hauszuhause zu leisten, was er noch zu leisten imstande ist. Gesundsein ist Pflicht jedes einzelnen. Sie zu erfüllen, wird ihm umso leichter gelingen, wenn er sich seiner Verantwortung im Leben bewußt ist und wenn es ihm gelingt, sein Leben sinnvoll zu gestalten, es in höhere, übergreifende Zusammenhänge einzufstellen.

Das Gelübde

Erzählung von Felix Janoske

Die letzten Strahlen der Dezember-
sonne des Jahres 1812 rasteten auf
dem Hügel. Von unten kroch das
Dunkel herauf, überspannte die runde Kuppe,
kletterte auf die Windmühle und löschte auch
das matte Glühen auf dem emporgestreckten
Flügel. Die Schneesfarbe der Landschaft ver-
blühte in ein stumpfes Grau, das an den Ab-
hängen und Einschnitten, an Busch und Wald
in Schwarzblau übergang. Im Schatten des
Grundes lag ein Gehöft, burgartig anzu-
schauen in der ergänzenden Ungewißheit des
Blickes. Wohn- und Wirtschaftsgebäude
waren durch hohe Mauern zum festen Viereck
verbunden.

Drei Männer gingen langsam hügelab und
darauf zu. Sie sahen halb wie Landstreicher
aus, die einzelne Teile ihrer Kleidung dem
günstigen Zufall verdanken, und halb wie
verschrobene Komödianten, die sich militärisch
herausgeputzt hatten. Alle schienen schlecht
zu Fuß und schleppten sich matt weiter; einer
stützte Arm und Schultergelenk in die Ast-
gabel eines langen Stodes und hinkte ein-
beinig. Sie sprachen unterwegs kein Wort,
auch nicht, als sie dem Gebäude näher kamen.
Eine Brücke führte dahin hoch über den Bach.
Sie zitterte; unten floß viel Wasser. Die
Wanderer stüpften einen Augenblick und eilten
dann über die schwankenden, summanden
Bohlen, als schreide sie das gurgelnde Wasser.
Das mächtige Hofstor war schon geschlossen;
dahinter bellten zwei Hunde in langen, tiefen
Stößen. Schritte näherten sich; ein schwacher
Lichtstreifen stahl sich durch den Türriß.

„Wer ist draußen?“

„Drei Soldaten der kaiserlichen Armee
bitten um Quartier.“

„Bitten?“

„Bitten.“

„Dann muß es schlecht stehen um die
Armee.“

„Sehr schlecht.“

Ein Kiegel wurde zurückgeschoben. Die hoch-
gehobene Laterne beleuchtete drei Gesichter
voll müden Glens, dem kein Übel zuzutrauen
war, weil es keinen Willen mehr aufbringt.

„Kommt herein,“ sagte der Knecht und
ließ die Laterne sinken.

„Ihr seid Deutsche?“ fragte er und schloß
das Tor ab.

„Nur ich,“ entgegnete der Sprecher; „meine
Kameraden sind Franzosen.“

Sie gingen durch den Hof, mißtrauisch um-
schnuppert von den zwei großen Doggen,

und traten in das Haus. Eine warme Glut
schlug aus der offenen Kuchentür. Die drei
drängten dahin, wagten aber nicht einzut-
reten. Eine große, hagere Frau von etwa
fünfundzwanzig stand am Herde und blickte rück-
wärts über die Schulter nach den un-
gebetenen Gästen. Das lange Gesicht zeigte
keine Furcht; die Starre dauernden Leides
lag darauf.

„Sie mögen hier in der Küche übernachten,“
sagte sie schließlich zu dem Knechte. „Gib
ihren nachher Stroh und Decken.“

Die Männer humpelten herein — ein
Graubart und zwei junge Leute — und mur-
melten einen Gruß. Scheue Hundeaugen
bettelten um die Erlaubnis, der Glut näher
zu treten. Dann saßen sie dort in stummer
Zufriedenheit auf dem Ziegelboden. Ihre
Glieder jogen mit Behagen die Wärme auf.
Zwei hübsche, dralle Mägde holten schwere
Futtertöpfe vom Feuer. Kein Blick schenkte
ihnen Beachtung. Traumbilder waren sie,
wie alles seit drei Monaten. Nur das Feuer
war wirklich und spendete Leben.

„Gott hat den großen Satan vom Throne
gestoßen,“ krächzte es hinter dem Ofen. Eine
alte Frau rutschte dahinter hervor. „Ihr
habt das Unglück vor euch her gejagt, bis ihr
es eingeholt habt. Halleluja. Irret euch
nicht, Gott läßt sich nicht spotten, auch nicht
vom obersten der Teufel.“

Die Fremden merkten wohl, daß die
krummrückige Heze keinen Segen über sie
ausgoß; doch verstanden zwei die Worte nicht
und der sie verstand, mochte nicht wider-
sprechen.

„Mutter, kommt zum Essen,“ unterbrach
die Bäuerin.

Auf dem Tische stand eine große Schüssel
Milchsuppe, aus der die Hausbewohner ge-
meinsam aßen. Die Soldaten bekamen auch
ihr Teil. Sie schlürften gierig die Wärme,
konnten dennoch nicht die innere Kälte über-
winden und schauerten, daß die Pöffel im
Munde klapperten. Die Bäuerin fragte nach
ihren Schicksalen. Die Ungeheuerlichkeit der
Erlebnisse fand keinen Ausfluß; das Gefälle
war zu stark für geordnete Erzählung. „Alles
tot — alles kaput.“ Mehr war nicht heraus-
zukriegen. Die Frau war wenig zufrieden
damit. Sie wollte Näheres hören über
General Macdonald und York, über die
preußischen Hilfstruppen, bei denen ihr Sohn
diente. Die Soldaten wußten nichts und
schüttelten die Köpfe. Alles tot — alles kaput.

Da trat ein harter Zug in das starre Gesicht.
„Ihr kaput — Napoleon kaput — wir nicht.“

Die Fremden schwiegen; sie waren Ärgeres gewöhnt als heftige Worte; zudem legte sich ihre Müdigkeit wie zäher Schlamm über jede Erregung. Der Knecht hatte kaum die erste Schütte Stroh hereingebracht, da lagen sie da.auf wie Klötzer und schliefen.

Die Bäuerin fand keine Ruße. Sie dachte an ihren Einzigen und wie er die Nacht zu bringen mochte. Leise stand sie auf, holte ein paar Decken und breitete sie über die Lumpen der Schläfer. Dann steckte sie einige knorrige Kloben in die verglimmende Asche und schaute zu, bis das Feuer anbiß und lachte fladerte. Einer murmelte im Schlafe — sie glaubte, Mama zu verstehen — dem legte sie eine zweite Decke über.

Schon seit Wochen gingen Gerüchte um über Rückzug und Verluste der großen Armee. Die Grenzzuben wußten Bescheid; doch suchten sie unwissend die Achseln. Ihre Verehrung für Napoleon ließ keine Verkleinerung zu. Dann erschienen die ersten lebendigen Zeugen. Sie brauchten nichts zu erzählen; ihr Aussehen verriet, wie sie das Schicksal heimgesucht hatte. Und das waren noch die wenigen Glücklichen, die davontamen. Die Hälfte der Truppen war ja schon auf dem Hinwege nach Moskau daraufgegangen; die andere Hälfte fraß der russische Winter. Das erfuhr man so nach und nach um die Jahreswende an der schlesisch-polnischen Grenze.

Die Bäuerin klagte nicht. So etwas verlernt sich, wenn das Leid öfters zu Gaste kommt. Das hatte sie auch schon nicht getan, als die Feinde — Gott sei's geklagt, Deutsche im französischen Solde — ihr den Mann erschlugen, weil er nicht schnell und bereitwillig genug die Schlüssel zu Truhen und Kasten hergab. Sie hatte damals Mühe, einen vierzehnjährigen Jungen, der dem Vater wacker zur Seite stand, vor dem gleichen Schicksal zu bewahren. Sechs Jahre waren es her, und diese Notzeit band ihr einsames Frauenherz an den prächtigen Sohn, der die Arbeit des Vaters übernahm und ihre kräftige Stütze wurde. Dann holte man ihn zu den Soldaten. Sie scheute kein Opfer, ihn zu lösen. Es war vergeblich. Er zog im Mai 1812 mit den 600 000 nach Rußland.

Fröstelnd streckte sie sich in ihrem Bette aus.
„Es müßte sich eins freiwillig für ihn opfern,“ sinnierte die Schwiegermutter neben ihr, und nach einer langen Weile: „Man ist zu nichts mehr nütze. Die Jungen sterben

weg; die Alten bleiben und möchten dabei gerne tauschen.“

Matte Klagenworte ohne treibenden Willen.

„Ihr hängt selber noch fest am Leben,“ spottete bitter die Bäuerin, „sonst hättet Ihr nicht laut gesagt, was stille Tat verlangt.“ Die Alte wollte es nicht wahr haben und behauptete, lieber heut als morgen abfahren zu wollen, war es aber zufrieden, daß ihr schwaches Anerbieten abgewiesen wurde.

Am späten Morgen erst zogen die drei Soldaten weiter. Sie zögerten noch am Tore, als warteten sie eine Einladung zum Bleiben ab. Gleich darauf wanderte die Frau zur Mutter Gottes auf dem Berge. Sie hätte fahren können; das Pferd stand untätig im Stalle. Sie zog vor, im Schnee zu waten, und dachte an ihren Jungen. Viele Stunden marschierte sie, betete ihren Rosenkranz und lebte von milben Gaben, die sie erbettelte. Es war ihr, als könne sie ihm die Härte seines Daseins durch solche freiwillige Leistung erleichtern. Weniger kam ihr in den Sinn, daß er bereits umgekommen sein könnte — sie hätte dann ein Zeichen empfangen — wohl aber, daß er in großen Gefahren steckte, vor denen ihn nur dauernde Wachsamkeit im Gebet schützen könne. Einigemal begegneten ihr Soldaten in abenteuerlichen Aufzügen mit ausgehungerten Körpern und müden Seelen. Dann gab es ihr einen Stich. Sie eilte weiter, der Stelle zu, wo sie wähnte, das Leiden ihres Sohnes sicher zum Stillstand bringen zu können.

Bei einer Raft auf dem Meilenstein sah sie neben ihrem Fuß ein grünes Blatt aus dem Schnee sich strecken. Sie erkannte es als Frauenmantel oder Sinnau, nahm es als gutes Zeichen und sprach darüber einen Kräutersegen:

„Dies sind die Sinnaukräuter unserer lieben Frau. Ihr Mantelkraut ist über alle Kräuter, und unsere liebe Frau eine Frau über alle reinen Jungfrauen. So bitte ich dich, du reinste Jungfrau, alle Krankheit, die einwendig ihn regieren, zu doktern und zu heilen.“

Sie zog den Wurzelstock, soweit sie konnte, aus dem harten Boden und steckte das Blatt in den Schuback.

Die Sonne stand tief, als sie am zweiten Tage den Ort erreichte. Es galt noch, eine halbe Stunde steilen Bergweg zu überwinden. Auf Händen und Füßen kroch ihr zäher Mutterwille hinauf, lag in Sorgen und Schmerzen vor den Leidensstationen und endlich oben vor der Gnadenreichen. Ein eisernes Gitter sperrte den Zugang zur

Kapelle; in unbestimmtem matten Glanze schimmerte das wundertätige Bild. Sie kniete auf den ausgehöhlten, feineren Vorstufen im Schnee und sammelte ihre Gedanken zur Andacht. Es war ihr auf dem Wege klar geworden, etwas Außerordentliches müßte zur Rettung ihres Sohnes geschehen. Die heißesten Gebete der Mütter hatten augenscheinlich nichts vermocht. Die mühevolle Wallfahrt war auch noch nichts Besonderes; die vielen Spuren im Schnee bewiesen es. Sie wußte schon eine Hilfe — ihre Schwiegermutter hatte sie auf stellvertretendes Sterben hingewiesen — aber ihre gesunde Bauernnatur sträubte sich gegen dies Äußerste, das Selbstvernichtung bedeutete, und ihr religiöses Empfinden schreckte vor dieser Sünde zurück. So lag sie fast eine halbe Stunde auf den Knien; die Stirn schlug in Gebetsstürmen auf den harten Stein. Endlich rang ihr die Angst das Gelübde ab, sie wolle ihr eigenes Leben darangeben, wenn die Gottesmutter das ihres Sohnes rette. Nun wurde sie ruhig, fühlte Erhöhung und suchte völlig erschöpft im Finstern ihre Herberge.

Der Heimweg drängte nicht so sehr. Die Zeit spielte keine Rolle mehr. Sie hatte dem Himmel einen Vorschlag gemacht; er würde ihn nach Befürwortung durch die heilige Jungfrau annehmen. Eines Tages würde dann ihr Sohn erscheinen und sie verschwinden. Mehr war vor der Hand in der Sache nicht zu tun.

Zu Hause nahm sie ihr Tagewerk wieder auf, besorgte wie gewöhnlich das Vieh und stand nur bisweilen etwas länger bei dem oder jenem Stück und strich ihm über Hals und Kopf. Sie trug jetzt den Rosenkranz auch bei der Arbeit. Ihre Lippen bewegten sich oft im stillen Gebet, der Himmel selber möge ihr Gelübde wahr machen und ihr die große Sünde ersparen.

Es war Tauwetter eingetreten. Der Bach führte viel Schmelzwasser, das in gelblich grünen Wellen zwischen den Hügeln dahinschoß. Fast jeder Tag brachte nun Gäfte. Nicht immer betrogen sie sich wie die ersten. Wenn sie in größerer Zahl kamen, wurden sie leicht ausfällig. War die Verpflegung nicht in ihrem Sinne, so gab es Streit. Der Knecht trug einmal eine böse Stichwunde davon, die ihn lange niederzwang. Die Mägde durften sich schon gar nicht zeigen, ohne belästigt zu werden; selbst die Bäuerin war vor Zubringlichkeiten nicht sicher. Da

ließ sie endlich die Bohlen von der Brücke nehmen und verhinderte so den Abgang. Es war bisweilen unbequem und nötigte zu Umwegen; aber die Selbstbestellung drängte noch nicht, und die Sicherheit der Frauen erforderte es. Solange der Bach Hochwasser führte, waren die bösen Gäfte nicht zu fürchten. Die reizende Tiefe schreckte alle Versuche ab. Anders mochte es werden, wenn sich das Wasser verließ. Es gab genug seichte Stellen zum Durchwaten.

Freilich die Vorüberziehenden waren mit dem Abbruch nicht einverstanden. Harte Worte flogen gegen das Haus und Steine an das Tor. Dann war es gefährlich, sich bliden zu lassen. Bitten, Klagen, Versprechen, Drohungen prasselten in allen möglichen Sprachen von jenseits herüber; einmal fiel auch ein Schuß. So war man übereingekommen keine Rede zu beachten. Kaum gaben noch die Hunde Laut, wenn zubringlicher Lärm am anderen Ufer erscholl.

Eines Abends war die Bäuerin im Stalle. Vorfrühlingsstürme jagten um die Gebäude, johlten und heulten ärger als die Hunde, die aufgeregert gegen das Tor sprangen. Ihr war, als höre sie von drüben einen Ruf. Sie stieg auf einen Schemel und schaute zu dem kleinen, vergitterten Stallfenster nach dem anderen Ufer hinüber. Nichts war zu sehen; doch hörte sie nun deutlicher den windverwehten Ruf „Mutter“ von jenseits. „Ich komme,“ schrie sie in Wind und Wetter hinaus. Sie rannte zum Tore und schob den schweren Kiegel zurück, ohne sich die Zeit zu nehmen, andere zu rufen. Kaum konnte sie die schweren Flügel öffnen und mußte sich gewaltig stemmen, um hindurchzugelangen. Schneller waren die Hunde am Bach und bellten laut.

„Früh,“ rief sie ins Dunkel hinaus.

„Mutter,“ scholl es froh und frisch zurück.

Sie nahm die schweren Bohlen vom Ufer und schob sie auf das Querholz der Mittelballen. Darauf ergriff sie ein Brett, um es von der Mitte ans andere Ufer zu werfen. Es gelang; die Verbindung war fertig. Da drängten die Hunde an ihr vorbei und hasteten über das schwankende Brett. Es verschob sich unter ihren Sprüngen und ließ eine Lücke, in die ihr eiliger Fuß trat. Der Mann drüben hatte alle Mühe, die Färtlichkeit der Doggen abzuwehren, die ungestüm an ihm hochsprangen, und konnte in Sturm und Dunkelheit nicht bemerken, wie ein Körper in die rauschenden Wasser stürzte.



Ludwig Braunbeck

Dorfstraße in Gaisbach



Völker, Rassen und Probleme Nordafrikas

Von Dr. Paul Mohr

Von den Säulen des Herkules bis zum Weltkanal von Sues weitet sich der afrikanische Orient — eine Welt für sich, die in sich abgeschlossen durch Wüste und Meer, afrikanern und europaverbunden, da Wüsten mehr trennen als Meere, dennoch ein Mittel- und Bindeglied zwischen Afrika und Europa ist, scheinbar denselben Gesetzen und Naturgewalten unterworfen. Welche Eigenart und welcher Gegensatz im einzelnen unter Ländern und Völkern!

Sonnenländer, lichtdurchtränkt, glutverfengt, brennendes Land mit Paradiesesgärten und Höllentälern, mit Schattendämmer unter Palmenwedeln, mit Wolkenfammeln, blaue Kulissen höher und höher türmend, bis die silberweißen Gipsspitzen in den Azurhimmel ragen. Tischgleiche Ebenen, unübersehbar mit Karawanenzügen am fernem Horizont und trügerischen Fata Morgana bildern, scheinhaft breite Wasserbänder mit grünenden Baumwipfeln spiegelnd, Salzseen und Inselberge sturmdurchtoste wilde Bergpässe mit Schrunden und Abgründen, Inselberge und Bergesinseln, zerklüftet und zernarbt, ge-

buckelt und zerjagt, Steinwüsten der Hamaden, Sanddünen der Areg, und überall die erhabene Majestät des unendlichen Raumes im sonnerfüllten Licht des Tages, die andächtig stimmt und erschüttert wie die unendliche Kuppel des nächtlichen Firmaments mit ihren überirdischen Lichthöfen, die in grauer Vorzeit den Ägypter zur Sternendeutung zwangen, die ihn zu Ewigkeitsgedanken anregten und die tief religiöse Sitte des Totenbuchs entstehen ließen, das den Toten ins Grab gelegt wurde.

Jedes der Länder Nordafrikas ist eine Individualität mit scharfen charakteristischen Zügen, verschieden von einander durch Weltstellung und Zukunftsbedeutung, von höchster

Bedeutung für die europäischen Probleme, die sich hier durchschneiden und überdecken.

Mögen vielfache Zusammenhänge zwischen den Ländern Nordafrikas bestehen, zwischen dem Magrib al-Msa, Marokko und den übrigen Atlasländern Algerien und Tunesien, die durch geographische Faktoren bedingt sind, nicht nur zwischen den Ländern der Berberei, zwischen diesen einerseits, Tripolitaniern und Ägypten andererseits, welche Klassen-



Palmenhain in Marokko



Strassenbild aus Tanger

Im Vordergrund links Wasserverkäufer mit ihren Tönnchen

de Gegenläge in Form und Bodengestaltung, in Klima und den Gaben der Natur, die bildend und formend auch den eingeborenen Rassen, den Berbern, Semiten und Indogermanen ihren Stempel aufgedrückt haben, ihre Eigenarten ausgeprägt oder sie abgeschliffen und gleichgerichtet haben. Unendliche Völkermassen haben die Gestalten des Mittelmeeres schon in Urzeiten aufgesogen und besonders Nordafrika, wie die megalithischen Denkmäler lehren, deren Grabhügel und Dolmen in ihren gewaltigen Massen uns Ehrfurcht und Staunen abnötigen. Braune Rassen aus dem Norden und braune aus dem Süden müssen frühzeitig nach Nordafrika gedrungen sein, ihnen sind Weiße aus dem Norden

gefolgt, die auch die Schöpfer dieser Dolmen und Riesensteingräber waren. Jede Völkerwoge, die aus dem unerschöpflichen Asien heranzitete, endete schließlich am Mittelmeer.

Wenn sie den atlantischen Ozean erreicht hatten, mußten sie den nachdrängenden Scharen ausweichen und so fluteten sie nach Nordafrika hinüber.

Wir wissen nicht, sind die vorgeschichtlichen Ureinwohner zuerst über die

Straße von Gibraltar gegangen oder sind sie von Osten her über die Sinaihalbinsel gedrungen. Jedenfalls bildeten in frühgeschichtlicher Zeit die Berber den Hautbestandteil der nordafrikanischen Bevölkerung, dieses hamitische Mischvolk, von dem der große arabische Schriftsteller Ibn Khaldun sagt: Die Berber



Der Marktplatz von Tanger



Das Tischlertor in Marrakech (Marokko)

sind immer ein mächtiges Volk gewesen, furchteinflößend, tapfer und zahlreich, ein wirkliches Volk wie so viele andere in der Welt. Man hat Berber Laten verrichten sehen, so ungewöhnlicher Art, daß man unmöglich die große Sorge verkennen kann, die Gott sich um diese Nation gemacht hat.

Noch immer ist der Ursprung der Berber ungeklärt. Für die Griechen waren sie die barbaroi, woraus die Römer später das Wort Barbaren gebildet haben. Leute, deren Sprache man nicht verstand.

Andererseits ist die Wurzel des Wortes Berber uralt. Es gibt eine Stadt Berbera am roten Meer und einen Stamm der Berabra im Niltal. Der Stamm der Beraber ist einer der mächtigsten im Hohen Atlas. Die Berber selbst nennen sich bekanntlich Zmafiren, die Edlen, ihre Sprache ist das Tama-

sirt. Auch dieses Wort ist sehr alt und findet sich bei griechischen und lateinischen Schriftstellern in wenig veränderter Form.

Das Tamasirt der Berber ist mit dem altägyptischen und altsemitischen nahe verwandt. Ta ist die weibliche Form des Artikels, der sich in zahlreichen Ortsnamen noch findet wie Tamu-

gabis, das heutige Tingad in Algerien, oder Taserwalt im Süs, während β oder Pa den männlichen Artikel bezeichnet. Da die Berbersprachen das p verloren haben, so heißt die Burg Pagadir jetzt Agadir, und aus dem griechischen Gadeira für gadir oder Gader entstand dann Gabis.

Das Wort Kabile (arabisch kabila) ist jüngeren Datums und bedeutet nichts anderes als Stamm und ist erst zur Türkenzeit eingeführt worden. Die Bezeichnung Maure hat überhaupt keinen ethnographischen Wert. Schon



Mann aus Dukkala



Blick auf Fez

dem heiligen Augustin, dessen Mutter eine Berberin war, war es wohlbekannt, daß es mehrere berberische Rassen gab, die sich tief von einander unterschieden, nur die Sprache bildete das einigende Band: *Plurimas gentes in una lingua novimus*.

Schon den alten Ägyptern war die Verschiedenheit der berberischen Rassen bekannt. Sie nannten die Völker, die westlich von ihnen wohnten, Libu, woraus dann das Wort Libyer entstanden ist. Seit der neunzehnten Dynastie haben sie blonde Libyer auf ihren Denkmälern dargestellt, die Temhu, die Völker mit heller Gesichtsfarbe. Vermutlich ist dieses Volk um 2400 v. Chr. eingewandert. Dieser blonde Menschentypus findet sich zahlreich in Tunesien, aber auch in Algerien, und in Marokko ist fast ein Drittel der Bevölkerung blond, namentlich die Bewohner im Rif und im hohen Atlas zeichnen sich durch blaue Augen und blondes Haar aus. Diese langschädlichen Menschen hoher Statur erinnern unwillkürlich an nordische Abkömmlinge. Es sind Menschen einer andern Rasse, durchaus verschieden von einem Südberber, einem Schöck oder Bewohner des *Wad Dra*.

Zahlreiche Berberstämme sind heute arabisiert. Aber nicht die Sprache ist das Entscheidende, sondern die Herkunft der Stämme. Es war der größte Fehler der

Franzosen, als sie die Eroberung Algeriens begannen, daß sie sich gerade über diese so wichtige Tatsache einer völligen Täuschung hingaben. Jahrzehntelang wurden die Araber bevorzugt. Ja, Napoleon III. hatte noch die Idee, ein arabisches Königreich ins Leben rufen zu müssen.

Ein anderer Irrtum, der schier unausrottbar erscheint, ist die Ansicht, daß die Berber sesshaft sind, die Araber aber Nomaden. Wo die Lebensbedingungen nur dem Herdenbesitzer die Möglichkeit der Existenz gewähren, sind die nordafrikanischen Stämme Nomaden geworden, die dahin wandern, wo ihnen Weide und Wasser winkt. Wo aber Kulturland Ackerbau oder Baumzucht ermöglicht, da haben sie feste Siedlungen begründet. Die Berber sind die geborenen Obstzüchter. Der Delbaum, die Feige, der Weinstock, der Pfirsich, Orange, die Quitte und Kispel werden überall gepflanzt. Darauf beruht auch die dichte Besiedlung gerade der Berberstämme. In Algerien befindet sich die Hauptmasse der Berber in den Dschurdjurabergen, in der sog. großen und kleinen Kabilei. Hier herrscht eine wahre Ubevölkerung, so daß zahllose Berber zur Auswanderung genötigt sind. Sie sind die Proletarier Nordafrikas geworden und überschwemmen sogar Frankreich, wo sie in den Bergwerken und Ma-



Der mittlere Teil von Fez mit dem Hügel der Meriniden

Sondergeist, daß die Berber die ersten waren, die sich zum Christentum bekehrten. Aber sie waren auch die ersten, die sofort dazu in Gegensatz traten und eigene Setten bildeten. So haben sie auch den Islam angenommen, sich aber dann einen Islam nach eigenem Gebrauch zurechtgeschnitten, da wo er mit ihren Lebensgewohnheiten nicht übereinstimmte, obwohl

schienenfabriken zu Hunderttausenden beschäftigt werden. Aber immer wieder kehren sie in ihr Heimatland zurück, in ihre Felsenhorste, die hoch an den Bergrüden wie Schwalbennester kleben, in nur auf schmalen Saumpfadern erreichbarer Höhe. Diese Kabilendörfer zählen oft 2—3000 Bewohner und dennoch haben sie sich nicht zu Stadtsiedlungen entwickelt. Bei den Berbern ist die politische Einheit das Dorf bzw. die Gemeinde und wird es auch noch auf lange Zeit bleiben. Für den richtigen Berber ist entscheidend das Herkommen, der Brauch, die ungeschriebenen Gesetze, kanun genannt, die auf uralte Stammes sitten zurückgehen. Zwar haben auch die Berber die Religion des Mohammed angenommen, sie sind aber stets laue Mohammedaner geblieben. Sie verdammen den Wein nicht, den sie selbst keltern, und das Wildschwein gilt ihnen als guter Braten. Es zeugt für den berberischen

gerade die Berber den Arabern die tapfersten und besten Glaubensstreiter bei ihren Eroberungszügen stellten. So haben auch die Berber im Weltkrieg für Frankreich gekämpft, und die marokkanische Division hat in unzähligen Schlachten mit großer Bravour gekämpft. Heute geht die französische Politik darauf hinaus, den Berber zu assimilieren, ihn aus dem Baumkreis seines Dorfes und seiner Sippe zu ziehen, ihn zu einer Stütze der französischen Kulturpolitik in Nordafrika zu machen. Der harte Berberschädel, der in



Asfemur in Marokko



Heiligengrab

Zahrtausenden allen Unterdrückern getrotzt hat, wird sich auch jetzt seine Eigenart und seine unbezähmbare Freiheitsliebe erhalten. Heute sind die Völker des Orients erwacht. Das ganze Asien revoltiert und häumt sich auf gegen den schrankenlosen Imperialismus der Weltmächte. Wer sieht nicht die Flammenzeichen, die hie und da emporzüngeln! Nicht nur die Welt des fernen Ostens ist in Aufruhr, auch die arabische Welt ist schon lange erwacht und rüttelt an dem Joch, das dem Islam auferlegt ist. Von Kabul und Angora bis Fes ist ein heimliches Einverständnis. Kassamahu Alla, Gott wird ihre Lenden zerschmettern. Seit England Ägypten fast ohne Schwertstreich besetzt hat, ist der Brand des Orients nicht mehr zu dämpfen. Er glüht fort unter der Asche. Ein neuer Weltkrieg wird sich im Orient entzünden und die ganze Welt in Flammen setzen.

Die Empörung Asiens, wie sie ein vorzüglicher amerikanischer Beobachter, Upton Cloje, meisterlich geschildert hat, richtet sich nicht nur gegen die politische Vorherrschaft des weißen Mannes, gegen die Aufzwingung seiner materiellen Kultur, sondern endlich und am stärksten gegen die hochmütige Voraus-

setzung seiner sozialen Überlegenheit. Die Fortsetzung des Weltkriegs ist die soziale, kulturelle und politische Empörung der farbigen Welt*).

Ägypten ist heute die eigentliche Frage des Orients, kompliziert durch Arabien, Syrien, Palästina und Mesopotamien. Ägypten ist in Wahrheit das Genick der englischen Weltmacht, der Eckstein des englischen Weltreichs. Es ist das Vorzimmer Indiens und des äußersten Ostens. Ägypten und der Sudan sind die Operationszonen der englischen Weltpolitik, der Eingang in das Indieweltmeer, das das Britische Reich mit seinen Flotten beherrscht. Zwei Tatsachen müssen dem Leser gegenwärtig bleiben, die sich in zwei hochbedeutsamen Schlagworten ausdrücken. Kairo—Kalkutta und Kairo—Kap. Keine Schranke stellt sich jetzt mehr England hindernd in den Weg von Kap nach Kairo. Nur ein wenig fehlt: das ist die Verbindung Kap—Kairo, der gigantische Traum eines Cecil Rhodes.

*) Upton Cloje: Empörung Asiens. Analtica-Verlag Wien, Zürich, Leipzig. 1928.

Das Land der Pharaonen ist der Schlüssel Syriens, das es durch Transjordanien und Palästina beherrscht. Die Stätten hoher islamischer Verehrung, Mekka und Medina, sind in seinem Bannkreis. Aber kurz oder lang wird auch die arabische Frage, d. h. Arabiens gelöst werden. Kairo ist heute der Mittelpunkt religiöser Kultur und Wissenschaft, nachdem Konstantinopel als Stadt des Kalifen seinen Vorrang eingebüßt hat, es überragt Damaskus und wetteifert mit Bagdad. Die islamischen Weltkongresse traten erstmalig in Kairo zusammen. Seit dem Auftreten des ägyptischen Freiheitshelden, des so früh verstorbenen Mustapha Kamel Bej, hat die ägyptische Freiheitsbewegung nicht einen Augenblick geruht. Seine prophetischen Worte haben überall gezündet, Ägypten, heißt die Frage, die die ganze Welt interessiert.

Beispiellos ist der wirtschaftliche Aufschwung Ägyptens, das heute über 14 Millionen zählt, während Kairo eine Millionenstadt geworden ist. Alexandrien, älter als Rom, zu Napoleons Zeiten eine Stadt von 6000 Einwohnern, hat heute über 600 000. Und noch arbeitet wie zu Urväterzeiten der fleißige Fellache und ringt dem ewigen Ernährer des Landes neuen Kulturboden ab. Immer rascher werden die ungezügelter Kräfte der Natur in Zucht genommen, Bahnen dehnen sich überall aus und erschließen das Rote Meerbecken und die öden Steinflächen Sinais, während das an Wundern so reiche Land der staunenden Nachwelt immer neue Schätze aus seinen jahrtausendealten Gräbern schenkt.

Von keinem andern Lande der Erde haben wir so frühe, geschichtlich beglaubigte Zeug-

nisse wie von Ägypten. Von den Ländern des Mittelmeeres war Ägypten der erste wirkliche Staat, als die übrigen noch vollkommen im Dunkel lagen. Wie laienhaft und dünnelverblendet nehmen sich die törichtesten Äußerungen des Faschistenführers aus, der römische Kulturpriorität gegenüber Germanien auszuspielen wagt. Römer und Griechen haben von Ägypten gelernt und Zeitrechnung und Kalender von diesen übernommen. Für den mittelländischen Geist, aus dem der europäische entstand, an dem alle Nationen Europas sich beteiligt, war das Land der Pharaonen ein Vorbereiter und Wahrer höchster Kulturgüter. Es ist die Tragik Ägyptens, daß es frühzeitig seine Selbständigkeit verloren hat, gerade weil seine Schlüsselfrage es so begehrenswert macht. Ist es nicht bezeichnend, daß gerade die größten Heerführer aller Zeiten ihre Namen mit unauslöschlichen Lettern in die Geschichte Ägyptens eingegraben haben? Ein Alexander, Caesar und Napoleon. Napoleon I. war es, der Frankreich auf Nordafrika und Algerien gewiesen hat. Man hat ihm in Algier eine Bildsäule mit der Aufschrift gesetzt: Il a révélé la conquête.

Von den drei Atlasländern ist Marokko durch Lage und Weltstellung ganz besonders bevorzugt. Kein Wunder, daß es noch heute in der internationalen Politik einen Zantapfel ersten Ranges darstellt. Meerengenstraßen sind stets von weltpolitischer Wichtigkeit. Alle Nationen, die zur See fahren, sind an Meerengen interessiert. Für die Weltmächte ist der Besitz einer beherrschenden Stelle an einer Meerengenstraße ein unbedingtes Erfordernis ihrer Machtstellung. Für England



Der Felsen von Gibraltar von Osten aus gesehen

war die Besetzung Gibraltars im Jahre 1704 der erste Schritt zur Fußfassung im Mittelmeer, der erste Brückenstein auf dem Wege nach Indien. Als bald folgte Malta und dann Aken. Heute ist der Besitz an der Straße von Gibraltar viergeteilt, ein sichtbares Zeichen für die Schwierigkeit der Lösung. Tanger ist internationale Zone und siecht dahin, weil keiner es dem andern gönnt. Die Rifzone ist spanisch und das atlantische Marokko etwa südlich vom Lufkos ist in französischer Hand. Marokkos Antlitz ist nach dem Atlantischen Ozean gekehrt. Hier blüht Casablanca mächtig auf. Es ist der Brückenkopf für Westafrika, dereinst aber wohl ein Vorhafen für Südamerika.

Demgegenüber ist Algerien bei weitem ungünstiger gestellt. Während Marokko an der schmalen Straße von Gibraltar in Sichtnähe Europas gerückt ist, entbehrt Algerien eines so nahen Gegenstandes, zu dem es in nahe kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen treten könnte. Es ist sogar ungünstiger als Tunesien gestellt, das sich an einer zweiten Einschnürung des Mittelmeeres befindet, gegenüber Sizilien. Auch seine Vermittlerrolle zu Innerafrika, zum Sudan, ist bei weitem nicht so günstig wie die Tunesiens oder gar Tripolitaniens. Die Küstenstädte Tripolitaniens haben den Vorzug, daß sie 400 km näher an den Sudan gerückt sind als die Hafenstädte Oran oder Algier. Eine Kette von Oasen im Süden Tripolitaniens ermöglicht seit den ältesten Zeiten den Verkehr mit den Schadseeländereien. Murzuk, Rhadames, Rhat, unsterbliche Namen, wer kennt sie nicht! Wieviel deutsche Forscher haben

an die Aufhellung des Hinterlandes von Tripolitaniern ihr Leben gesetzt. Hornemann, Barth, Overweg, Vogel, v. Beurmann, Nachtigall, Kohlfs, v. Bary. Derjenige, der Tripolis besitzt, wird der Herr des Sudan, schreibt Kohlfs. Der Besitz von Tunesien wiegt nicht den zehnten Teil desjenigen von Tripolis auf.

Heute sucht Italien Frankreich den Rang abzulaufen. Tunesien ist zu dreiviertel eine italienische Kolonie. Trotz aller Gegenmaßnahmen Frankreichs wachsen die italienischen Kolonien. Bietet doch Tunesien dem italienischen Siedler viel größere Aussichten als das benachbarte Tripolitaniern, in dem die unbeflegliche Wüste mit gierigen Zungen sich bis an die Westküste des Mittelmeeres drängt. Tripolitaniern ist bis auf das Hochland von Bara jaharisch zu nennen. Immerhin hat Italien durch Tripolitaniern seine Machtstellung im Mittelmeer außerordentlich verstärkt. Nur 600 km trennen das Hochland von Bara vom Cap Matapan und gleichweit ist es von Ägypten und Malta entfernt.

Für die großen europäischen Fragen ist das Mittelmeer noch heute ein Gradmesser weltpolitischer Kräfte. Alles ist hier im ewigen Wechsel, ein Kampfplatz der Weltmächte. Der nahe Osten ist erwacht und rüttelt an seinen Ketten. Die Welt des Islams, heute noch ein Opfer neuinszenierter Ausbeuterpolitik unter dem sabenscheinigen Namen einer Mandatspolitik, wird den Kolonialimperialismus zerhacken. „Die spezifische Stabilität der Völker Asiens,“ um mit Karl Marx zu sprechen, „ist nicht mehr vorhanden. Afrika wird Asien folgen.“

Der Dichter

Von Jochen Klepper

Ich bin den stillsten Weg gegangen,
der zu dem Grund des Lebens führt
und ohne Willen und Verlangen
nur noch den Sinn im Unsinne spürt.

Ich fand das Ende aller Fragen
und bin von Wissen ganz umhüllt;
ich kenne weder Angst noch Klagen
und Liebe, was die Nähe füllt.

Mein Leben ist in sich geschlossen,
allein noch mit sich selbst befaßt.
In diesem Kreise, unverdrossen,
trag ich der anderen Menschen Last.



Aufn. Arthur Ziehm-Film

Szene aus dem Film „Kreuzzug des Weibes“

Kinder im Film

Von Otto Behrens, Berlin / Mit acht Abbildungen

Kinder im Film sind das Entzücken zahlloser Kinobesucher, vor allem der Frauen und Mütter. Die amerikanischen Filmgesellschaften, die für alles Kinewirksame wohl das feinste Gefühl haben, bringen ganze Lustspielserien heraus, in denen ausschließlich Kinder auftreten. Diese bilden oft eine regelrechte Truppe. Die bekannteste dieser Art nennt sich drüben „Our gang“, eine Bezeichnung, die man am treffendsten etwa mit „Unsere Kasselbände“ übersetzt. Ein possierlicher Megerjunge und ein kleiner rothaariger und sommerprossiger Bengel bilden ihren Mittelpunkt. Auch ganz kleine Erdenbürger, selbst Säuglinge, kommen in amerikanischen Filmen nicht selten vor.

In Deutschland ist die Verwendung von Kindern für Filmaufnahmen durch polizeiliche Schutzvorschriften stark eingeengt. Unter dem Einfluß der gerade jetzt ständig zunehmenden Strömung, der Jugend stärkeren Schutz gegen alle möglichen Gefahren

des Kulturlebens angedeihen zu lassen, sind diese Bestimmungen in der letzten Zeit nicht ungewöhnlich verschärft worden. Die Verwendung von Kindern unter drei Jahren ist ohne Ausnahme verboten. Der Regisseur, der auf die Gemütswirkungen nicht verzichten will, die das Erscheinen dieser kleinen Geschöpfe im Film auslöst, muß sich daher mit einer mehr oder weniger geschickt nachgemachten Puppe begnügen. Will er das nicht, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Aufnahmen im Auslande herzustellen, das in dieser Auffassung großzügiger ist.

So sah sich z. B. der bekannte deutsche Regisseur Gerhard Lamprecht bei seinem Film „Menschen untereinander“ gezwungen, einen Teil der Handlung in der Schweiz spielen zu lassen und dort zu drehen. Die betreffende Szene zeigt in einer unerhört zarten Weise, wie zwei sich fremd gewordene Eheleute durch das unschuldige Spiel ihres Kindes wieder einander nahe gebracht wer-



Aufn. National-Film

„Hat Teddi auch Fieber?“
Aus dem National-Film „In Treue stark“

den. Eine Puppe war dabei natürlich unmöglich; es bedurfte der lebendigen Kinderhand, die sich verlangend vom Vater zur Mutter reckt.

Bei Kindern über drei Jahren bedarf jede Verwendung für Filmaufnahmen der Genehmigung der polizeilichen Fürsorgestelle. Meist ist es eine Fürsorgedame, die zu entscheiden hat. Sie macht die Erlaubnis nicht nur von einer vorherigen ärztlichen Untersuchung abhängig, sondern sie erkundigt sich nach allen Einzelheiten der Rolle, die das Kind in dem Film spielen soll. Vor allem aber wohnt sie den Aufnahmen selbst von Anfang bis zu Ende bei. Sind die Kinder ermüdet, so müssen die Aufnahmen unterbrochen werden. Es wird dann ein kleines Spielchen eingeschoben.

Gerade Gerhard Lamprecht ist dafür bekannt, daß er es als Regisseur am besten versteht, mit Kindern umzugehen und sie für Aufnahmen geeignet zu machen. Für den Nationalfilm „Die Unehelichen“, der ein tiefgründiges Thema, ein brennendes, alle Schichten der Bevölkerung bewegendes ethisches und sozialpoliti-

ches Gegenwartsproblem behandelt und in ungeschminkter Wahrhaftigkeit das oft grenzenlose Elend der von der Gesellschaft ausgestoßenen und gedächerten Kinder lediger Mütter vor Augen führt, für diese Kindertragödie brauchte Lamprecht vier junge Menschenkinder im Alter von etwa 6 Jahren. Es war nicht leicht, geeignete „Kräfte“ zu finden! Kinder, deren Eltern von einer Starzukunft à la Jackie Coogan träumten, wurden in Hülle und Fülle angeboten, aber „schöne“ Filmkinder wollte Lamprecht nicht haben; seine Absicht war vielmehr, vom Kino völlig unbeeinflusstes Menschenmaterial zu erhalten — und es glückte! Wie so oft im Leben brachten reine Zufälle das Gewünschte. Es fanden sich zwei kleine Mädelschen, aus recht bescheidenen häuslichen Verhältnissen stammend, blutjunge Dinger, denen die Filmerkunst noch beinahe gänzlich fremd war. Lamprecht brachte bei ihnen das Wunder zustande, daß sie vollkommen aus sich heraus gestalteten, ohne ihnen etwa sagen zu müssen: „Mache das so oder so.“ Mußte er die für die betreffende Handlung



Schwestern

Aufn. National-Film

erforderliche Stimmung erzeugen, dann ließ er ganz natürliche Vorgänge eintreten, um die Gemüter entsprechend zu beeinflussen. Die jungen Darsteller sollten ja nicht wissen, daß sie gefilmt wurden, denn sonst wären sie verwirrt oder gar eitel geworden. Lamprecht, der zugleich die wunderbare Gabe hat, die zarten Schwingungen einer Kinderseele am feinsten zu erfassen, spielte regelrecht mit seinen kleinen Schauspielern und sagte ihnen dann schließlich, daß sie photographiert würden. Er lockerte auf diese Weise ihren filmischen Ausdruck auf, verstärkte ihn und brachte die Empfindungen in jeder Phase deutlich heraus. Die Kinder waren mit den prächtigen Spielsachen, die man ihnen geschenkt hatte, derart lebhaft beschäftigt und dadurch so stark bei der Sache, daß sie dem Operateur an der Kamera fast gar keine Beachtung schenkten, wenn er sie „drehte“. Sandkästen, Turngeräte und andere Dinge mehr, die ein noch unverwöhntes Kinderherz erfreuen, wurden neben dem Atelier aufgebaut,

und wenn die Augen freudig leuchteten, wurde ein bißchen „grafiert“, wie einer der Wüschelköpfe sagte, d. h. gefilmt, um die gewünschte Stimmung und den entsprechenden Gesichtsausdruck auf das Zelluloidband in der Kamera zu bannen. Am schwierigsten war es natürlich, tragische Stimmungen aus den Kindern herauszuholen, schon deswegen, weil man sie seelisch nicht so stark erschüttern durfte. Eine mutwillig zerbrochene Puppe oder ein verbotenes Spiel ließen aber meistens schon in den Zügen der Mädchen die kleinen Schmerzen der enttäuschten Kinderseele widerspiegeln, um diese mit feinem psychologischen Takt für die dramatischen Szenen des Films zu verwenden. Einmal wurde während der Vorbereitungen zu einer Aufnahme, in welcher eins der Mädchen „Furcht“ zu spielen hatte, eine Flasche auf den Erdboden geschleudert und zerschmettert, um



Aufn. Farusamet

Große Wäsche
Aus dem Film „Die Flammen lügen“



Aust. Parufamet

Bitte — bitte!

Aus dem Film „Die Flammen lügen“

den Ausdruck des Entsetzens und höchster Furcht zu erwecken. Das Experiment gelang. Angsterfüllt starre die Kleine, ihre Fingerchen zitterten, dann schlug sie verzweifelt die Hände zusammen — ein herzerreißender Ausdruck erfüllte ihre Gesichtszüge, so natürlich, so echt, wie er eben nur bei Kindern möglich ist. Schnell wurde dieser Moment gedreht. Ein andermal mußte eins der Mädchen weinen, — richtig weinen wie Asta Nielsen, keine Glazerinperlen, sondern echte Tränen. Lamprecht setzte sich zu der Kleinen und erzählte ein ganz trauriges Märchen, so traurig, daß das Mädchen herzergreifend zu schluchzen begann. Es war derart tief innerlich aufgewühlt, daß selbst der Regisseur und sein Operateur die Tränen aus Ergriffenheit nicht zurückhalten konnten.

In dem Marinefilm „In Treue stark“ spielt ein Kind mit, das nicht nur äußerlich, sondern auch im Spiel sympathisch berührt. Der kleine Knabe mit dem Vorkopf bleibt immer kindlich echt, und sein Spiel wirkt so

natürlich und ohne jede Verlogenheit, wie es eben nur Kinderart sein kann. Ebenso finden wir in dem Penny-Porten-Film „Die Flammen lügen“ einen entzückenden kleinen Jungen, der mit ungekünstelter Hingabe spielt und nur sich selbst gibt. Auch dieses Kind ist wie ein seelenvolles Instrument, dem der kundige Regisseur mit geübter Hand und ohne Hemmnisse die süßesten Töne entlockt. Da es keinen angeborenen schauspielerischen Instinkt besitzt, weiß es noch nicht, daß alles Schein ist, was es vor dem Objektiv aus seinem Innern herausgestalten soll. Doch schon gehorcht in ihm alles dem Willen des Regisseurs und dem Einfluß der erzeugten Stimmung, bei dem es das große ahnungslose Kind bleibt, dem das Leben noch hunderttausend Geheimnisse verbirgt.

Das Schöne und Wunderbare in deutschen Kinderfilmen ist eben das Ursprüngliche und Unverfälschte der jugendlichen Darsteller, und es mag im Grunde genommen als bedauerlich gelten, daß Bühne und Film das Kind bisher noch verhältnismäßig selten zum



Aust. Gerhard-Lamprecht-Film, Berlin

Szene aus dem Film „Die Unchelichen“

Träger dramatischer Konflikte gemacht haben. Gerade der jugendliche Mensch ist zum tragischen Erlebnis prädestiniert, denn er begreift noch nicht, daß der Sinn des Daseins darin liegt, sich mit unabwendbaren Notwendigkeiten abzufinden. Ist aber eines Tages der Augenblick gekommen, in dem ihm diese Erkenntnis zum Bewußtsein gelangt, dann scheidet er für immer aus dem Kinderparadies, das eigentlich wohl überhaupt nur in der Phantasie des Erwachsenen besteht. Das Kind ist dazu geschaffen, tragische Konflikte bis zu den äußersten Konsequenzen zu durchleben: sein ganzes Fühlen und Denken wurzelt im Unbedingten, es kennt noch keine Kompromisse, und sein ganzes Wesen bäumt sich dagegen auf, sich mit gegebenen Tatsachen abzufinden. Welch' dankbare Aufgabe für den Film, den Ausdruck des Seelenlebens eines Kindes, für das den meisten Erwachsenen das nötige Verständnis fehlt, in Bildern wiederzugeben!

Wie grundverschieden von seinen deutschen Kollegen ist nun Jackie Coogan, der Liebling der Amerikaner. Es bedarf zwar keiner Frage, daß auch er eine Zeit hatte, wo er durch seine noch echt kindliche und ergreifende Darstellungskunst die Zuschauer gefangen nahm und ihre Herzen mit süßer Wehmut erfüllte. Erinnerung möge bloß an den Film „The Kid“ werden, in dem er der Partner seines „Entdeckers“ Charlie Chaplin war. Inzwischen sind aber schon ein paar Jahre vergangen, und heute ist sich Jackie Coogan seines Startums bereits zu sehr bewußt. In der letzten Zeit zeigen seine Filme ein immer mehr auf Oberflächlichkeit und Sensationswirkung eingestelltes Spiel, wie wir es in überwiegender Mehr-

heit auch bei seinen großen und älteren Kollegen finden. Ganz abgesehen von der rein äußerlichen Veränderung, die mit Jackie vorgegangen ist — die Locken, die früher sein kleines Haupt zierten, sind der Schere zum Opfer gefallen — ist aus dem Wunderkind ein frühreifer Knabe geworden, der sich in zunehmendem Maße Starallüren angewöhnt. Ein Wunder ist dieses keineswegs, denn die Verhimmelung eines bekannnten und beliebten Filmdarstellers nimmt in den Vereinigten Staaten immer gleich Formen an, die für unsere Begriffe das Lächerliche streifen. Man kann fast von einem „Jackie-Coogan-Kult“ sprechen, und es steht völlig außer Frage, daß ein derartiger Tamtam den Kopf des Jungen, der sich auf Grund einer phantastisch hohen Gage jeden Luxus leisten kann, noch mehr verwirrt und von natürlicher Kindlichkeit keine Spur mehr übrig läßt. Jackie, den wir als kleinen Jungen mit dem Pagentopf, mal lachend, traurig oder weinend, in lieber Erinnerung haben, ist heute ein junger Mann, der nicht nur äußerlich den Kinderjahren entwuchs. Mit dem Film „Jackie der Außenseiter“, in dem er einen Jockey spielt, hat er endgültig Abschied von seinen Kinderrollen genommen.

Mit einem derartigen Nimbus wird man bei uns wohl niemals ein Filmkind ungelangen mit Recht, daß Kind bleibt — entweder ganz oder gar nicht. Wir mögen bei Kindern im Film kein auf Außerlichkeit und Effekthascherei eingestelltes Spiel, sondern verlangen die Verkörperung glaubhaft erscheinender Menschen gestalten, die dem tatsächlichen Leben entnommen sind, denn nur sie entsprechen dem



Jackie Coogan ist traurig

Musik. Barusametz



Jackie Coogan hoch zu Roß

Kufu. Barufamet

Wesen und den Aufgaben der flimmernden Kunst. Wir brauchen Kinder, die sich selbst spielen und keine Schauspieler, die auf „Star“ zu recht gemacht werden. Was wir sehen wollen, ist das unentstellte Kindliche und seine Eigenarten in unmittelbarer Ursprünglichkeit, eine gefühlstarke Wiedergabe der Empfindungen, die in der Größe ihrer Naivität elementar wirken. Eine Naivität, die uns alle angeht, die wir nicht vergessen können und die Ewigkeitswerte birgt. Nur dann, wenn Kinder

keine Puppen, keine Filmkinder, sondern Menschenkinder sind, weder banal werden noch übertreiben und aus ihrem Erleben keine Possen machen, kommt die Unbefangenheit und Natürlichkeit des Kindes zur vollen Geltung. Die Kinder leben dann wirklich im Bild, weil sie eben erleben, und lassen den Zuschauer vergessen, daß es sich nur um einen Film handelt. Und hiermit kann die Filmkunst eine schöne und dankbare Aufgabe erfüllen.

Anfahrt

Die Zehnglocke tönt, es mahnt die Pflicht —
 Nun stehen sie in Reihn, der Anfahrt harrend.
 Und jeder schweigt, ins öde Dunkel starrend,
 Indessen ringsum geistert Licht an Licht.

Schwarz dräuend gähnt das Ungetüm, der Schacht.
 Signal ertönt, die Fördersehalen sausen,
 Und an den Knappen wächst herauf das Grausen —
 Vereinzelt noch ein Schein, dann — tiefe Nacht — —

Albert Korn

Adolph Menzel und seine Ahnen

Von Dr. Alfred Schellenberg

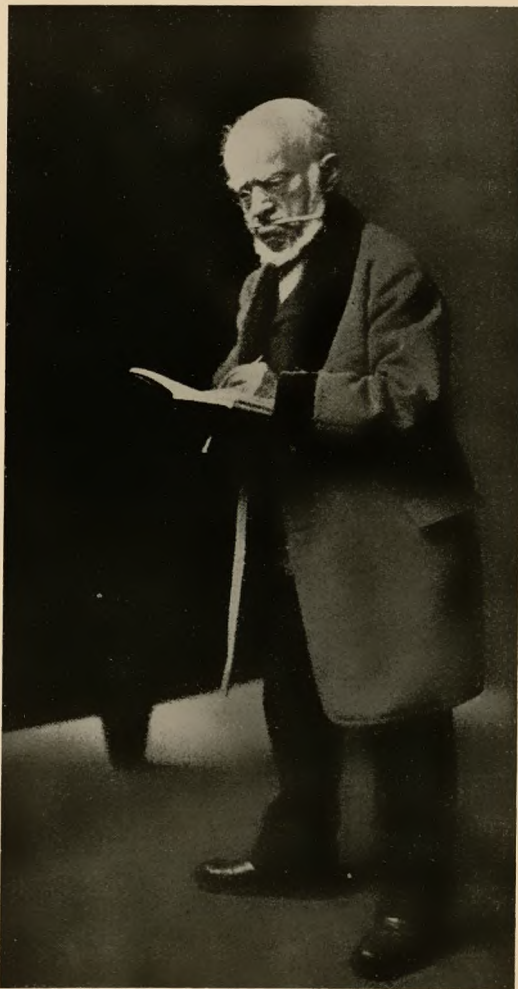
Die Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig wird demnächst ein Werk herausgeben, das nach den verschiedensten Richtungen hin als eine wissenschaftliche Tat ersten Ranges angesehen werden muß: „Ahnentafeln berühmter Deutscher“. Mag auch die Auswahl der behandelten Probanden in mehrfacher Hinsicht noch einen etwas zufälligen Charakter tragen, so wird dieser Mangel hoffentlich bald durch die Herausgabe weiterer Fortsetzungen ausgeglichen werden. Auch der größte schlesische Maler und Breslau berühmtester Sohn, Adolph von Menzel, wird in diesem Werke vertreten sein, und es sei mir, dem Bearbeiter seiner Ahnentafel, gestattet, an dieser Stelle über die einfachen Lebens- und Ortsdaten der in ihr erhaltenen Personen hinaus Menzels Vorfahren in einen lebendigeren Kulturgeschichtlichen Rahmen hineinzustellen.

Der Menzel sind viel in Schlesien. Es gibt solche, die sich mit und solche, die sich ohne „t“ schreiben. Bei Menzels Großvater wechselt noch die Schreibform. Sein Sohn aber war ein Schulmeister. Dem mochte ein t nach einem Konsonanten als eine barocke Überflüssigkeit erscheinen, und so ließ er es fallen. Was der Name bedeutet, ist klar. „Menzel“ ist nichts anderes als eine Koszeform

für „Mann“, entstanden aus der Abkürzung irgend eines mit diesem Wort zusammengesetzten Vornamens.

Als Adolph Friedrich Erdmann, unser Maler, in Breslau an jener Stelle, wo heute das große Gebäude des Schlesischen Bankvereins steht, in der „Goldenen Muschel“ am 8. Dezember 1815, abends 8 Uhr, zur Welt kam, hat ihm sicher seine eigene damals 72jährige Urgroßmutter Johanna Charlotte, die Witwe des Tuchmachers Benjamin Schmidt, den ersten Ausflüg in die Welt erleichtert. Denn das Jahr vorher steht sie

als Hebamme auch unter den Taufzeugen von Menzels älterem (jung verstorbenen) Bruder. Robert Becker ist in seinem Büchlein „Adolph Menzel und seine schlesische Verwandtschaft“ dem Bildungsgange des Knaben nachgegangen und hat außer der Feststellung, daß er die evangelische Volksschule 6 in Breslau besuchte, auch eine Kreidezeichnung des 12jährigen Jungen in der heutigen Sander-Schule entdeckt. Adolph war ein frühreifes Wunderkind, die Vaterländische Gesellschaft scheute sich nicht, zwei seiner Zeichnungen in ihrer Ausstellung 1828, in der damals meistgenannte deutsche Künstler vertreten waren, zu zeigen. Die ersten künstlerischen Anregungen kamen dem Knaben sicherlich von seinem Vater,



Der alte Menzel

dann aber auch von seinem väterlichen Großvater Druisch, einem Zeichenlehrer am Elisabethgymnasium. Dem gegenüber mag der Zeichenschulunterricht durch die Lehrer Viehler und Sander von nebenjächlicher Bedeutung gewesen sein.

1830 zieht die Familie Menzel nach Berlin. Zwei Jahre später ist Adolph nach des Vaters frühem Tode das Familienoberhaupt. Er ernährt von nun an die ganze Familie; außer ihm sind noch da: die Mutter, eine Schwester und ein Bruder.

Das Selbstbildnis des Neunzehnjährigen zeigt uns einen Jüngling mit ernsten sympathischen Zügen. Blondes herabwallendes Haar zu beiden Seiten einer hohen klaren Stirn, unter ihr gütige, ernste Augen, aber schon durchdringend und prüfend, die Nase kühn und klug, um den nicht unsinnlichen Mund Festigkeit und Selbstbewußtsein. Diesem Antlitz ist alles Bohämehafte fremd — Ausgeglichenheit, Selbstsicherheit, Vernunft begleiten diesen Menschen ja durchs ganze Leben — es weiß aber auch noch nichts von jener Tragik zu erzählen, die erst später dem Manne in ihrer ganzen Grausamkeit zum Bewußtsein kam. Karl Scheffler hat das Pro-

blem des Menschen — und damit auch des Künstlers — Menzel richtig gesehen: den mit einem zwerghaften Körper ringenden und doch an ihn unlöslich gefesselten titanischen Geist. Spätere Versuche, diese Tragik zu leugnen, blieben und bleiben ohne Überzeugungskraft, sie vermochten nicht die auf zahlreichen Tatsachen aufgebauten Geschichten und Geschichten zu entkräften, in denen das an Koboldähnlichkeit streifende Zwergerprofil den Kern der Pointe bildet. Menzel maß 1,40 Meter, er blieb damit 13 cm unter dem preussischen Militärmaß. Seine Mißgeburt bestimmte seinen Willen zum Jölibat. Er war ein Mönch sein ganzes Leben hindurch, und berühmt ist die Stelle seines Testaments: „Gleicherweise kann niemand austauschen, irgendwelche Nachkommenrechte geltend zu machen. Nicht allein, daß ich ledig geblieben,

habe ich auch lebenslang mich jederlei Beziehung zum anderen Geschlecht (als solchem) entschlagen. Kurz, es fehlt an jedem selbstgeschaffenen Klebstoffe zwischen mir und der Außenwelt. Gleich hierbei bemerke ich noch, daß im ganzen Kreis unserer Verwandtschaft niemand existiert, der den Namen Menzel führt, nicht überflüssig zu wissen.“

So wurde der der Liebe Entzogene zum Fanatiker des Fleißes. Der Linkshänder bildete mit eiserner Energie die Rechte aus, und das Unwahrscheinlich-Unheimliche wurde bei ihm zur Wahrheit: er konnte gleichzeitig mit zwei Händen zeichnen! Seine scharfe Brille schien ihm dazu die Kraft eines zweiten Augenpaares zu verleihen. Obwohl in ihm eine Lebensfähigkeit, das Erbteil von einer ganzen Anzahl seiner Ahnen, von ungewöhnlicher Stärke war, obwohl er sein Leben auf über 90 Jahre bringt, schafft er mit jener fieberhaften Eile, die wir so oft bei früh vom Tode gezeichneten, ihres kurzen Lebens sich bewußten Menschen antreffen. Geradezu grotestke Formen kann dieser Arbeitseifer annehmen: so hat der ohnmächtig vom Pferde sinkende Soldat erst Anspruch auf Menzels Hilfeleistung,



Breslauer Stadtmiliz:
Musketier der grünen Kompanie um 1730

nachdem er ihn im Skizzenbuche festgehalten. Fleiß, Fleiß und nochmals Fleiß ist der Sinn seines Wertes — aber die Liebe fehlt. Nur ab und zu spürt man auch den Funken in diesem so männlichen, für weichere Regungen zu stolzen Herzen, dann nämlich, wenn er die Mutter zeichnet oder Menschen, die ihm nahe stehen oder ihm näher zu stehen scheinen. Man könnte einen Roman um jenes faszinierende Damenbildnis in der Nationalgalerie dichten. Über 7000 Aquarelle und Zeichnungen besitzt allein dieses Museum von seiner Hand.

War diese Zwergegestalt ein Ausnahmefall, ein groteskes Spiel der Natur? Oder war sie bedingt durch gesetzmäßige Vererbung? Darüber gibt uns auch Menzels Ahnentafel keine Antwort. Ebenjowenig auch darüber, woher diesem Menschen die gewaltige Energie

und die ungeheure Arbeitskraft kamen. Trotzdem werden wir am Schlusse zu einigen Ergebnissen kommen.

Schon über seinen Vater Christian Erdmann wissen wir wenig. Von seinem Auseren ist uns nur das von seinem 13jährigen Sohn gezeichnete Abbild seiner Hand erhalten. Die den Grabstichel haltende Hand sagt uns, daß Menzel von seinem Vater die Linkshändigkeit geerbt hat. Dieser war der letzte von sieben (nicht acht, wie Beder angibt) Kindern des Wassermüllers Men(t)zel in Städtel bei Namslau. Den Namen Christian erhielt er wohl nach seinem das Jahr vorher verstorbenen Onkel, der Name Erdmann kam von dem Organistensohn Johann Erdmann Milde. Städtel gehörte pfarramtlich zu Hönigern, das unter der Landeshoheit des Herzogs von Württemberg Carl Christian Erdmann stand. Möglich, daß auch bei der Namensgebung die Vornamen des Herzogs eine Rolle spielten. Menzels Vater hat sich immer nur Carl Erdmann genannt. In Breslau finden wir ihn zum erstenmal bei seiner Trauung als Institutsdirektor. 1817 erwirbt er das Bürgerrecht, wohl im gleichen Jahre, da er auch den Lehrberuf aufgab und eine eigene Steindruckerei einrichtete. Nach einer Eintragung vom Sommer 1819 in der Schlesischen Zeitung wurde diese Anstalt vor das Nikolaitor verlegt. Verschiedene Arbeiten seiner Werkstatt sind bis heute bekannt geworden. Außer den Lithographien in der „Geschichte des preussischen Staates“ von J. A. Rußen und dem von seinem Sohne lithographierten Bischofsbildnis des Emanuel v. Schimonski eine Landschaft, dann ein sehr guter Blückerkopf, vermutlich nach dem Gemälde von H. C. Gröger (auf dem Umweg über einen Stich?), und eine Ausstellungs vignette, aus denen man ohne weiteres auf Leistungsfähigkeit dieser Werkstatt und auf künstlerische Befähigung ihres Leiters schließen darf. Menzels Vater wird am 18. Februar 1830 aus der Breslauer Bürgerliste gestrichen. Wir haben in diesem Datum den Tag der Übersiedlung nach Berlin zu sehen. Es zeugt nicht nur von Unternehmungsgest, wenn der Vater Menzel Berlin mit Breslau vertauschte, denn bei der prekären Vermögenslage war diese Übersiedlung ein Sprung ins Ungeviß, sondern auch von einer von der Nachwelt dankbar anzuerkennenden Weitichtigkeit, denn er war sich bewußt, daß Breslau für die weitere Entwicklung des so ungewöhnlich begabten Sohnes nicht der richtige Platz war. Nur kurze Zeit gemeinsamer Arbeit blieb ihm

noch mit dem Sohne. Zwei Jahre später trug man ihn auf den Dreifaltigkeitsfriedhof hinaus.

Breslau besaß schon einmal einen Menzel als einen großen Künstler. Es ist der hervorragende Goldschmied Christian Menzel, dessen Hauptwerk, die Heinrichauer Monstranz, im Jahr 1671 entstand. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man gern an die verwandtschaftliche Beziehung zwischen dem Barockkünstler und unserm Maler geglaubt, bis Erwin Hünze diese Illusion endgültig vernichtete. Aber die Menzel-Forscher kamen über den Großvater Johann Heinrich, der eine Mühle in Städtel besaß, nicht hinaus, und auch Robert Beder gab, als er an Ort und Stelle erfuhr, daß die Staedtelschen Alten um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts ein Raub der Flammen geworden waren, resigniert die weiteren Forschungen auf. Aber vielleicht ließ sich trotzdem noch etwas feststellen. Eine Mitteilung des Pfarrers Riebe in Städtel, dem ich für uneigennütige Nachforschungen in seinen Kirchenbüchern zu der Stammtafel Menzel sehr zu Dank verpflichtet bin, besagte, daß das erste Kind des Johann Heinrich am 9. 9. 1773 getauft wurde und daß dessen Vorgänger, der Erbwassermüller Hans Polide zum letzten mal am 11. 6. 1767 im Staedtelschen Kirchenbuch genannt wird. Demnach mußte der Übergang der Mühle innerhalb dieser sechs Jahre auf Menzels Großvater erfolgt sein. Die Ingressionsakten des hiesigen Staatsarchivs, die auch die Verkaufsprotokolle von Städtel vor dem Amtsgericht in Carlshufe O.S. wenigstens bis 1789 enthalten, ergaben die Richtigkeit dieser Vermutung. Ein Protokoll vom 25. 2. 1772 behandelte den Verkauf der Wassermühle durch Johann Polith (sic!) an einen Christian Menzel, „einen freyen Menschen aus Carlsmark gebürtig“, für 800 Thaler, und am 5. 5. 1773 verkaufte dieser zum gleichen Preis die Mühle an seinen Bruder Johann Heinrich weiter. Und schließlich verzichteten in einer dritten Urkunde vom 19. 9. 1786 als Erben Daniel Menzel, Erdmüller in Sterzendorf, und Anna Rosina verehel. Kaluß (in) zugunsten ihres Bruders Johann Heinrich auf die Hypothek, die der verstorbene Christian Menzel noch auf der Mühle stehen hatte. Damit war die Herkunft von Menzels Großvater gefunden. Eine Anfrage beim Pfarramt in Kauern, zu dem Carlsmark gehörte, wurde in zuvorkommendster Weise von Herrn Pfarrer Trebitz mit sehr ausführlichen Kirchenbuchauszügen beantwortet, der auch weiter-

hin nicht die Mühe scheute (nachdem ich persönlich in Bavern noch weitere Forschungen angestellt hatte), neue Rückfragen immer wieder in entgegenkommendster Weise zu erledigen. Die Stammreihe der bis jetzt festgestellten Menzel, soweit sie zu dem Geschlecht unseres Künstlers gehören, sieht nun so aus:

- I. Generation: Menzel, Friedrich (s. Ahnentafel 16/17).
- II. Generation: Menzel, Karl Friedrich, verh. I Anna Rosina Knöfel, verh. II Anna Kummer (s. Ahnentafel 8 u. 9).
- III. Generation: Kinder aus 1. Ehe: 1. Anna Maria, get. Karlsmarkt 9. 1. 1730; 2. Christian, geb. ebd. 9. 3. 1731, gest. ebd. 18. 9. 1731; 3. Christian, geb. ebd. 26. 3. 1736, gest. vor 9. 9. 1786, Müller (ledig).
Kinder aus 2. Ehe: 4. Johann Gottlob, geb. ebd. 27. 11. 1740, gest. ebd. 27. 1. 1741; 5. Maria Helena, geb. ebd. 9. 11. 1741; 6. Hans Heinrich Müller (s. Ahnentafel 4); 7. Anna Rosina, geb. ebd. 18. 2. 1748, wird am 19. 9. 1786 als Frau des Müllers Karluß genannt; 8. Daniel, geb. ebd. 26. 8. 1751 Erbmüller in Sterzendorf (1786); 9. Gottfried, geb. 16. 9. 1755; 10. Maria Helena, geb. ebd. 7. 3. 1759.
- IV. Generation: Kinder des Hans Heinrich Menzel (s. Ahnentafel 4 u. u. 5): 1. Johanna Eleonora, geb. Staedtel 9. 9. 1773, verh. m. Friedrich Wilh. Martini; 2. Johann Heinrich, geb. ebd. 1. 12. 1777; 3. Joh. Heinrich, geb. ebd. 20. 2. 1779; 4. Joh. Friedrich, geb. ebd. 16. 4. 1781; 5. Hanna, geb. ebd. 28. 6. 1783; 6. Anna Rosina, geb. ebd. 8. 11. 1784; 7. Christian Erdmann, geb. 24. 8. 1787 (s. Ahnentafel Nr. 2).
- V. Generation: Kinder des Christian Erdmann Menzel: 1. Carl Erdmann Albert, geb. Breslau 2. 8. 1814; 2. Adolph Friedrich Erdmann (s. Ahnentafel Nr. 1); 3. Albertine Amalie Wilhelmine, geb. ebd. 2. 10. 1818; 4. Emilie Charlotte Amalie, geb. ebd. 10. 7. 1823, gest. Berlin 13. 11. 1907, verh. Berlin 10. 5. 1859 mit Musikdirektor Hermann Krigar; 5. Richard Carl Friedrich, Photograph, geb. Breslau 18. 10. 1826, gest. Berlin 24. 7. 1865, verh. Berlin 23. 7. 1864 mit Elise Preuß.

Die Ehen von Menzels Groß- und Urgroßvater waren mit dem für jene Zeit typischen Kinderreichtum gesegnet. Dafür war aber auch die Kindersterblichkeit bedeu-

tend größer als heute. Es müßten erst noch weitere Nachforschungen die Richtigkeit von Menzels Behauptung ergeben, daß tatsächlich im Jahre 1906 im ganzen Kreis seiner Verwandtschaft niemand mehr existierte, der den Namen Menzel führte. Die ältesten bisher bekannten Ahnen des Künstlers mit dem Namen Menzel sind Weber. Ob Karl Friedrich ein Sohn des Friedrich Menzel war, ist heute noch nicht geklärt. Die Nachforschungen sind sehr erschwert durch die Unschicklichkeit unbemittelter Weber jener Zeit, durch die Lüdenhaftigkeit der schlesischen Kirchenbücher auf dem Lande und dann durch die Häufigkeit des Namens Menzel in Schlesien. Der Müllerberuf kam in die Familie erst durch die zweite Frau des Karl Friedrich, die aus einem Müllergeschlecht stammte. Die Frau von Menzels Großvater, Anna Rosina Herfurt, stammte ebenfalls aus einem Webergeschlecht. Ihr Vater und ihr späterer Schwiegervater müssen schon früh befreundet gewesen sein, da Karl Friedrich Menzel bei ihrem jung verstorbenen älteren Bruder Hans Georg am 15. 12. 1739 in Karlsmarkt schon als Taufzeuge auftritt. Sie selbst entstammte wahrscheinlich der ersten Ehe ihres Vaters. Ihre Mutter Eleonora Reichelt gehörte einer alten, angesehenen, ratsverwandten Schneiderfamilie an, die bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts sich in Löwen zurückverfolgen läßt. Das Schneidergewerbe vererbte sich in dieser Familie durch vier Generationen vom Vater auf den Sohn.

Damit wäre bereits das Wesentliche über die Abstammung Menzels von seines Vaters Seite her gesagt. Um ein vielfaches umfangreicher ist die Ahnenreihe seiner Mutter, durch die ein starkes künstlerisches Erbe unserm Künstler übermittelte wurde*). Sie war eine geborene Drußch. Ihr Sohn hat sie wenige Jahre vor ihrem Tode gezeichnet. Eine gewinnende, brünette, vornehme Erscheinung. Ein feines ovales Gesicht, durch dunkel umränderte Augen mit leidendem, kränklichem Ausdruck. Anscheinend von schwerer Hausarbeit aufgequollene Hände. Sie entstammte einem Geschlecht, das um 1600 in der Umgegend von Dhlau, in Schimmeley, Winken und Gießdorf auftritt. (Ich verdanke diese Kenntnis der freundlichen Mitteilung von Herrn Bürgermeister i. R. Hahn in Dhlau.)

*) Außer den Kirchengemeinden von Maria Magdalena und St. Elisabeth schulde ich ganz besonderen Dank dem Breslauer Stadtarchiv, dessen Leiter Herr Archivdirektor Prof. Dr. Wendt meine Arbeiten in jeder Beziehung unterstützte und mir manchen wertvollen Rat gab. Auch Frl. Jendryssel vom Breslauer Stadtarchiv habe ich für Förderung meiner archivalischen Studien bestens zu danken.

Es sind Bauern, und einige tragen noch polnische Vornamen. Von einem 1712 in Baumgarten verstorbenen Erbsaß und Gerichtschöffen an steht die Abstammungsreihe bis zu Menzels Mutter fest. Es folgen zwei Goldschmiede und ein Zeichenlehrer. Wichtig ist, daß der Goldschmied Johann Dkrusch durch seine Heirat mit der Tochter (s. Ahnentafel Nr. 25) des berühmten Breslauer Goldschmieds Gottfried Feyner eine neue Erbsquelle starker künstlerischer Anlage seinen Nachkommen vermittelte. Die Frau seines Sohnes F. G. Dkrusch, Justina Eleonora Vogt (s. Ahnentafel Nr. 13), stammte aus einer angesehenen Familie. Ihr Vater war das Endglied einer mehrerer Generationen hindurch in Breslau zu verfolgenden Weinbrennerfamilie, die in ihm einen wirtschaftlichen Höhepunkt erreichte. Gottfried Vogt (s. Ahnentafel Nr. 16) hatte es zum Rechtskrämer gebracht, hatte Anspruch auf den Titel „Herr“, und seinem Ansehen entsprach es, daß er sich zu seiner zweiten Frau die Tochter des angesehenen, das Jahr zuvor verstorbenen Professors Simon Titius, des früheren Prorektors am Maria-Magdalenen-Gymnasium, erwählte. Sein Großvater Hans Vogt scheint übrigens ein Gemütsmensch gewesen zu sein: er war dreimal verheiratet, und seine zweite Hochzeit fand genau auf den Tag ein Jahr nach dem Begräbniß seiner ersten Frau statt (5. 2. 1651).

Simon Titius war ebenfalls zweimal verheiratet. Seine zweite Frau war eine geb. Capricornus, die Tochter eines Rechenmeisters und Deutschen Schulhalters, der ein für uns heute recht unterhaltames Schulrechenbuch 1661 herausgegeben hat.

Die Capricorni stammen aus Oberschlesien, der Großvater des Daniel Capricornus, des Rechenmeisters, war in Groß-Strehlitz um 1570 Priester und wurde dann der erste Pfarrer der dortigen evangelischen Gemeinde. Er war Pole, hieß ursprünglich Kozhyraczek (Kozza = Ziege) und latinisierte als Gelehrter seinen Namen. Sein Sohn war in der gleichen Stadt Senator und Notar publicus.

Diese von der Susanna Catharina Titius ausgehende Ahnenreihe ist die einzige, in der gelehrte Berufe, Akademiker aufzutreten, sonst sind fast ausschließlich Handwerker und Gewerbetreibende vertreten. Gehen wir z. B. von den beiden in der obersten Reihe unserer 1. Tafel stehenden Ahnen Michael Schmidt (28) und Carl Schramm (30) aus, so steht am Anfang der Familie Schmidt der aus dem polnischen Wollstein (heute Wol-

sztytin) eingewanderten Schwarz- und Schönfärber Michael Schmied (geb. um 1643), während der Vater des Barettmachers Carl Schramm Johann (geb. 1664) aus Zwidau stammte und ein Sohn des Peter Schramm, Hopfen- und Tuchhändlers, war.

Adolph Menzel hat viele Soldaten in seinem Leben gemalt, und es wäre wirklich schade, wenn gerade dieser Stand in seiner Ahnenreihe fehlte. Aber wir können von ihnen eine ganze Anzahl feststellen. So ist z. B. der Vater der Susanna Elisabeth Ullich (s. Ahnentafel Nr. 31) Tambour der grünen Kompanie bei der Breslauer Stadtmiliz. Bis jetzt sind nur zwei Bilder bekannt geworden, die uns darüber Auskunft geben, wie die Breslauer Stadtsoldaten aussahen. Das eine ist ein Aquarell aus dem Stammbuch der Breslauer Maurer- und Steinmetzgesellen (s. Abbild.), und aus dem andern, einem prächtigen von Wangner gemalten Stammbuchblatt des David Jänisch, sehen wir bei der Ueberumpelung Breslaus am 10. 8. 1741 durch Soldaten des Alten Fritz einen Trommler der Stadtmiliz erschreckt mit dem Rufe „Jetzt ist's vorbei!“ das Hasenpanier ergreifen.

Ursprünglich sind die Ullich eine alte Breslauer Metzgersfamilie. Aber der mit einer Fleischerstochter verheiratete Fleischer-Alteste Zacharias Ullich setzte während des Dreißigjährigen Krieges vierzehn Kinder, darunter zahlreiche Söhne in die Welt, und so war es nur natürlich, daß mehrere von ihnen des bequemeren Verdienstes halber zur Stadtmiliz übertraten. Nebenher übten sie dann als Gassenschlächter den väterlichen Beruf aus. Dies läßt sich nicht nur bei dem Tambour Jeremias, sondern auch bei seinem Vater Daniel, dem Benjamin der vierzehn Kinder, und bei mehreren seiner Brüder feststellen. Aber auch der Großvater (mütterlicherseits) des Tuchmachers Michael Schmied (s. Ahnentafel Nr. 28) Martin Thieme war ebenfalls Musketier bei der grünen Kompanie. Vielleicht war sein gleichnamiger Vater auch Soldat. Dieser hätte dann auch an der in der Breslauer Stadtgeschichte berühmten Rebellion der Miliz im Jahre 1636 teilgenommen, die schließlich mit der Entthronung der Rädelsführer endete. Mit diesem Martin Thieme hat es außerdem noch eine ganz besondere Bewandtnis. Er ist in unserer an alt gewordenen Personen so reichen Ahnentafel der Methusalem. Er starb im Jahre 1676, wie das Städt. Totenbuch berichtet, „ungefähr 101 Jahr alt“. Schließlich können wir auch noch einen andern

1. von Mengel
Abolph Friedrich Erdmann
* Breslau MM.
8. 12. 1815
† Berlin 9. 2. 1906
Rater, Dr. h. c.
Wirtl. Geh. Rat

2. Mengel
Christian (nennt sich Carl) Erdmann
* Stäbtl bei Ranslau
24. 8. 1787
† Berlin 5. 1. 1832
Schulinspektorsdirektor in Breslau. Seit etwa 1817 Steinbrudereibesitzer.

∞ Breslau E.
15. 9. 1813

3. Krušč
Charlotte Emilie
* Breslau E.
22. 11. 1794
† Berlin
8. 10. 1846

4. Mengel (Menzel)
Hans Heinrich
* Karlsmarkt
1. 2. 1745
† nach 15. 9. 1813
Erb- u. Wassermüller in Stäbtl
Oberältester 1813

∞ ...

5. Hershul (Erfort)
Anna Rosina
* ...
† ...

6. Krušč¹⁾
Johann Gottlieb
~ Breslau MM.
12. 10. 1751
† Breslau E.
24. 2. 1829
Leichenlehrer am Elisabethgymnasium in Breslau

∞ II Breslau
MM. 5. 10. 1791

7. Schmiedt
Johanna Eleonora
~ Breslau E.
3. 8. 1764
† vor 3. 12. 1847

8. Mengel,²⁾ Carl Friedrich
(? * Silbersdorf 16. 9. 1707)
† ...
Weber in Karlsmarkt

∞ II Karlsmarkt
19. 1. 1740

9. Nummer, Anna
* Karlsmarkt 3. 4. 1716
† ...

10. Hershul³⁾, Joseph
* ...
† ...
Büchner in Schurgast u. Karlsmarkt

∞ I Löwen 27. 1. 1739

11. Reichelt,⁴⁾ Eleonora
* Löwen 20. 6. 1704
† ...

12. Krušč, Johann Gottlieb
~ Breslau MM.
11. 3. 1719
† Breslau 4. 1. 1800
Goldschmied

∞ Breslau E. 5. 11. 1748

13. Vogt, Justina, Eleonora
Breslau E. 19. 7. 1719
† ...

14. Schmiedt, Benjamin
~ Breslau E. 17. 6. 1741
† Breslau E. 25. 7. 1799
Tuchmacher

∞ Breslau E. 29. 8. 1763

15. Schramm, Johanna
Charlotte
~ Breslau E. 24. 1. 1743
† Breslau E. 10. 1. 1827

16. Mengel, Friedrich
Weilannmacher in Silbersdorf

∞ ...

17. N. N., Maria Catharina

18. Nummer, Daniel,
Müller in Karlsmarkt
† Karlsmarkt 5. 10. 1722

∞ vor 1709

19. N. N., Maria

20. Herboth, Gottfried
Büchner in Schurgast
† vor 27. 1. 1739

∞ ..

22. Reichelt, Caspar
~ Löwen 29. 7. 1663
† ..

∞ vor 17. 12. 1692

23. N. N., Rosina

24. Krušč, Johannes
~ Dblau 17. 12. 1680
□ Breslau MM.
15. 5. 1721, Goldschmied

∞ Breslau MM.
30. 1. 1714

25. Heyner⁵⁾, Rosina Elisabeth
~ Breslau MM. 9. 6. 1688
□ Breslau MM. 15. 3. 1758

26. Vogt⁶⁾, Gottfried
~ Breslau MM. 3. 4. 1685
□ Breslau E. 4. 1. 1733
Reichkrämer

∞ II Breslau MM.
10. 10. 1715

27. Titius, Justina, Catharina
~ Breslau MM. 20. 5. 1682
□ Breslau MM. 23. 1. 1743

28. Schmied, Michael
~ Breslau E. 4. 12. 1711
† Breslau E. 21. 3. 1792
Tuchmacher
∞ Breslau MM.
20. 5. 1732

29. Heyder, Eva Rosina
~ Breslau MM. 11. 6. 1711
† Breslau E. 4. 2. 1780

30. Schramm⁷⁾, Carl
~ Breslau E. 29. 5. 1714
† Breslau E. 2. 8. 1790
Brettmacher-Altester
∞ I Breslau MM.
14. 5. 1738

31. Nilsch, Susanna Elisabeth
~ Breslau MM. 30. 11. 1715
□ Breslau St. Christ.
20. 8. 1744

- 1) ∞ I Breslau MM. 8. 9. 1779 Susanna Eleonora, L. d. † Benditors Lehmann.
- 2) ∞ I Rauern 7. 2. 1730 Anna Knüfel aus Bantkth.
- 3) ∞ II Karlsmarkt 21. 7. 1748 Maria Elisabeth Bradel(in).
- 4) ∞ I Löwen 29. 8. 1730 Gottfried Monier.
- 5) ∞ II Breslau 7. 9. 1728 Gottfried Schnellrad.
- 6) ∞ I Breslau E. 18. 9. 1714 Maria Theresia Wachtel aus Münsterberg.
- 7) ∞ II ... Susanne Stephan.

51. **Girſchner**
 Maria Eliſabeth
 ~ Breslau MM.
 7. 5. 1660
 □ Breslau MM.
 20. 4. 1727
 (∞ Breslau MM.
 25. 11. 1716
 Gottfried
 Henner)
 Goldſchmied

102. **Girſchner**
 Chriſtoph
 Breslau E.
 19. 1. 1624
 □ Breslau
 St. Chriſt.
 4. 6. 1674
 Schneider

∞ Breslau E.
 11. 1. 1656

103. **Herman**
 Magdalena
 ~ Breslau E.
 24. 9. 1636

204. **Girſchner**
 (Girſner)
 Chriſtoph
 * Breslau E.
 22. 10. 1593
 † Breslau
 23. 6. 1652
 Schneider-
 Meſter

∞ Breslau E.
 22. 10. 1620

205. **Gomoldi**
 Breslau
 MM. 10. 8. 1594
 † Breslau MM.
 29. 1. 1675

206. **Herman**
 Balzer
 Breslau E.
 22. 7. 1599
 † 1650/56
 Schneider

∞ Breslau E.
 1627 Dom.
 XV p. Tri n.

207. **Ludwig**
 Suſanna
 ~ Breslau E.
 24. 2. 1608
 † Breslau E.
 23. 6. 1649

408. **Girſchner** (Girſner)
 Georg
 * wohl Deutſch Biſſa
 † Breslau 12. 8. 1626
 (Beſt)
 Schneider und Böttner
 am Nikolaitor

 ∞ Breslau E. 1592
 Dom. V. p. Trin.

409. **Wieller**, Barbara
 * wohl Goldberg
 † Breslau E. 10. 2. 1631

410. **Gomoldi** (Gomolda)
 Maſ
 * wohl Breslau
 † Breslau MM.
 12. 12. 1613, Kirſchner-
 Meſter u. Kirchenvater
 b. St. Chriſt.

∞ Breslau E. 1577
 Dom. VIII. p. Trin.

411. **Reichel**, Martha
 * wohl Breslau 1554/63
 † Breslau 23. 7. 1628

412. **Herrman**, Simon ¹⁾
 * ...
 † Breslau 23. 9. 1630
 Schneider

413. **Zindner**, Eliſabeth
 * wohl Bunzlau
 † Breslau MM. 24. 7. 1633

414. **Ludwig**, Hans
 * wohl Volſtenhain
 † Breslau 17. 6. 1613
 Schneider

∞ Breslau MM.
 14. 7. 1578

415. **Beer**, Barbara
 ~ Breslau MM.
 13. 7. 1571

816. **Girſchner**, Matheſ
 Schneider in Biſſa

818. **Wieller**, Simon
 Bäcker in Goldberg
 † vor 1592 Dom. V. p. Trin.

820. **Gomolka**, Hans ²⁾
 Bürger 1538
 † 1563/77, Kretſchmer

∞ I. ...

822. **Reichel**, Hans,
 Rotgerber

∞ Breslau MM.
 30. 4. 1554

823. **Krauſig**, Catharina

824. **Herrman**, Simon ³⁾
 † Breslau E. 18/24. 9. 1600

∞ I. Breslau MM.
 8./15.. 4. 1558.

825. **H. H.**, Dorothee

826. **Zindner**, Lucas
 † vor 1589 Dom. XX.
 p. Trin., Tuchmacher
 in Bunzlau

828. **Ludwig**, Hans
 in Volſtenhain

830. **Beer** (Beher), Hans
 † Breslau 15./22. 3. 1602
 Schneider

∞ I Breslau E. 1569

831. **Schwarz**, Barbara

1) war zweimal verheiratet
 2) war zweimal verheiratet
 3) war wahrſcheinlich viermal verheiratet
 4) war zweimal verheiratet

Ahnen als Soldaten nennen. Der Schwiegervater des Rechenmeisters Daniel Capricornus war um 1620 ein „Perlflechter“. Darunter verstand man hauptsächlich jene Kunsthandwerker, die profane und vor allem kirchliche Gewänder bestickten, nicht nur mit Seide, sondern auch mit wertvollen Steinen und Perlen. In diesem Clemens Grimm haben wir wohl den letzten schlesischen Perlflechter zu sehen. Dieses Gewerbe stand im ausgehenden Mittelalter in seiner schönsten Blüte, und Breslau besitzt in dem ja einzigartigen Kaselkreuz des Kanonikus Helentreuter von 1597 wohl die Gipfelleistung Deutschlands in dieser Kunst. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete das Kunsthandwerk der Perlflechterei, und so ging auch unser Clemens Grimm zu den schwedischen Soldaten über. In den vierziger Jahren taucht er dann als Perückenmacher wieder in Breslau auf.

Die zweite abgedruckte Tafel bietet ein typisches Bild für die Ahnenreichen Menzels. Sie enthält durchweg Handwerker und Gewerbetreibende, wie Schneider, Kürschner, Rotgerber, Tuchmacher, Bäcker und Kreischmer. Der Forscher freut sich immer, wenn einmal die trockenen Akten etwas gesprächiger werden. So verraten besonders die Breslauer Kürschnerakten sehr oft etwas mehr als nur die Lebensdaten. In einem Protokoll der Kürschnerinnung sind nicht weniger als fünf Menzelahnen vertreten. Zwischen dem Ehepaar Adam Winter und seiner Frau Helena geb. Calagius auf der einen Seite und ihrem Schwiegersohn Mathes Hoenisch und Dorothea geb. Winter, seiner Frau, andererseits hat es Zank und Klatsch gegeben. Sie vertragen sich und geloben Besserung vor den Junsftältesten. Unter den Zeugen befindet sich auch noch ein fünfter Menzelahn, Hans Krause, ein Sonnenkramer. Dieses Ehepaar Mathes Hoenisch ist dann 1633 an der Pest gestorben. Noch bei mehreren anderen Vorfahren läßt sich der Tod durch die Pest feststellen, so bei dem Schneider Georg Gürschner (1626) und bei Mathes Gomolcki (1613).

Ziehen wir nun das Fazit aus der Ahnentafel von Menzel, so stellen wir fest: von den etwa 170 bis jetzt bekannten Vorfahren entfallen nur 21 auf die väterliche Seite. Während unter den väterlichen Ahnen schon Menzels Urgroßvater problematisch ist, steht dagegen die ganze 16er-Ahnenreihe seiner Mutter fest. Aus ihr ergibt sich ein klares Bild des Milieus. Wenn nun auch nicht ein einziger von Menzels Ahnen (außer seiner Mutter) im Bilde auf uns gekommen ist, wenn wir auch nicht

das geringste über äußere körperliche Merkmale der einzelnen wissen, so ersehen wir doch, daß besonders in den letzten Generationen hohes Alter in auffallender Häufung auftritt. So wurden Nr. 12 und 28 der ersten Ahnentafel nicht weniger als 81, Nr. 7 über 80, Nr. 6 über 78, Nr. 30 über 76 Jahre alt, auch die noch mit 81 (!) Jahren als Hebamme tätige Johanna Charlotte Schmidt geb. Schramm brachte es auf 84 Jahre; Menzels väterlicher Großvater, dessen Todesort und -jahr wie auch das seiner Frau unbekannt sind, war noch 1813 am Leben. Da von den Todesdaten auf der väterlichen Seite nur wenige bekannt sind, können wir über die Lebenszähigkeit dieser Vorfahren nichts aussagen. Des Methusalems Martin Thieme mit seinen 101 Jahren wurde schon gedacht. Auf der zweiten Tafel fällt Magdalene Gomolcki (Nr. 205) mit ihren 81 Jahren auf. In diesem Zusammenhang sei auch daran erinnert, daß Menzels Schwester Emilie 85 Jahre geworden ist.

Vom rassengeschichtlichen Standpunkt aus können wir einige interessante Feststellungen machen. Ein polnischer Einschlag läßt sich zum ersten Male um 1500 nachweisen (Georg Gomolcke, der „polnische Jörg“), zum zweiten mal in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Kozhraczel = Capricornus) und in der Mitte des 17. Jahrhunderts zum dritten mal (Dkrusch). Im 16. Jahrhundert beobachten wir außerdem einen norddeutschen Einschlag (Jakob Bollingk aus Braunschweig, wird später Polnig [!] genannt) und einen nordostdeutschen (Georg Schwarz aus Danzig). Im 17. Jahrhundert kommen Ahnen mit deutschen Namen aus Pöuny und Wollstein in Polen, ferner aus Pitschen in Oberschlesien und aus Fraustadt im damaligen Großpolen. Die Schramms stammen dagegen aus Sachsen. Bei weitem überwiegend ist das schlesische Element, und Breslau kann mit Stolz Adolph Menzel als seinen Sohn betrachten, da weit mehr als hundert seiner mütterlichen Vorfahren das Breslauer Bürgerrecht besaßen. In einer ganzen Anzahl von Ahnengzweigen kommen wir bis in die Reformationszeit hinein. Familien der Menzelahnentafel in Breslau um 1600 und früher sind: Beer (Beher), Francke, Gomolck, (Gomolcki, Gomolcka), Hermann, v. d. Heyde, Horn, Jörg(t), Kalack (Calagius), Krause, Kraußig, Peisker (Peiskerische), Polnig (Bolling[!], Polnik), Reichel, Schwarz, Steinberg, Telschir, Thieme, Ullich, Vogt (voit), Wahle, Zedlik. Aus anderen schlesischen Orten kamen im 16. Jahrhundert nach Breslau: Ehrmann (Schmiedeberg), Gürschner

(Gürschner, Gürfner) (Deutsch Lissa), Hoenisch, Heinish, Lindner aus Bunzlau, Ludwig (Volkshain) und Winter (Metschkau b. Glogau).

Von 90 berufstätigen Männern ist bei dreien der Beruf unbekannt, unter den übrigen 87 sind 64 Handwerker oder Gewerbetreibende, 9 Bauern, 5 Soldaten, 4 Lehrer und je ein Pfarrer, Notar, Wagemeister, Schreiber und Totengräber. Unter den Handwerkern steht das Schneidergewerbe mit 13 Vertretern an der Spitze, es folgen die Tuchmacher und Kürschner mit je 8, die Barettmacher und Fleischer mit je 5, Goldschmiede, Weinbrenner und Weber mit je 3. Die Goldschmiede und auch die 3 Zinn- und Kannengießer des 16. Jahrhunderts können wir unter die Künstlerberufe zählen, neben dem einen Perlhefter vielleicht auch den einen oder andern der Barettmacher als Künstler betrachten.

Als der einzige bedeutendere Ahne unter den Vorfahren Menzels ist der Goldschmied Gottfried Heyner anzusehen. Der von 1509 bis 1529 in Breslau nachweisbare Städt. Wagemeister Peter Wähle war zweifellos ein angesehenener und vermöglicher Mann, mehr ist allerdings von ihm aus den Akten nicht zu ersehen. Immerhin war Breslaus berühmter Reformator Dr. Johann Hef sein Schwiegersohn und damit auch der Schwager des Kannengießers Martin Jorg (auch genannt Merten von der Heide), der vielleicht auch einer der Verfertiger jener berühmten großen schlesischen Zinnfannen ist, die die Kunst der Zinn- und Kannengießer auf höchster Stufe zeigen.

Das Charakteristische in Menzels Ahnentafeln sind zweifellos die langen Reihen des Handwerks, bei dem in zahlreichen Linien durch drei, vier und fünf Generationen hindurch immer das gleiche Handwerk vom Vater auf den Sohn sich vererbt. Es ist daher nur natürlich, daß der Künstler Menzel sich auch immer zum Handwerk bekannt hat. So schrieb er an Anton von Werner: „Je mehr einer zur Kunst zugeschnitten ist, desto saurer fällt ihm das Handwerk, alle Kunst ist ja aber auch zugleich Handwerk, was bitter erlernt werden muß und gerade mit darin liegt ihr Großes.“

Wie in einem Brennpunkt sammelt sich bei Menzel der Geist ererbter Handwerkertradition; die letzten sind die Goldschmiede. Von deren Geist ist viel in seine Kunst übergegangen. Die Liebe zum Detail, das Herausarbeiten des Einzelnen, die Klarheit der

Konzeption, und doch wie oft das Vergessen des Ganzen über der Fassung des einzelnen! Und damit Hand in Hand die Freude am Seltenen, die Verirrung zum Gefünstelten, das Vergnügen am Schrulligen, die Zuspitzung zur Pointe. Das Handwerkerblut war in Menzel stärker als das künstlerische Element. Er war vielleicht der größte und genialste Handwerker seines Jahrhunderts mit einem Schuß künstlerischen Einschlags, der nicht mächtig genug war, um die gutbürgerliche Zünftigkeit in seinem Werk vergessen zu lassen. Kam hinzu, daß seine beiden nächsten männlichen Ahnen neben ihrer künstlerischen Anlage Schulmeister waren. Sein Vater war erst Lehrer und dann Lithograph, und seinem Großvater Otrusch, dem Zeichenlehrer am Elisabethgymnasium, saßen auch der Prorektor Prof. der Mathematik und der Verehrsamkeit Simon Titius und der amüsante Rechenmeister Daniel Capricornus im Blute. Keine Frage, daß auch Menzel sein Teil Schulmeisterei als Erbmasse mitbekam. Nie war er zufrieden mit seinem eigenen Werk, immer noch wollte er es besser machen. Seine Pedanterie wurde seinem riesenhaften Talent oft zum Verhängnis. Man wird in diesem Zusammenhang unwillkürlich an Scheflers treffendes Wort über Menzel erinnert: „Der Meister der Zeichnung wurde zum Zeichenmeister.“

Freilich, alle diese Dinge erklären das Phänomen Menzel nur wenig. Eine Ahnentafel wird niemals eine Urkraft wie das Genie erklären. Sie gibt im günstigsten Falle gewisse Fingerzeige über die Verteilung von winzigen Bruchteilen der überkommenen Erbmasse. Woher Menzel dieses Genie kam, das den mißgeborenen Körper vollkommen vergessen läßt, wem er als Erbteil jene einzigartige Energie verdankte, auf solche und ähnliche Fragen wird es weder im Falle Menzel noch bei Goethe oder bei irgend einem anderen Gewaltigen je eine befriedigende Antwort geben.

Es scheint beinahe ein Gesetz der Natur, daß das Genie eine Verschwendung ist, die sich an dem Geschlecht, das das Genie hervorgebracht, damit rächt, daß die Nachkommenschaft geistig, körperlich oder in beiden zugleich abstirbt. Der Prozentsatz der Ehesolten unter den Genies ist erstaunlich hoch, und die geistige Unbedeutendheit ihrer Nachkommen ist Fluch und Regel. Wir haben es daher von erbgesetzlichem Standpunkt aus nicht zu bebauern, daß Menzel bewußt der Ehe entzagte.

Herr Meyer mit „eh“ und Herr Maier mit „ai“

Humoreske von Paul Keller

S fast alle Menschen glauben, es gäbe keine Hexen, hätte nie welche gegeben, weil sie wissen, daß die letzte Hexe verbrannt worden ist, als der Alte Fritz König von Preußen war. Nicht der Alte Fritz hat die letzte Hexe verbrannt, sondern zu seiner Zeit ist irgendwo im gebildeten Mitteleuropa, ich glaube in der Schweiz, das letzte arme Weiblein auf den Scheiterhaufen gestellt worden.

Es gibt aber noch Hexen.

Ich traf neulich Herrn Meyer, den mit „eh“ von dem Strumpfwaren-geschäft — na, Sie wissen schon! Ich sagte, Herr Meyer sähe schlecht aus, fragte, ob er sich nicht wohl fühle.

„Ach,“ seufzte er, „ach, mein Freund Julius Maier, wissen Sie, der mit ‚ai‘ —“

„Ach so, der auch ein Strumpfgeschäft hat?“

„Ja, der! Meine schmußige Konkurrenz! Nun, wir machen uns nicht schlecht Konkurrenz. Wir verlästern uns, wo wir nur können, und jagen uns durch die Zeitungen die Kundschast ab. Dabei waren wir die besten Freunde.“

„Darüber haben sich viele gewundert, ich auch! Es ist eine großartige Objektivität, wenn man der Freund seines Konkurrenten ist!“

„Ach was, Objektivität! So was gibt's doch gar nicht! Unter dickster Diskretion will ich Ihnen verraten, daß wir geheime Compagnons sind; ich bin bei ‚ai‘ mit 50 Prozent beteiligt und Julius mit 50 Prozent bei ‚eh‘. Dabei bekämpfen wir uns auf Teufel komm' raus. Macht er ‚Inventurausverkauf‘, mach' ich ‚Absoluten Räumungsausverkauf‘, bietet er zehn Prozent Rabatt an, gebe ich zwölf oder fünfzehn, annonciert er: ‚Die herrlichsten Strümpfe der Welt!‘, sehe ich darunter: ‚Die herrlichsten Strümpfe in dieser Stadt‘. Na, sehen Sie, Anregung muß sein. Das Publikum verlangt eben, Theater vorgemacht

zu kriegen, sonst geht es an einem vorüber. Bei Ihnen im Buchgeschäft ist das anders, da kommen die Völkerscharen von selbst herangeströmt. Da wirkt die vornehme Zurückhaltung, aber in Strümpfen macht sich das nicht so von selbst.“

„Herr Meyer — Herr Meyer —
Herr Meyer —

Sie teischen sich ungeheuer!“

„Schöner Vers!“ lobte er. „Das beste, was ich von Ihnen kenne! Jawohl, ich täusche mich zuweilen. Am meisten bin ich in meinen Hoffnungen mit Julius getäuscht worden. Ach, der Unglücks-selige!“

„Was ist mit ihm? Ist er krank?“

„Schwer verunglückt! Hoffnungsloser Fall!“

„Mit seinem Auto? Er war ein toller Rennfahrer.“

„Ach, wenn es bloß das wäre! Wenn er sich nur unter den Vorderrädern beide Arme und unter den Hinterrädern beide Beine abgefahren hätte, dann brauchte man ja über solch immerhin bedauerlichen Unfall nicht allzuviele Worte zu verlieren. Aber es ist viel schlimmer.“

„Erzählen Sie, Herr Meyer, ich habe Herrn Maier mit ‚ai‘ ja auch gekannt. Er war ein sympathischer Mensch!“

„Das war er, das ist er gewesen, das wird er nimmermehr wieder sein! Also, ich will's erzählen: Vorigen Donnerstags waren wir zusammen, wie immer nach Geschäftsschluß. Den ganzen Tag hatten wir uns wütende Konkurrenz gemacht; na, am Abend will man doch seine Ruhe haben. Tages Arbeit, Abends Gäste! sagt Lessing.“

„Goethe!“ verbesserte ich unnützerweise.

„Mir doch egal! Was haben denn der Lessing und der Goethe mit der Strumpfbbranche zu tun? Unterbrechen Sie mich nicht immerfort. Also Julius

und ich hatten stets ein bestimmtes Abend- und Erholungsprogramm. Wir begannen im Monopol-Hotel, dann näherten wir uns mehr den bürgerlichen Volksschichten, wanderten durch Bierlokale und endeten in der ‚Sauren Gurke‘. Schön war das! Beide waren wir Junggesellen. Wie können Junggesellen ihre Erholung zweckmäßiger bewurzeln als wir? Also, am letzten Donnerstag wanderten wir wieder so los, aßen im Monopol vorzüglich, tranken dann im ‚Echten Bierhaus‘ unser Pilsener, gingen weiter und endeten in der ‚Sauren Gurke‘! Das ist ein Besänftigungslokal. Ich sage Ihnen: nichts Auffälliges, keine Spur von Verdächtigem habe ich an Julius bemerkt. Er benahm sich wie immer. Er aß zweimal soviel wie ich, trank fünfmal soviel wie ich, rauchte hundertmal mehr als ich, da ich Nichtraucher bin, lachte, gröhlte, erzählte Witze, bandelte mit der ‚Sauren-Gurken-Kellnerin‘ an, was ich aber sofort streng verbot, wie ich das immer getan habe, er pumpte mich wie üblich um fünfzig Mark an, er erbofte sich über die Zeitung — na kurz, er benahm sich vollständig normal. Ach, wer hätte das gedacht! Donnerstag war er noch so vernünftig und Sonntag — Sonntag...“

„O — ist er etwa irrsinnig geworden?“

„Ja,“ wimmerte Herr Meyer, „Donnerstag war er noch ganz normal und Sonntag darauf war er — war er — schon — verlobt!“

Ich erholte mich von diesem Schreck und sagte:

„Ich spreche Ihnen bewegten Herzens mein Beileid aus, Herr Meyer!“

„Danke!“ schluchzte er. „Aber Beileidsbesuche und Kranzspenden dankend verbeten! Mit mir trauerndem Hinterbliebenen ist es so wie so aus! Bewahren Sie mir — bitte — ein gutes Andenken; schließlich war ich ja, soweit man das eben mit Mühe und Not fertig bringt, ein halbwegs anständiger Kerl!“

Einige Wochen später begegnete ich Herrn Meyer abermals.

„Nun — wie geht es Herrn Julius mit ‚ai‘?“

Er machte eine traurige Handbewegung.

„Hinüber! Weg! Vor drei Tagen hat er geheiratet. Ich war als Zeuge bei der Trauerveranstaltung. Geschenk habe ich ihm einen großen Aschenbehälter aus Silber, darstellend ein Krematorium.“

„Das ist äußerst sinnig,“ sagte ich.

„Ja,“ sagte Herr Meyer mit ‚eh‘, „ein edler Mensch zeigt selbst beim Begräbnisse von Selbstmördern Pietät.“

* * *

Herr Meyer läutete mich an und bat mich, ich möchte doch abends einmal in die ‚Saure Gurke‘ kommen, er fühle sich elend und verlassen. Ich sagte ihm, in die ‚Saure Gurke‘ käme ich nicht, aber im Monopol wolle ich mich — falls er eine gute Flasche stifte — nach seinem Befinden erkundigen.

Er saß einsam an einem Tische, ganz verdüstert.

„Also, ich komme mir vor, wie ein todegeborenes Kind, das sich im Sande verlaufen hat.“

„Das hat mal im Reichstag ein Redner von einem Antrag der Gegenpartei gesagt,“ wandte ich ein.

„Verbessern Sie mich nicht immer. Der Reichstag geht mich nichts an. Das ganze Leben geht mich nichts mehr an.“

„Na, na, ich habe Sie immer beneidet; denn Strümpfe verkaufen sich sicher leichter und nutzbringender als Bücher. Wissen Sie, was Felix Dahn gesagt hat: ‚Bücher schreiben ist leicht, Bücher lesen ist schwer, Bücher verkaufen ist unmöglich.‘ Das hat Felix Dahn zu mir persönlich gesagt. Und er hat recht. Ich habe die Dichterei satt und werde Strumpfkaufmann.“

Er sah mich entgeistert an.

„Sie? — Strumpf — kaufmann?“

„Ja. Ich habe eine neue Sorte Strümpfe in der Nase, die Erstaunen erregen wird.“

„Was ist das für eine Sorte?“

„Das werde ich Ihnen nicht verraten, Sie schmutzige Konkurrenz, Sie.“

„Ja, Mensch, daß Sie sich von der Dichterei abwenden und einen ehrlichen Beruf ergreifen wollen, ist ja sehr löblich.“

Aber warum wollen Sie denn ausgerechnet Strumpfskaufmann werden?"

"Ich nehme mir Sie zum Muster! Ein edles Beispiel weckt Nachahmung, sagt Lessing."

"Nein, Goethe!" warf er ein.

"Na, wenn schon! Was gehen mich Lessing und Goethe an? Ich interessiere mich nicht mehr für Literatur, ich habe nur noch Interesse für die Strumpfsbranche."

"Aber Sie haben doch gar keine Fachkenntnisse!"

"Fachkenntnisse sind nicht nötig. Sehen Sie nur mal so manchen Minister an, fragen Sie, ob der Fachkenntnisse habe? Nicht ein Jota!"

"Das Strumpfgeschäft ist schwer. Ich warne Sie!"

"Danke, Sie — Sie — Konkurrenz, Sie! Nun erst recht!"

"Wie kommen Sie denn auf diesen ausgefallenen Gedanken?"

"Auf mathematischem Wege. Ich rechne so: Unsere Stadt hat 600 000 Einwohner. Da die weitaus meisten Menschen zwei Beine haben, macht das rund 1 Million 200 000 Beine. Jedes Bein braucht einen Strumpf. Ein Paar neumodische Strümpfe hält — das ist nachgewiesen — durchschnittlich eine Woche, dann ist es total hin. Jeder Mensch braucht also 52 Paar Strümpfe im Jahr — macht für unsere Stadt rund 60 Millionen Paar Strümpfe."

Herr Meyer mit „eh“ saß schweigend da. Nach fünf Minuten langer Pause sagte er: „Er ist verrückt.“ Es sprach eine so tiefe, gläubige Überzeugung aus dieser Bemerkung, daß ich nicht widersprach.

Blögglich sprang Herr Meyer wild auf, was im Monopol gar nicht üblich ist, sondern höchstens in der „Sauren Gurke“.

„Aber, Donnerwetter, das paßt doch gar nicht zu Ihnen!"

„Sehen Sie sich, bitte, Herr Meyer, und sprechen Sie leiser! Was heißt das: es paßt nicht zu mir? Der Generalintendant des großen Wiener Burgtheaters verkauft nebenbei Strohhüte. Warum soll ich nicht mit Strümpfen handeln?"

"Wo wollen Sie denn Ihr famoseres Geschäft eröffnen? Haben Sie schon Ladenräume?"

"Habe ich! Mit der Fischhandlung gegenüber der „Sauren Gurke“ steht es finanziell wacklig. Ich miete den Fischladen."

"Aber Sie können doch nicht zu gleicher Zeit Walfische, Kieler Sprotten und lachsfarbene Strümpfe verkaufen?"

"Nein, eine solche Gemischtwarenhandlung beabsichtige ich keineswegs zu errichten. Die Fischerei wird rausgeschmissen und der Strumpfhandel blüht auf. Warum sollte ich es nicht tun, um meine kärglichen literarischen Einkünfte aufzubessern und der Steuerbehörde weiterhin wohlwollend unter die Arme zu greifen? Strumpfhandel ist doch schließlich ein ehrliches Geschäft."

"Hm!" sagte Herr Meyer und sonst nichts.

Pause.

"Und die neue Sorte Strümpfe, die Sie in der Nase haben, wollen Sie mir nicht nennen?"

"Nein!"

Pause.

Herr Meyer sprang abermals erregt auf, was im Monopol nicht üblich ist, setzte sich aber bald wieder und zischelte:

"Ich werde Ihnen was sagen: Ihre Kunden werden Ihre Strümpfe auch bald in der Nase haben. Nämlich, wenn in Räumen, wie in denen, die Sie pachten wollen, zwanzig Jahre lang eine Fischhandlung gewesen ist — frische Fische — bitte — auch manchmal faule Fische — bitte — dann geht der Gestank, so lange das Haus steht, nie wieder weg. Ob Sie da räuchern, anstreichen, renovieren, desinfizieren, das ist alles gleich — der üble Duft bleibt! Ihre Kunden werden Fischbeine kriegen."

"Das ist leicht möglich. Vielleicht wachsen Ihnen auch Flossen! Aber, was geht das mich an? Hauptsache, ich verdiene Geld."

"Schöner Kaufmann!"

"Was heißt: Schöner Kaufmann? Wollen Sie etwa nicht Geld verdienen?"

"Hm!" —

Pause.



„Es heißt: Schuster, bleib' bei deinem Leisten!“

„Herr Meyer, erstens bin ich kein Schuster — bitte — und zweitens habe ich meinen Leisten satt. Ich sehne mich nach einem lebenserwärmenden Beruf, und den erblicke ich im Verkauf von Strümpfen.“

„Kellner, ich möchte zahlen!“ rief Herr Meyer mit „eh“.

* * *

Am nächsten Morgen läutete mich Herr Meyer an.

„Also, ich hab' mir's beschlafen. Das heißt — Sie wissen schon — wenn einer sagt, er habe es sich beschlafen, heißt das: ich habe in der vorigen Nacht kein Auge zugetan vor lauter Grübeleien und Unruhe. Also, kurz und gut: geben Sie mir eine Geschäftsbeteiligung von fünfzig Prozent. Kapital werden Sie brauchen können...“

„Sicher!“

„Und Fachkenntnisse auch.“

„Nein, die sind unnötig, ja störend. Ich habe Sie doch schon auf gewisse Minister hingewiesen.“

„Was gehen mich die gewissen Minister an? Sagen Sie um Himmelswillen von meinem Vorschlag nichts Herrn ‚ai‘. Den habe ich nicht in der Nase, sondern im Magen. Hat geheiratet — dieser Verräter! Also, was sagen Sie zu meinem Vorschlag?“

„Ich werde ihn mir beschlafen!“

„Nein, nein, nicht beschlafen, das dauert zu lange! Kommen Sie heute abend zu mir in meine Privatwohnung. Ich stelle eine ganze Batterie Sekt zu recht.“

„Nun, was soll man da tun? Vor einer Batterie Sekt, wenn man ihr als hilfloser Einzelmann gegenübersteht, kapituliert man natürlich.“

Ich kapitulierte.

* * *

Am Abend war's sehr nett. Wir tranken zusammen vier Flaschen französischen Sekt. Ich versprach Herrn Meyer, wenn meine Strumpfindee erst fußgefaßt hätte, ihn mit 50 Prozent zu

beteiligen. Einen Vorschuß lehnte ich ab, denn ich weiß von meinem Verlage her, daß außer Herz- und Gehirnschuß kein Schuß so unangenehm wirkt wie Vorschuß. Daraus zog ich meinen Rückschluß.

* * *

Am nächsten Morgen teilte mir Herr Meyer brieflich seine Meinung über mich mit; sie war so schroff, daß ich sie lieber nicht wiedergebe. Er war im Fischladen gewesen, Erkundigungen einzuziehen und von dem kräftigen Fischhändler tätlich hinausgeworfen worden.

Der Brief war wirklich schroff. Ich habe an groben Briefen im Leben niemals ernstlich Mangel gelitten, aber dieser war der größte. Eine Rechnung lag bei: „Vier Flaschen französischer Sekt ‚Veuve Cliquot‘, die Flasche zu 18 Mark = 72 Mark, repartiert für Sie 36 Mark.“

Ich schrieb Herrn Meyer, daß ich die 36 Mark bezahlen würde, doch würde ich ihn wegen unkonzessionierten Verkaufs alkoholischer Getränke zur Anzeige bringen.

Da zog er die Rechnung eilig zurück!

* * *

Nun, er tat mir ja leid, der biedere Meyer mit ‚eh‘! Im Grunde genommen war er ein gutmütiger, prächtiger Mensch, nur eben geradezu herausfordernd geeignet zur Verulkung. Ich nahm mir natürlich vor, alles wieder gut zu machen.

Nach Wochen begegnete ich ihm auf der Straße. Er strebte mit einem zornigen Blicke an mir vorüber. Ich kriegte ihn aber am Armel.

„Nee, nee, Herr Meyer, das geht nicht; Sie kommen jetzt mit mir zu einem anständigen Abendbrot ins Monopol!“

„Ich? Ja, glauben Sie denn, daß ich für Sie wieder Geld ausgabe?“

„Brauchen Sie nicht! Ich bezahle, ich bezahle so lange, bis alles bezahlt ist. Ihnen und allen Menschen. So steht es doch schon im Evangelium.“

Er wurde milde.

„Die Schriftsteller sind alle verdächtige Charaktere!“

„Das sind sie, Herr Meyer!“

„Leben vom Schwindeln!“

„Na, wovon sollten sie denn sonst leben? Das ist genau so wie im Strumpfhandel.“

„Sie! Das verbitte ich mir.“

„Reden wir nicht länger! Wir fallen sonst auf. Kommen Sie mit!“

Er kam mit.

Herr Meher klagte mir, er fühle sich recht unglücklich, weil er seit dem Unglücksfall seines Freundes mit „ai“ ganz vereinsamt sei. Er wisse nicht, was er mit seinen Abenden anfangen, wie er sich erholen solle. Fester sich an einen Fremden anschließen, das könne er nicht, schon gar nicht an solch einen Heimtücker, wie ich sei.

„Das würde ich an Ihrer Stelle auch nicht tun,“ sagte ich. „Was macht denn Herr Maier mit ‚ai‘?“

„Denken Sie, der Mensch ist schon neun Wochen verheiratet und noch immer nicht geschieden! Da lobe ich mir den Herrn Benvenuto, der heiratet doch wenigstens nur auf zwei Wochen. Da ist doch Vernunft dabei. Aber ‚ai‘ ist ganz verrückt in die Heze, die ihn verführt hat. Er sollte nicht ‚ai‘, er sollte ‚ia‘ heißen, der Esel! Ich gehe nicht mehr hin zu ihnen, ich kann das alberne Liebesgetächtle nicht vertragen. Wenn ich mich doch an ihm rächen könnte! Aber mir fällt nichts ein!“

„Mir ist schon lange was eingefallen.“

„Ja, das muß man den Dichtern lassen; zuweilen fällt ihnen was ein. Also heraus mit Ihrer Idee der Rache!“

„Nein, ich will es lieber nicht sagen!“

„Also ich lade Sie zu mir in meine Privatwohnung, stelle eine ganze Batterie Sekt zurecht —“

„Danke! Ihre Rechnungen sind mir zu hoch!“

„Ich schicke keine Rechnung — das schwöre ich Ihnen! Sagen Sie mir Ihre Idee!“

Ich ließ ihn noch etwas zappeln, dann sagte ich:

„Nun, also: Der riesenstarke Fischhändler ist als der größte Grobian des ganzen Stadtviertels bekannt. Wegen tätlicher Beleidigung ist er schon ungezählte Male bestraft worden. Wie wär’s,

wenn Herr ‚ai‘ etwas von meiner Idee, in dem dortigen Lokal eine Strumpfhandlung zu errichten, erführe und zu dem Fischhändler um Erkundigungen ginge.“

Herr Meher sprang auf und fiel mir glatt um den Hals, was im Monopol-Hotel sonst nicht gebräuchlich ist. Er war außer sich vor Entzücken und Begeisterung.

„Es trifft sich herrlich — herrlich! Er will Sie in den nächsten Tagen zum Abendessen einladen, denn er hat eine Schwäche für Sie, was ja bei mir nicht der Fall ist. Mich ladet er natürlich auch ein; aber ich erscheine nicht. Sie sind dann schön unter sich und Sie können den Quatsch von Ihrem angeblichen Strumpfhandel loslassen. Er fällt bestimmt darauf rein, denn er ist ein Esel. Er wird Sie hoch und teuer beschwören, mir ja nichts von der gloriosen Idee zu verraten, sondern ihn ganz allein mit 50 Prozent zu beteiligen. Am nächsten Morgen faust er sicher los nach dem Fischladen, und ich werde gegenüber in der ‚Sauren Gurke‘ am Fenster sitzen und das ganze Schauspiel mitgenießen.“

* * *

Es hat sich alles entwickelt, wie Herr Meher geträumt hat. Abendessen in Gesellschaft der ganz famosen „Heze“, dann geschäftliche Unterhaltung, Schimpfen auf den Dichterberuf, Strumpfpäne, Erstaunen, Neugierde, Begier, sich zu beteiligen, dringende Bitte um strengste Discretion Herrn „eh“ gegenüber, Ausforschung des in Aussicht genommenen Geschäftslokales, Bedenken wegen des Fischgeruches, schließlich mein Versprechen, Herrn „ai“ mit 50 Prozent zu beteiligen, sobald meine Strumpfidée festen Fuß gefaßt hätte.

* * *

Am nächsten Morgen ist Herr Maier mit „ai“ von dem rasend gewordenen groben Fischhändler, der in dem Verfolgungswahn lebte, er solle ausgemietet werden, nicht nur auf die Straße geworfen, sondern vorher auch noch verprügelt worden. Das hat mir leid getan,

denn ich bin Herrn „ai“ gut. Herr „eh“ hat am Fenster der „Sauren Gurke“ gegessen, zugehört und sich vor Lachen so verschluckt, daß er nur durch ein Trommelfeuer von Fausthieben, die ihm die „Sauren-Gurken-Kellnerinnen“ auf den Rücken verabfolgten, am Leben erhalten werden konnte.

Herr Maier mit „ai“ schrieb mir einen außerordentlich schroffen Brief, in dem unter anderem stand, ein Mann, der wie ich im gebrechlichen Greisenalter stehe, hätte kein Recht mehr, zu „enkenterriblen“. Ich antwortete ihm, er hätte vollständig recht, ich sei 55 Jahre alt, möchte aber darauf aufmerksam machen, daß „enkenterriblen“ eine nicht einwandfreie Sprachform sei.

* * *

Nun, eine nicht einwandfreie Sprachform ist immerhin weniger ernst zu nehmen als ein nicht einwandfreies Gewissen. Und mein Gewissen war nicht einwandfrei; ich hatte das Gefühl, ich sei zu weit gegangen. Ich Grunde genommen hatte ich Herrn Meyer mit „eh“ und Herrn Maier mit „ai“ ganz gern. Es waren fleißige, gutmütige Leute, und sie freuten sich immer, wenn sie mich mal trafen. Ich hatte sicherlich da etwas gutzumachen.

* * *

Ich lud Herrn Meyer mit „eh“ ins Bierhaus. Er kam mir etwas verändert vor, so auf die Melodie: „I was net, wie mer is“. Da sagte ich: „Herr Meyer, Ihre Rache an Herrn ‚ai‘ war zu sanft.“ Er schlenkerte mit der Hand:

„Nee, nee, sanft war sie durchaus nicht!“
 „Doch! Die Rache war zu kurz. Rächen Sie sich dauernd für Ihre trostlose Vereinsamung. — Heiraten Sie!“

Er sprang auf wie von der Tarantel gestochen:

„Ich? — Ich heiraten? — Ausgerechnet ich? — Sie — Sie sind wohl? — Kellner, ich möchte zahlen!“

Er lief davon.

* * *

Zwei Tage später bekam ich einen Brief.

„Nachdem ich mir’s nun zweimal beschlafen habe, gebe ich Ihnen recht. Ich heirate! Da hat er’s, der Überläufer, der Verräter, der falsche Freund! Und wissen Sie, wen ich heirate? Die Schwester von der Hexe, die ihn mir weggezaubert hat. Sie ist noch viel hübscher als die Hexe und außerdem ein volles Jahr jünger. Das wird ihn fuchsen. Und Sie lade ich zur Hochzeit ein und setze es durch, daß Sie die Frau vom ‚ai‘, die Hexe, als Tischdame bekommen; das wird ihn erst recht fuchsen! O, ich räche mich grimmig und bin äußerst vergnügt dabei!“

Bittergras

Vielhundert Herzen hast du in den Wind
 hinausgehungen, jedes jubelichwer;
 und alle, alle haben ein Begehrt,
 so unermesslich viele ihrer sind:

„Schön ist der Sommer!“ singen wie ein Kind,
 und deiner Herzen werden täglich mehr —
 Was zitterst du wie nichts sonst ringsumher
 im linden Mittagsommerfontenwind?

„O könnte ich mit einem Herzen singen —
 Eines ist mehr als unermesslich viel!
 Könnt ich das eine Herzlein in mich zwingen,
 mein eigen heißen, was des Windes Spiel!
 Könnt einmal, statt in zitterndem Verlangen
 dahinzuwohnen, den Sommer ich umfassen!“

Hans Franck.

Husch um die Ecke! Das Mätteliseppi kommt!

Von Heinrich Federer

Nachdruck verboten

Wie gerne wollte ich, man kenne das Ländlein Obwalden gut!

Es liegt genau in der Mitte der Schweiz, aber versteckt sich am untern Ende hinter Pilatus und Stanserhorn und lehnt sich mit dem obern in den Brünigshatten hinein, so daß der ganze Guß des Auslandes durchs Berner Oberland und über Luzern rauschte und meinen lieben Kanton meist unbehelligt ließ. Man gelangte ja auch unten nur durch die Stansstaader See-Enge mit kreischender Drehbrücke oder oben über einen steilen Bergsattel in das eigen herrliche Obwalden mit seinen wunderbar grünen Voralpen, seinen sieben alten, schönen Dörfern, dem unsagbar weichen und ahnungsichweren Sarnersee und den besten Äpfeln und Birnen und Zwetschen, die daran herumwachsen und von den eigenen Kindern und Späßen gegessen werden. Die Brünigstraße führte wohl über jene beiden Hindernisse mild und wild zugleich von Luzern mitten durchs Land nach Meiringen und Brienz. Und ich höre noch das Geschelle der vielen Zwei- und Bierspanner im Sommer, überläutet von der majestätischen, gelben, eidgenössischen Post mit ihren über- und ineinandergeschachtelten Stübchen. Aber das blieb doch immer eine erlesene knappe Schar von reichen Fremden der Reisezeit.

Die sahen nun wohl unsere kräftigen Wiesen und feierlichen Berge, die tiefbraunen Unterwaldnerkühe weidend bis unter die Felsgräte, die unvergleichlichen Käse und die Käjer mit ihren bronzenen Schwingerarmen; sie sahen die vielglödigen Kirchtürme und die vom Wald herunterleuchtenden Kapellen und die Wilbbäche und Rebelträhen und Habichte ums Gefels. Und sie grüßten gnädig auf uns Kinder herab, die wir sämtliche, reich und arm, die nackten Füße in Holzsandalen, ohne Hut und Kragen, im gestreiften Überhemdchen gleich kleinen Hirten am Straßenhag standen, die Hände wie immer in den gespreizten Hosensäcken, und im jahrhundertalten, souveränen Äpler- und Bauernstolz kernäßig die Herrschaften auch unersieis musterten, darunter den König Ludwig II. von Bayern mit seinem Rainz und den noch nicht entthronten Kaiser Pedro von Brasilien, dessen langer, weißer Bart uns viel mehr als seine erotische Krone imponierte.

Diese Fremden lasen dann auch wohl, wenn ihnen ein junger Britschgi oder Rohrer oder Seiler oder eine Ruine oder ein frecher Jodel besonderen Eindrud machte, im Reisebuch das Geschichtliche nach: zum Beispiel, daß dieses Obwalden zusammen mit Nidwalden den Kanton Unterwalden ausmacht und mit Uri und Schwyz den Grund zur schweizerischen Eidgenossenschaft legte und in den seitherigen sieben Jahrhunderten seiner rassigen Volksregierung treu blieb; daß es den außerordentlichen Einsiedler und Friedensstifter Nikolaus von der Strafe im 15. Jahrhundert hervorbrachte, dessen Philosophen- und Heiligenhüttlein man im Melchhatobel noch sehen könne, und so weiter... Aber was ist solche Lektüre auf der Straße wert? Mit dem Staub der Reise schüttelt man sie daheim wieder ab.

Zu Mätteliseppi's Zeiten liefen nun gerade die Ingenieure am See herum, hieben die Pappeln, diese großen, prachtvollen Windharfen, nieder und vermaßen die Strecken für einen Schienenstrang. Aber obwohl diese Brünigbahn bereits seit dreißig Jahren statt der alten Post durch die Dörfer fährt, ich zweifle, ob das schweizerfichtige Ausland darum tiefer ins Herz Obwaldens guckt. Es reist nun öfter, zahlreicher, bequemer, aber auch rascher und oberflächlicher am Leben und Gehaben unserer Republik in der Republik vorbei. Es riecht ein wenig an der Tracht, aber den Pulsschlag merkt es kaum.

Die Kantone Schwyz und Uri, geographisch und verkehrspolitisch günstiger und, was die Geschichte anbetrifft, mit mehr Lärm, und fast hätte ich gesagt auch mit mehr Pose in die historischen Szenen tretend, Schwyz und Uri haben die Aufmerksamkeit der Welt stets auf sich gelenkt. Schon Schiller nahm im „Tell“ unbillig Partei für diese zwei Brüder und schenkte den Unterwaldnern nur den ersten, freilich fast schönsten Austritt. Er hat wohl in der RütliSzene das Wort geprägt: „Wir sind die ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner“... und wir waren es dann auch in mehr als einem Gesecht und politischem Traktandum. Aber dieser geizige Satz, nur in Poesie! genügt uns nicht. Und nach der Dichtung kam gar noch mit der Zeit eine Menge hübscher Kurhäuser und immer mehr Gäste. Doch am liebsten sind es Schweizer oder dann

stille, gelehrte, einsam ichwärmende, fromme Ausländer, die ihren eigenen Landsleuten um keinen Preis verraten, was sie für ein Paradies gefunden haben, um es nicht durch ihren Zulauf zu verlieren.

Aus poetischen und ich glaube eigentlich auch aus heimatliebenden Gründen müßte man wünschen, Obwalden dürste so abseits leben und blühen, nur von verständnisvollen intimen Freunden verehrt. Länger als Schwyz und Uri bliebe ihm der raffenhafte Geist, die famose Erdhaftigkeit und die harte, schöne Eigenwilligkeit gewahrt.

Ach wie viele Originale kleinen und großen Stils, bald von erschreckendem, bald herzerquickendem Werte, habe ich als Knabe dort erlebt, Pfarrherren und Kapläne, Ratsleute Stubengelehrte, Musiker, Witz- und Kaufbolde, Quacksalber, Nachtbuben, Geschichten-erzähler und Gespensterleute, einen Scharfrichter, Naturpoeten und echte Philosophen! Was sind die Dorfgemeinden im Oktober und was ist erst die ungeheure Landsgemeinde am letzten Aprilsonntag für ein einzigartiger Auftritt! Was fallen da für ungehobelte Volksreden und meisterliche Magistratsprüche, welche Hiebe rechts und links, welche strahlende Wize und was für eine gesunde Gescheitheit und ehrwürdige historische Majestät sitzen da nebeneinander!... Und die alten Bräuche in der Fastnacht, an dem Dorfzilbenen, Alplertagen, Schwingfesten, am Samichlaus und Neujahr, am Schiefet... denn nirgends auf der Welt knallt man früher lieber, besser... an Alpfahrt und Heimkehr, die herrlichen religiösen Feierlichkeiten, der tapfere Soldaten- und Kirchenggeist, der dieses Bauerntum und seine Geschichte durchweht, wie schön war das!

Kindheit in einer lustigen, geist- und gemütvollen Stadt, hübsch! Aber Kindheit in einem solchen von Flur und Wald und Berg und gewaltiger Tradition umschlossenen Dorfkönigreich, das immer von Nussbaum und fettem Käse und Hirtenlorie duftet, ah, das ist tausendmal besser. Wer das uralte, stattliche Dorf Sachseln kennt, nicht vom Vorbeifahren, vom Mitleben und Mitwirken, der wird mir immer recht geben.

Der Hauptort von Obwalden mit der doppelkürmigen Kirche, dem Pulver- und Perenturm, dem Rathhaus, den stillen Klöstern und sinken, schier städtischen Leuten heißt zwar Sarnen, nicht Sachseln. Und Kerns oben auf dem Sattel hat einen vornehmeren Ton und ein herrlicheres Gebaren. Ungern zu oberst am Brünig ist das urhigste der Dörfer und fragt niemand etwas danach...

lasset es in Ruhe! Aber Sachseln hat den besten Platz und genügt sich am besten. Man respektiert es heimlich am meisten.

Hier in Sachseln also wurde 1417 der Bauer, Regierungsmann und spätere wundervolle Mystiker und Erretter der Schweiz, der Bruder Klaus, vor fast genau fünfhundert Jahren geboren. Wie sehnte ich mich schon lange, diesen übermenschlichen Menschen, dem ich von den innigsten Stunden des Lebens verdanke, wenn auch nur leise, wie einen Schatten, durch eines meiner Bücher wandeln zu sehen!... Aber hier in Sachseln gab es zu Mätteliseppis Zeiten auch Kämpfe in politischen Fragen, die ins tiefste Sinnen und Trachten des Volkes griffen, so groß und wichtig wie nur irgendwo in der trommelnden Welt draußen. Hier spannen sich Seelengeschichten ab so fein und rührend und peinvoll und von so allmenschlicher Art, und hier galt es Grundsätze der Kunst und des Lebens, des Aktiv- oder Passivseins, der Poesie und der Prosa unserer Erde in so einschneidender Schärfe wie nur je in einem sogenannten Kulturzentrum. Dabei hatte alles noch den lokalen und persönlichen Stempel einer unverschagten und unverspielten Welt. Warum das nicht schildern? und ein Leben voll Spaß und Not, voll Traum und derber Gegenständlichkeit, ein Knabenleben, das zwischen Diesseits und Jenseits schwankt und das mir so unheimlich gut bekannt ist, mitten hineinweben? um so mehr, als ich damit soviel Dunkles entwirren, Rätselhaftes lösen und vor allem für so vieles und so vielen danken kann!

In Sachseln lebte auch wirklich und leidhaft das Mätteliseppi, ergast wie es im Buche steht, und wob seine Seide und spann mächtig Welt- und Kirchengeschichte und Dorf und Kindheit und alle großen Fragen unserer kleinen Seelen darein.

Vor zwölf Jahren habe ich diese unvergeßliche Figur in einer Novelle behandeln wollen, und damals entstanden die Kapitel in der Webstube und im Pfarregamen (9., 15., 19. Kapitel) in einem mehr humoristischen Fadenschlag. Ich legte jedoch den unbefriedigenden Entwurf in die Schublade. Aber im Herbst 1915, im Süden und im Heimweg nach den Buchen und Äpfeln und Herzlichkeiten meines lieben Nordens, nahm ich die Papiere wieder vor und arbeitete sie nun zu einem... ach freilich so dicken!... Romane aus. Und doch habe ich dabei ein spuckhaftes Sonntagsgeschichtlein des Mätteliseppi „Der Räsbalzli“, eine Karntagsfeier und das stürmische Aufundab einer Landsgemeinde

wo die Hundesteuer und ein beschränktes Tanzgesetz das Volk aufwühlten, der Abmagerung und planmäßigeren Zielstrebigkeit des Buches zuliebe auslassen müssen. In die Schicksale des Ländleins und besonders der Spichtigerfamilie ist nun das Mätteliseppi so verstrickt und hält den Faden so stramm in der Faust, daß ich statt des ersten Titels „Die Spichtiger“ lieber seinen klassischen Namen „Das Mätteliseppi“ setzte. Es stört die Einheit der Erzählung keineswegs, stärkt sie eher und gleicht in seiner rauhen und massiven Gewalt einem Berge, in dessen wechselndem Schatten sich eine kleine Menschheit und Menschheitsgeschichte entwickelt und bald behindert, bald gehoben ans ordentliche Ziel gelangt.

So hat es denn wirklich ein solches Mätteliseppi gegeben? Seinen Webstuhl und harten Flachschittel, seinen langen Steden, sein Unterrichtsgenie und seinen mörderlichen Kleiderkasten als Arrest? Seine Helgen und Mären? wie? . . . Ich antworte: all das auf den letzten Tupp! Viele hundert Obwaldner werden euch das mit einem aus Respekt und Schalkheit gemischten Lächeln bestätigen und noch reichlich glossieren können. Und auf dem Friedhof von Sachseln findest du die Horat und Molin und Herri und Tonoli, indessen der damalige Helfer Ludowig noch heute, im Silber von fünfundsiebzig Jahren, als geistliche Spitze des Kantons tapfer seines Amtes waltet. Und jene Käspredigt des weit über die Schweiz hinaus berühmten Kommissari von Cuwe ist auch historisch. Und das Bruderklausen- und Alexiuspiel ebenfalls. Von all den vielen Knaben und Mädchen, dem seltsamen Josef Tonoli zum Beispiel, der kalten eitlen Orla, dem kühnen, wilden Herri und dem glücklicheren von Ar bis zum Trunzibub hinauf und zur Botin Trunz selber und den Spichtigerleuten als den Hauptpersonen des Romanes, von alldem ist keine Faser eitle Phantasia dabei. Sie alle sind genau so in

Fleisch und Blut und starken Knochen an mir vorbeigegangen. Ich habe nur Namen geändert und Ortlichkeiten verschoben. Viele leben noch, die meisten ruhen.

Soll ich sagen, ob auch die tiefen Leiden und Zweifel und seelischen Erhebungen im Buche historisch sind? Da erlasset mir das Wort. Das sollet nun ihr sagen, die ihr das Buch leset!

Hoffentlich sieht niemand in diesem Geplauder eine Prahlerei oder Eitelkeit des Erzählers. Nur wer die Erde seiner Kindheit so gut kennt und so warm liebt wie ich, weiß auch, wie tief er mit seinem Buche unter dem Vorbilde zurückblieb.

Ist, wenn ich in einer schlaflosen Nacht im Schreibzimmerchen sitze, die Fenster offen, die Stadt ringsum im Schlummer, und höre unten am See den Schnellzug den Bergen zurollen, dann ist mir, als fahre ich plötzlich mit weg aus aller Gegenwart ins Jugendland hinein. Und mir wird, ich gehe wieder barfuß durchs Dorf hinauf und sehe sie alle, mit denen ich wuchs und litt und lachte, und ich winke ihnen und grüße hier ein Tor und dort ein Pförtchen, doch vor allem ein bekanntes Fenster am Spichtigerhaus. Und ich neige mich vor Berg und Kirchturm und den lieben Gräbern. . . Da, halt, tauscht ein Brunnen in der Gasse, ein Pfad führt zum Mättelishaus, die Scheiben sind blank und verriegelt, aber hin und her, hin und her scheint der Schatten des Seidengatters zu gehen. Aha, das Mätteliseppi webt. Still, Buben! auf den Behen vorbei! daß es uns nicht sieht und in die Kammer kommandiert und aufs Bänklein zwingt und im Glaubens- und Sittenbüchlein bis auf die Nieren austrägt.

Denn ich frage euch, Kameraden, könnten wir ihm noch so rasch und laut und Knabenrein Satz für Satz antworten, ohne Stottern und Erröten, wie damals in der Unschuld unseres zwölften Jahres?

Um die Ecke . . . es hat uns gesehen!

Einmal Ruhe!

Meine Mutter liegt auf dem Schragen,	Letze lache:
Wie vom Meer in die Bucht geschwemmt,	O wie schmeckt die Ruhe so gut! —
Innig Hand in Hand geschlagen,	Laßt mich allein, daß ich nimmer erwache,
Aug' und Lippe zugeklemmt.	Hab' ja auf all der langen Reise
Dünkt mich dennoch, als ob sie letze,	Nie so geschlafen, nie so geruht!



Alfons
Magg,
Zürich

Heinrich
Federer
(Bronze)

Natur nicht nur Götter gab und
 Götter waren Götter, zu dir
 und mit deiner Wunderkraft und
 Kraft unsterblich mit
 der Sonne wird ein Teilchen der Welt
 alles gibt und will
 Warum ist keine
 Schicksal der Götter mit dem Menschen:
~~und die Welt ist nicht~~
 Götter, die Welt ist will!



Salzerstadt / Dom

Frühlingsfahrten in Harzer Städtchen

Von Helene Heine

Mit zehn Abbildungen nach Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle in Berlin

Wo die leisen Vorhügel des Harzes anfangen sich hinzudehnen, liegt Gernrode. Helle, enge Gassen mit giebeligen, einstöckigen Häusern, graugrünen Jalou- sjen, beslieder- ten, braunhölzer- nen Türen, deren obere Hälften wie Fenster geöffnet werden können und den Blick hineinführen in das saubere Innere mit Standuhr und Tellerbord. Ech- ter Wein ästelt an den gelb- weißen Mauern hoch und blüht und fruchtet in der stutenden Sonne hier.

Das alles schaut heimfroh drein inmitten der hellen, schimmernden Felder, wäre aber weich und nüchtern, plakte nicht überall der Gernroder Rußbaum dazwischen. Wie

ein kraftvoller Rhythmus wirkt er und gliedert das Ganze. Ja, der Rußbaum gehört zu Gern- rode, ich könnte mir das Städt- chen nicht ohne seine Nuance denken, gehört hierher und ist mit Gernrode verflochten, wie es Gero ist, der Markgraf, der sein tausendjäh- riges Recht stolz und stumm in den Mauern der



Salzerstadt / Taufkessel aus dem 11. Jahrhundert (Domichap)



Salberstadt / Rathaus

gebieterisch thronenden Stiftskirche birgt. Umschreite den Bau, und du wirst mit einem Male ernst und still. Schwer stehen die Mauern, und massig wuchten die Rundtürme des Westportals. Der Kies unter deinen Füßen knirscht hörbar, er liegt locker, Grasbüschel lachen hindurch; folge ihrem Grünerwerden zur Südfront hin! Nun lächelst auch du wieder, denn hier ist der lächelnde Ernst der steinernen Wucht durchbrochen. Rundbogenfenster, nur durch Fensterfäulchen geteilt, in zwei Etagen übereinander bilden diese Front. Wie ergötzt man sich an der Mannigfaltigkeit der Formen dieser zierlichen Stützen!

Nun waren die Gedanken eiliger als mein Schritt. Sie standen schon innen an der Südfront des Hauses und glitten an dem Rankenwerk entlang, das sich um die Kapitelle schlingt. O dieser köstliche Ornamentenschmuck, der dahinlaufende Blattkreis, von Löwen und Vögeln durchbrochen, von Menschenköpfen beherrscht!

Figuren von Heiligen stehen, eingequadert wie in Rahmen, auf der anderen Seite der Kapellenwand. Eine Gestalt mit Gebetbuch und Schwurhand, ernst und steif den Blick nach oben gewandt, fesselt am meisten unsere Aufmerksamkeit. Paula Becker-Moderjohn

hätte vielleicht in diesem Geist schaffen können, mit diesem wahrheitluchenden Wollen. Über die aufdringlich frische Blausarbe der lichtlosen Ostapsis sehen wir hinweg, gehen an der Tumba des Stiftes vorüber zum Haupteingang, dem Westportale.

Ein Blick streift den alten, ungefügten Taufstein, der den Mittelgang abschließt. Die Hand gleitet über das rauhe Gestein. Acht Tafeln, zusammengeschniegt zum Rund eines Bedens und eine jede Tafel ein Reliefbild biblischer Vorgänge. Eines davon hat sich meinem Gedächtnis besonders eingepägt — eine Geburt Christi. Welch eine Primitivität in der Wiedergabe seelisch-geistigen Erlebens! Ohne spürbare Zusammenhangtheit ist Mutter und Kind, nur der steinerne Rahmen eint den ewigen Vorgang, der hier versinnbildlicht ist.

Etwas von ägyptischer Ruhe ist hier hineingesenkt, von Cimabüischer Steifheit, und halt — von Gauguinschem Suchen, was mich reizt. Und auf einmal stand eine Geburt Christi von Paul Gauguin vor meinen Augen, die er auf Tahiti gemalt. Dasselbe unbeirrbar Wollen, dasselbe stark naive Aussprechen eben dieses Wollens, das aus kosmischem Fühlen stieg! Lange noch strich dieser verwandte Ton, der hier aufgeklingen,

mir durch den Sinn. Ich weiß, es wird nicht das letzte Mal sein, daß ich ihn höre. Ich fühle, die Sehnsucht nach restloser Schlichtheit, nach Urweltklang stampelt Gauvain zum Enkel dieser mittelalterlichen Zeugen.

Es ist nun Abend in der stillen, weißen, kleinen Stadt. Wir beschloßen den Tag im Gasthaus am Markt. Alles war lautlos still; seit einer halben Stunde kein Tritt mehr, nur ein weiches Schleichen einer Kage glitt am Gartenzaun entlang. Tiefe, hallende Schläge, die St. Cyriaci, die Stiftskirche, herüberschickt, neun Uhr. Würzig herber Duft der Rußbäume dringt durch das offene Fenster. Ein wunderbares Zusammenrinnen von Duft und Klang.

Quedlinburg! Heinrich I. und Otto der Große, Heinrich der Heilige und Otto III. und all die Namen der erlauchten Kaiser-töchter, die Äbtissinnen hier waren, — wer kann sie fassen und behalten, schmurt sie die Führerin der Stiftskirche, den Schlüssel im schweren Schloß der Gräbergruft der köstlich überwölbten Krypta, mit tiefem Atemzug herunter!

Du hochgelegener, schöner Dom zu Quedlinburg, was birgt dein felsdurchwachsender Sandsteinleib für edles Gebein, für Herzen

hochgenut und schaffensstark! Aber auch solche birgt es, die vernichteten, Schönheit unwiederbringlich zerstörten mit heißem, eiferndem Willen. Da schmückt ein Kranz den Kupfersarg von Anna II., der Stolbergerin. Sie haßte den Prunk, die Farben, sie litt nicht die Viber, und die Heiligenverehrung war ihr ein Greuel; ihr folgte ein Heer von Silberstürmenden Nonnen. Nüchterne, weiße Wände ließ der Eifer erstehen; sie sind heute abgelaugt zum Teil, und lichte, vom Kalk gehellte Farben treten hervor. Nur leider hat man sie schwarz konturiert, damit die Gestalten besser zu sehen sind: ein gelbgewandeter Johannes der Täufer, sein Kleid ist gerast, und edel sein Gesicht; ein Urteil Salomonis, in dem das unglückselige Kind noch immer mit dem Kopf nach unten schwebt, der Teilung gewärtig; ein paar Zipfel von faltigen Gewändern, ein Fuß, eine Hand noch, und das Auge gleitet wieder über das bedende, kahle Weiß der Wölbung und wird dann hinuntergezogen zu zehn strengen, steinernen Platten.

Äbtissinnen aus dem 11. und 12. Jahrhundert sind darin gemeißelt, byzantinisch steif mit Spruchband und Tiergestalten, auf denen die kleinen, spitzbeakhten Füße stehen; sie halten stille Wacht. Engend und nehmend



Quedlinburg / Dom und Schloß



Queblinsburg / Südwestansicht des Schlosses

ist die Luft, die die Gestalten der Gewesenen umgibt, ist der Trud der toten Jahrhunderte. Hinaus und hinüber zum hoch auf durchmauertem Fels gelegenen Schloß.

Hier wuchert Leben, blühendes, duftendes, farbiges Leben! Flieder in leichten, flockigen Dolben wiegt sich über dem Gemäuer. Aber keine zarten Farben schaut man hinweg, wenn man aus den Fenstern der hohen weiß und goldenen Säle blickt in die Sonnengewalt der grünen Ebenen hin. Feuchtschimmernde Dtschaften blinken auf, und rote Dächer lachen. Luft gebend ist die Stimmung da draußen; und fröhlich ist sie auch, wenn ich mich wende und all die Weiße des Raumes auf mich eindringt. Im großen Gesellschaftssaale stehe ich, im Saale der Bisse. Im leichten Studgerant der Wände werde ich ihn überall gewahr, den heiligen weißen Vogel. Sein langer Schnabel und biegsamer Hals gibt allerlei grazile Li-

nien, und es macht Freude, der Phantasie des Künstlers nachzugehen. Von Saal zu Saal blickt man, hohe Spiegel vervielfältigen die fast leeren Räume; hin und wieder ein feines Empiregerät, ein paar seltene Kacheln und die strengen Bildnisse der evangelischen Abtissinnen.

In St. Marien auf dem Münzenberg, wohin in bewegter Zeit das strenge Frauenstift sich geflüchtet, knittert es noch heut wie von steifen Gewändern, geht einer nachts an der Nonnenempore vorbei. Aber das sind nur die wenigen schüchternen Alten, die das erzählen, die Zungen, die reden, die wissen um anderes, was der Münzenberg birgt. Bis nach Amerika und Spanien wanderte das Geld, das man heimlich hier prägte. Ja, das waren geschickte und forsche Kerle, von denen der Münzenberg seinen Namen hat! Gebar eine Frau, so hielt sie das Kind zum

Fenster hinaus: „Das alles ist dein“, rief sie ihm zu und zog einen Kreis um die bergige Flur ringsum. Und das Kind wurde ein Musikant oder ein Dieb. Und steigt du heut den Stufenweg zu dem kleinen bebauten Gipfel hinan, will es dir eben noch scheinen, als haben sie recht, die solches erzählen. Hellbunte kleine Häuser, winkelig gebaut, in den Gassen sinkendes Spüllicht, ein kräftiges, bloßbeinigtes Volk, das auf den Straßen sein Leben abspielt. Aber der Blick von hier oben gibt dem von den Fenstern des Schlosses nichts nach, oder besser noch, er ist noch imposanter. Quedlinburg wächst hier vor unseren Augen auf, die dächrigen Straßen dehnen sich hin zu einem fremdlichen Flecken. Hinter dem Mauergrau der Stadtbefestigung hervor stechen vier Spitzen in das köstliche Himmelsblau, das sind die Türme der vier Kirchen, und mächtig ragen die Mauern und trugig von felsiger Erhebung auf.

Halberstadt! Immer doch zuerst der Dom!
Wir standen auf dem Markt, da einer von uns

die Frage aufwarf: was voran auf dem Programm von heute stehe. Und wirklich, außer manchem schönen Straßenzuge, außer holz-karierten Fachwerkhäusern, Masken und altersgebräuntem Schnitzwerke, außer künstlichen Ruinen mit weit auf die Berge reichenden Fernblicken ist das Sehenswerteste in Halberstadt der Dom und was sich darum gruppiert. Dieser einheitlich gestaltete, ruhig schöne gotische Dom mit seinen wohlthuenden Proportionen ist ein Bild geschlossener Kraft. Ein Halbdunkel herrscht in dem hohen Kirchenschiff. Das Auge trifft als erstes die mächtige Kreuzigungsgruppe über dem Lettner. Der derbe Querkalken, der die Breite des Domes mißt, trägt fünf ragende Gestalten: den edelen Körper des Heilands am Kreuz, die Freisiguren von Maria und Johannes und zwei ihre Flügelenden hoch im ungewissen Lichte kreuzende Seraphine. Und hinter diesen ins bunte Dämmer sich redenden Gestalten die glühend bunten Fenster der Apsis, die die Luft erregen mit ihren schwelend brennenden Leuchten.

Ich stand schon wieder draußen im Kreuzgang mit seinen Ewigkeitswächtern, den stei-



Gernrode / St. Sixtuskirche



Gernrode / Inneres der Stiftskirche

nernen Grabplatten und Marmorepitaphen der Herzöge und Pröpste, schritt durch die mörtelgrauen Arkadengänge und schaute durch die Kleeblattform des Maßwerks auf ein Wunder hin, auf ein hellstes Rosarot, auf ein Fest des Lichts und zartesten Brangens.

Noch einmal umschreite ich den sonnengetränkten, farben- und lusterfüllten Raum, der, eingetaucht in malerischen Reiz, immer wieder zum Weiben ruft; nur ein paar Schritt draußen um den Domplatz, und ein ander Bild der Romantik aus vergangener Zeitepoche nimmt mich an. Ich stehe im Gleimhaus. Zwei kleine Zimmer sind dem Fremden zugänglich, zwei Räume mit brauner Balkendecke und dem hohen, schmalen Kachelofen jener Zeit mit Klappe und behaglichen Wärmplatten. Verwirrend dicht für den ersten Augenblick hängen in ziemlich gleich großen Rahmen die Porträts derer, die einst Freunde und Gäste hier waren. Die Farben klingen im Chöre ein sanftes Lied. „Freundschaftstempel“ hat Gleim selbst noch diese zwei Räume benannt, und wahrlich, einen Freundschaftskultus umschließen diese Wände, sie hüten eine große, geistvolle Vergangenheit. Da sind Klopstock, Lessing, Wieland, Jean Paul, da ist der Ansbacher Freund Johann Peter Uz, da ist Anna Luise Karsch, die Naturdich-

terin, sie hat einen nehmenden Mund und kalte, abwägende Augen; andere Frauen noch, puppenhaft sich gleich. Sophie Laroche lacht leise spöttelnd, doch gut, als sagte sie: ich weiß etwas, was du nicht weißt! Nicht locker läßt uns der Kopf des Feldpredigers Pfeffel: blinde, wehe, fast geschlossene Augen erzählen tiefes Leid. Lavater, klug und traurig, Prinz Heinrich, Mendelssohn. Und alle sind sie bartlos, offen schenkend ihre Züge. Zietzen, der alte Zietzen ist der einzige, dessen Oberlippe ein herrisch gestäubtes Bärtchen ziert. Gleim selbst ist zwei Mal vertreten: jung mit Flöte und Allongeperücke, in hellem Seidenrock und Jabot, und dicht darunter alt, mit dem Federkiel in der Hand und einem dunklen Lorbeerblatt auf leerem weißen Papier. Sich auszudenken, daß alle diese Männer und Frauen hier lebten, daß sie als Sommergesellen und Wintergäste Festtage feierten, nicht müde der Wiederholung. Festtage der Gemeinschaftsidee, der Freundschaft, die sie beflügelte, und des Geistes, sich vor Augen zu stellen, daß Triebfeder und Seele des Ganzen ein stiller, bescheidener Dichter war, nicht einmal ragend in dem, was er als Poet geschaffen, das gibt uns höchste Achtung vor eines Menschen innerer Wesenheit, die solch eine Welt für sich umgrenzen konnte.

Und nun ein Wettersturz in Wernigerode. Mitten im Frühling, der mit tausend Blütenaugen schon den kommenden Sommer begrüßt, ein stoßender Wirbel treibenden Schnees.

Kleines, liebliches Wernigerode, wie mußt du in der Sonne blinken, wie müssen deine Straßen alle ein Zauberer sein mitten ins grünende Freie! Nun saust es silbrig weiß an den Häusern entlang, die Holzornamente hell kontrierend. Es stiebt vom Schloß und weht vom Westerturm her, daß die Wetterfahne auf dem Dach in irrende Unruhe gerät. Reiner, lichter, lustiger Schnee, wohin das Auge reicht. Nein, an die Brocken-tour, die von hier aus geplant, ist nicht zu denken, und der Weg hinab zu den Ipfesfällen gehört bei dem scharfen Nordost auch nicht zu den lochendsten Angelegenheiten. Aber der Morgen will ausgefüllt sein, und im Ratsstübel, so witzig und bürgerlich gemütlich es gemalt und ausgestattet ist, kann der Mensch den halben Tag nicht zubringen; also vielleicht ins Fürst-Otto-Museum, in die Zeepsche Gemälde-Sammlung könnte man gehen, ein paar Schritt nur, alles liegt ja hier dicht bei einander. „Verkauft, — seit paar Jahren schon nach Amerika oder irgend so wohin“, sagt der aufsichtsführende Diener. Man gewöhnt sich an ähnliche Antworten auf Reisen.

Ich nickte dem Diener dankend zu und versuchte mein Heil allein in dem kleinen Museum zu finden. Es bot sich mir genau, wie die Museen anderer kleinen Städte sich zeigen. Aber als wollte es mich für die stille lästerliche Bemerkung beschämen, wurde mein Blick durch eine kleine bronzene Plastik aufs interessierteste gefesselt. Es war ein Christus am Kreuz. Zehntes Jahrhundert stand auf der Signierung. Christus mit Lendenrock und Gürtel, mit geradem, erhöhtem Kopf, der ohne Nimbus war. An den vier Ecken des Kreuzes vier starke Nägel. Ich staunte über die nackte Realistik der Empfindung; hart und brüßig dünkte es mich, das Ungöttliche, das Nummenische als alleinig Sprechendes dem Kreuz zu überantworten. Ich schritt weiter: Gewänder, Gespinste und Stidereien, so fein, daß jeder Stich als Kreuz nur einen Faden überspannt. Ein ganzes Zimmer, nein zwei, fast drei Zimmer voll mit Steinen. Kästen an Kästen eng gedrängt, ein Reich für sich. In Pyramiden oder prismatischen Flächen aufwachsend die Quarze, der Manganit in stenglichen Drusen wuchernd. Welch ein Reichtum vor allem an Formen, welche feine Stufung in Farben! Die Farbe steigt im Bergkristall bis zum irisierenden Weiß und



Wernigerode / Stiftskirche: Wand der hl. Grabkapelle



Wernigerode Rathaus

sinkt zu größter Vertiefung im Indigoblau des Saphirquarzes hinab; dazwischen all die Schattierungen der Amethyste, das Gold der Topase und milchiges Jadegrün. Wie man sich an der Wurzel aller Dinge fühlt, schaut man betrachtend auf das Wachsen dieser Kristalle. Wir glauben im Stein das Wesen des Erstarrten zu erfassen und fühlen nun, wie er lebt, seine Form sich erzwingt in ewigem Muß. Ist diese Musik der Kristalle, wie sie da vor uns erklingt, nicht auch das Momentum agens vieler der heutigen Künstler, erinnern diese formklaren Motive und rhythmischen Reize nicht zwingend an moderne kubi-

stische Bilder? Und liegt nicht die ganze Summe von Möglichkeiten zu dieser neuen Ästhetik der Form — wie wir das kubistische Schaffen einmal bezeichnen wollen — in diesem Wachsen der Steineverfestigt? Vielleicht haben

sie recht, sie, die im Spiel höchster Geselligkeit die Dinge zerlegen, um sie von neuem schöpferisch zusammen zu fügen, wenn sie annehmen, daß die regelmäßige Kristallform die Urform des Lebens ist. Meine Augen gehen zum Fenster hinaus in die weiße Märchenhaftigkeit des Schnees. Voller heller, wirbelnder Pünktchen war die Luft.

Schneekristalle. Vielleicht, ja vielleicht haben sie doch recht!



Wernigerode Durchblick zum Schloß von der Brettenstraße

Das Hündlein

Ballade von Frida Schanz

Das war, als er abends zum Dirnlein schlich,
Zur Braut seines Mitgesellen.
Das schwarze Hündlein beieferte sich,
Wie rasend ihm nachzubellen.

Durch die Gäßchen, mondweiß und menschenleer,
Durch die Gärten und Gartengassen
Klaffte das Hündlein hinter ihm her,
Wild, ohne nachzulassen.

Im mondweißen Schweigen der einzige Laut,
Von der Stille schwellend getragen. — — —
Nahe am Haus von des Freundes Braut
Hat er das Hündlein erschlagen.

Im Sterben sah's ihn noch einmal an,
Als ob es ihn trauernd verachte.
Ein seltsamer Schauer befiel den Mann,
Doch er trogte ihn fort und lachte.

Ging hin an sein Ziel und lachte gell,
Verlachte Reue und Beten. —
Als wilder, verwegener Kriegesgefell
Hat er die Lande zertreten.

Ward selber ein Kriegsschwert kalt und scharf,
Zerhieb, was an ihm gehangen,
Bis ihn die Krankheit aufs Bette warf
Mit ihrem glühenden Wangen.

Die Krankheit fiel ihn so grimmig an,
Ist so wild an ihm aufgesprungen,
Daß der eisenherzige Kriegesmann
In „Furcht und Angsten“ gerungen,

Daß er manch stockfinstre Fiebernacht
Mit seinem Schreien zerrissen —:
„Das schwarze Hündlein ist aufgewacht
Und bellt mir ins Gewissen.“ — —

Zuletzt kam ihm die kühle Ruh
Noch als ein wilder Schrecken —:
„Das schwarze Hündlein packet zu!
Gott Herr, — wo mich verstecken?“ —

Vielseitigkeit im künstlerischen Schaffen

Von Dr. Johannes Günther

Wenn ein Mensch mehrere Künste ausübt, so wird es doch in den meisten Fällen eben nur ein Unermöglichen sein, sich in irgendeiner bestimmten Kunst groß und bedeutsam auszudrücken. Man sagt wohl von solchen Menschen, die von allem etwas können, die etwas Klavier spielen, etwas malen und bei Gelegenheiten hübsche Gedichte machen, die singen und eine schöne Figur auf die Dilettantenbühne stellen: „Sie sind künstlerisch veranlagt.“ Man sagt dies entweder voller Stolz, wenn man nicht um den Wert einer Kunst weiß. Sonst sagt man es voller Verdauern.

Der Drang, sich nach mehreren, ja nach allen Seiten hin künstlerisch zu öffnen, kann aber auch weit über den Dilettantismus emporragen, kann zu einem romantischen Lebensprinzip werden — auch hier ohne bestimmte Absicht und ohne das Bewußtsein, in einer Kunst etwas Besonderes zu leisten, auch hier irgendwie „nichts-nutzig“, aber doch eben genial nichts-nutzig, sich selbst genug. Es ist der Typus des Künstlers schlechtthin.

Aber eine dritte und höchste Stufe ist da erreicht, wo der Künstler in mehreren Künsten nicht bloß Verichwommenes und Halbes, sondern Ganzes und Bedeutsames leistet, und wo auch der kritisch nachfühlende Geist merkt, warum wohl der Künstler diese verschiedenen Kunstausübungen zur Erfüllung seiner künstlerischen Lebensaufgabe gebraucht. Aus dem Kunstleben der Gegenwart greifen wir ein paar Beispiele heraus. Wir werden sehen, wie die verschiedenen Künste eines Schaffenden

sich jedesmal stützen, ergänzen, heilen und sich im höchsten Sinne des Wortes gegenseitig erklären.

* * *

Es lebt ein Dichter, der heißt Friedrich Kayßler. Ein letzter Erbe alter Märchenkönige und starker Heiliger. In seinen Worten und Versen liegt viel von dem rauhen, nordischen Wolkenhimmel und viel von dem unheimlichen Rebel, aber auch viel von dem erst so recht gewürdigten Segen der spärlich scheinenden Sonne. Kayßler hat innige Verwandtschaft mit der Natur, er ist, ähnlich dem starken frommen Franziskus, ein Bruder der Steine, Blumen und Tiere. Der alte Baum sieht ihn mit seinem ernsten Gesicht an. Die Sterne spiegeln sich in seiner Seele. Und er horcht auf das reine Atmen des Kindes. Seine dichterischen Formgebungen sind zaghaft und ehrlich, wenn sie vom großen Schmerz

des feinen spätgeborenen Menschen in böser Zeit sprechen, und bleiben vornehm, auch wenn sie mit rauher Stimme von dem Altvätergut zeugen, wenn sie in Zorn oder gar in Flux ausbrechen.

Und neben diesem Dichter Kayßler lebt der Schauspieler Kayßler. Er verbindet Erdkraft, Natürlichkeit, Realismus mit der Feinheit und Tiefe des Menschen am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, der die Wirklichkeit ganz überwinden möchte.

Kayßler steht als Schauspieler und als Mensch einsam da. Als Schauspieler ist er fortwährend gezwungen, mit anderen Menschen zusammenzuarbeiten. Unausbleibliche Kon-



Friedrich Kayßler
als der „Unbekannte“ in „Nach Damaskus“

lifte drohen. In sein reines Kunstgefäß treten Unberufene und entweichen es. Kaffler braucht seine Dichtkunst als Erholungstätte.

Dementsprechend kommt eine ganz besondere künstlerische Weihe dann zustande, wenn Kaffler Menschen auf der Bühne spielt, die sich vom harten, ausgewählten Leben für kurze Glücksmomente in stille Besinnlichkeit verlieren. Wir denken daran, wie Kaffler als König Lear in der Schlusszene mit Cordelia in eine Märchenwelt übergeht, voll lieblicher Spiele, Schmetterlinge und Vogelzug — oder wie er als Pastor Demant in Lauckners „Predigt in Litauen“ einmal abseits von seiner orthodoxen Religionsanschauung, die ihn in Kampf und ungeahnte Verfündigung hineinführt, seiner alten Schwester aus einem stillen Andachtsbuch vorliest, in dem sich Mythik und Naturmythik vorichtig ausgleichbar.

Die ersten beiden Bildbeigaben zeigen, wie Kaffler den einen Gedanken, die eine Stimmung, nämlich den gehegten und genarrten, aber nach Ruhe und Erfüllung sich sehnenenden Neuzeitmenschen in zweierlei Stoffgestalt, dichtend und schauspielend. Für Gedicht und Rollenbild ist übrigens gleich bezeichnend, daß er den Affekt nur in der Ruhe spielen läßt.

Für einen andern Schauspieler, nämlich für Kurt Goetz, ist die Dichtkunst nicht etwas, was neben der Schauspielkunst besteht und worauf man sich zurückzieht aus

den Enttäuschungen, die einem die Realität der Schauspielkunst bereitet. Sondern für Kurt Goetz ist die Dichtkunst notwendige Ergänzung und Erfüllung der Schauspielkunst.

Alle echten und wertbewußten Schauspieler leiden unter dem tragischen Bewußtsein, für ein Element ihrer Kunst, nämlich für das wichtige Element „Sprache“, stets eine Anleihe bei einem andern Künstler, nämlich dem Dichter, machen zu müssen. Sie mögen darum die Stegreisspieler alter Zeit glücklich schätzen, die auch die Worte selber bildeten, und mögen mit Recht die Theaterkünstler erst vollkommene Erfüller ihrer Aufgabe nennen, welche die Stücke, in denen sie auftreten, auch selber schreiben, also einen Shakespeare, einen Molière, einen Gozzi, einen Wedekind. Da reiht sich Goetz an. Die Erfüllung des Stegreisspiels ist — vielleicht abweichend vom Sinn dieses Wortes — nicht die Improvisation im Augenblick, sondern die vom Schauspieler selbst abgefaßte, dann aber auch in

Besinnungen und Proben durchdachte, durchgearbeitete Rolle. Das führt dann zur Goetzschen Rollenbildung.

Nun schreibt Goetz freilich nicht bloß für sich allein. Er formt nicht virtuosenhaft bloß eine Rolle, die dann seine Rolle sein soll, in der er glänzen kann, sondern er denkt auch gerade als Dichter künstlerischkollegial: er setzt eine interessante und theatrale Rolle neben die andere. Beim Schreiben sieht und hört er nicht nur sich allein in einer besonders wirksamen Rolle, sondern er sieht und hört

*Gebet eines Mantzen
im zwanzigsten Jahrtumend.*

*Gott, gib mir Zeit!
Es fliehet der Tag, es fliehet die Nacht.
Nicht ist vollbracht.
Ich bleibe, Gott, du bist im Zeit.
Ich leb' in mir Zeit, o Gott,
so alles jagt im irdischen Reich,
so Ruin und Maß im irdischen Reich.
Zeit ist im Geld — und Zeit ist Gott.
Gott, gib mir Raht.
Ich bewußt Zeit, in mir ich bleibe,
ich bewußt Zeit, wie so vorwärts,
ich bewußt Zeit, um aufwärts,
ich bewußt Zeit, um mich so bleibe,
o Gott, o Gott!
Pflücht auch mich: Auf! die Zeit! die Zeit!
Pflücht Harbort mich: die Klug ist auch!
Pflücht auch: Zeit nicht ist die Zeit hier!
Pflücht läßt mich: Gott! Zeit nicht ist auch!
Pflücht nicht mich so fürstlich.
Ich bleibe: Pflücht! Bau mir Leben auf?
o Gott! o Gott!
Gib mir Zeit!*

Ernst Kaffler



Aufn. Jander u. Labisch, Berlin

Szenenbild aus „Hokusfokus“ von Kurt Goep, mit dem Verfasser in der Hauptrolle

überhaupt das ganze Stück und jeden Satz. Das ist der große Vorteil, wenn ein Theaterkünstler ein Stück schreibt.

Die Komödien von Kurt Goep sind nicht bloß geschickte Unterlagen für die Aufführung, nein, sie haben in sich selbst schon einen dichterischen Wert. Kluger Aufbau der Entwicklung, selbst im kleinsten Bruchteil einer Szene, witziges Spiel mit der Rede, kugelpädagogisches Einbeziehen des Publikums in die Vorgänge — all dies ist bei Goep, obwohl es aus dem ungehemmt beherrschten Bühnehandwerk hervorgeht, doch schon von imponierender dichterischer Selbstständigkeit. Aber die geistreichen Gedankenplitter, die taktvoll behandelten ethischen Fragen, die gerade in den heikelsten Verwicklungen durch den Ernst und die Verantwortlichkeit, mit der sie bei aller Fröhlichkeit des Komödiengeistes angefaßt werden, überzeugen, und dann sein ausgefeilte Ausdrücke, Vergleiche und Stimmungen, die sich sogar aus dem Bereich des gesprochenen Wortes bis in die szenischen Anweisungen hinein erstrecken, zeugen von der dichterischen, hohen Begabung und unermüdlichen Weiterbildung dieses Kurt Goep.

* * *

Rechts und links an der Chaussee, die im Mecklenburger Laude nach Güstrow hinführt,

sah ich die Steinklopfer sitzen. Männer und Frauen. Mürrische schwere Männer, harte frühalt Frauen. Denn diese Arbeit macht unlustig und krank. In der Ferne klein und eigenfönnig das Städtchen Güstrow mit der Wallensteinburg und dem alten Dom über sich. Ein bleierner unfreundlicher Himmel über allem. Ein rücksichtsloser Wind segelte. Nur ganz zuletzt kamen ein paar Sonnenstrahlen und zeigten mir einen blauen See vor der Stadt. Das ist das Heimatland Ernst Barlachs, des Dichters, Graphikers und Holzbildhauers. Wenn jemand heimat-echt ist und eins mit seiner Scholle, wenn jemand ein Künstler ist, der einen rauhen und unfreundlichen Stoff durch das adelude Glas seiner Kunst sieht, so ist dies Ernst Barlach.

Er ist von Grunde aus Holzbildhauer. Und es reizt ihn der Versuch, das Holzbildmäßige auch mit den Mitteln anderer Künste, nämlich mit den Mitteln der Graphik und mit den Mitteln der Wort- und Satzgefüge, auszudrücken. Dieser Versuch ist auch wiederum für sich so eigenfönnig, so fast bitterböse und so lichtarm wie seine Holzbildhauerei.

Da sitzt eine stämmige Nordländerin. Ihre breite niedrige Stirn wird mit den quälenden Gedanken nicht fertig. Und ihr Leib ist zu

arbeitsmüde, um sich aufzuschwingen. — Da ißen Trauernde beimassen, stierenden Blicks, im steifen Gottestischrock. — Da steht ein geduckter Mann; der Arm, der das Schwert zieht, reißt seinen Mantel auseinander. — Da ist ein Schäfer im Sturm. Sein Mantel bläht sich im Unwetter. Der Hund ist halb unter ihn gekrochen. — Da liegt eine Frau im kargen Schlaf. Über ihr fliegt eine Gestalt hin, dehnt sich in der Luft, ruht seltsam im Aether, wie eine Mumie gestaltet, und fällt doch nicht herab. — Da ist Joseph, der seinen Mantel hochbreitet wie einen Baldachin, und darunter die Gottesmutter. — Das sind Barlach'sche Holzplastiken.

Und nun wird diese Plastik in Holz geschnitten, wird gezeichnet. Da kommt ein Krüppel des Wegs. Aber er faßt sein Leiden mit Humor auf. Der Arm hebt den Mantel etwas: und den Saum des Mantels bläht der Wind. Wie vielfache Segel sieht dieser Mantelsaum aus, ganz starb bläht er sich. Eben wie Holz. Und doch ist er leicht und bewegt. — Das vorhin erwähnte Relief der wunderbar gestalteten schwebenden Mumienfigur erhält ja plastische Eigengehalt in dem bekannten Gefallenendenkmal, das jetzt in dem Güstrower Dom aufgehängt ist; aber graphisch führen schon darauf hin der über der Welt schwebende Geist (als Illustration zu Goethes „Grenzen der Menschheit“) und noch eindringlicher der zwischen vielen hohen Domtürmen hinschwebende Gott (in „Die Wandlungen Gottes“). — Und wie die spärliche Sonne mir den See zeigte vor der Stadt Güstrow, wie der Hund seinen Kopf unter dem Regenmantel des Schäfers barg, wie Joseph einen Baldachin schuf über Maria, so überrascht und erfreut auf den schweren und meist pessimistischen Graphiken Barlachs dann und wann ein Lichtblick. Und wie von einem solchen Lichtblick gleich das ganze Kunstwerk gekrönt wird, das erfährt man gleich auf dem ersten Bilde der Bildersolge, die Schillers Lied „An die Freude“ illustriert. Da steht ein Mann am Meer, streckt seine Arme weit vor sich hin, hat den Pokal in Händen. Der Sturm zieht weit den Mantel hinter ihn, und seine Haare fliegen. Das Auge blickt trotzig, aber schon wie in einer Schöpferwinne. Aber alles Glück, alles Lachen hat der Künstler Barlach auf einen kleinen, eigentlich derben, aber doch so unsagbar feinen Strich am Mundwinkel konzentriert. — Oder wir sehen drei, vier junge Mädchen mit eigentlich häßlichen, arbeit- und wettergewohnten Gesichtern, mit leise vornübergebeugten Körpern jingend dahin-

gehen, eines wie das andere, wie eine kleine Herde frommer Tiere. — Wir brauchen solche Eindücke, um die überwuchrigen Härten seiner Not- und Todbilder ertragen zu können.

Der Dichter Barlach wählt von vornherein die härteste, straffste und gewaltsamste Dichtform: die Dramatik. Er kümmert sich allerdings nicht um eine Kultur der Dramentechnik, an der Jahrhunderte mit Klugheit und Empfindung gearbeitet haben. Er empfindet nur eins: die Not des Menschen in der Welt und den Kampf, den der Mensch gegen seine Umwelt führen muß. Dieser Kampf ist ja an und für sich schon eine dramatische, tragische Idee. Und weil Barlach ihn mit aller Wut aufnimmt, darum muß er auch in seiner Formung bedeutsam und sogar bühnenvirksam sein.

Zum Beispiel setzen wir eine Szene aus seinem Steinklopfer- und Landstreicher-Drama „Der Findling“ (1922) hierher, die ohne übrige Inhalts-erzählung — gleich einem Drama im Kleinen — verständlich ist:

Elise:

Thomas der Neue ist ein Thomas Medegut. er sollte bersten und ein Thomas Tugut sein. Sieh sie sitzen, so stehen wir ratlos dabei. Sie sind voll von ecker Erfüllung. Wir sind leergelaufene Fässer. Unsere Tüchtigkeit ist taub und unser Wert ist wie der von weg-geworfenen Puppen.

(Sie bückt sich und hebt die liegengebliebene „Prinzessin“ mit Krone und Schleppe, besudelt und verknittert, auf).

Wir strozen von gleicher Schmach, arme Vergessene. Wir sind uns ähnlich, verblöcht und erkaltet, Verworfenen, in deinen verschmutzten Prachtsfalten. Wie ist unser Wesen verweht und verkrümmt! Du, ohne Stimme, die dich reden heißt — ohne Hand, die dich handeln läßt.

Puppenspieler Thomas:

(greift die Puppe, schiebt die Hand hinein, läßt sie sich aufrichten und lebendig scheinen). Aber eine Hand wird in uns fahren und eine Stimme wird uns handeln heißen. Wir werden erfüllt werden wie sie, die da sitzen, aber nicht mit gesundem Fressen, nein, mit geschöpftem Schicksal.

Geborsten und neugeboren wie die Pracht der Prinzessin werden wir sein.

Verworfen und neu erkoren,
Gestorben und neugefaltet,
Verweht und frisch gewalkt,
Verkaltet, erkaltet und wieder entfaltet werden wir sein,
Verblöcht und entfacht,
Vergessen und neu gedacht.



Holzschnitt Ernst Barlachs zu Schillers „Lied an die Freude“

Mit Genehmigung von Paul Cassirer, Berlin

Gekrümmt und wieder gegrabet,
Verstoßen und begnadet.
(Er streift die Puppe ab und wirft sie ins
Dunkle.)

Aber keine Puppenspiele, keine Puppen-
worte mehr —
Du bist der wahre Weg und du bist die wirk-
liche Pforte.

Elise:

Und doch bin ich nicht wie sie. Keine Hand
kommt mich zu hindern, daß ich höre. Keine
Stimme mahnt, meine Augen abzuwenden.
Sieh, wie sie sitzen und sich mit Eitel sättigen.
(Ehe sie ausgesprochen, erscheint ihr gegenüber
als wahre Ungehalt, in zerrissenen Kleidern,
blutend und hinkend Kummer, Elises alter
Vater, winkt und verlangt gleichsam drohend
Hilfe.)

Kummer:

Komm, Kind! Kutscher Kost hat mich aus-
geplündert. Kutscher Kost hat mich ausge-
powert, abgeschmissen und kahl gerissen, ver-
wundet und geschunden. Nasse Lumpen auf
dem Leib. Nichts als das liebe Leben hat
er mir gelassen.

Elise:

Mir war, als stände ein Mörder vor mir.
Daß du nicht mit fremdem Blut beschmutzt
bist, sei Gott Dank!

(Gilt zu ihm und führt ihn näher, wischt sein
Blut ab.)

Kummer:

Hähä, es mag wohl ein wenig von Kost seinem
Blut dabei sein. Wir haben nicht schlecht
gebalgt. Er hat's bezahlt, mit Blut bezahlt,
daß ein braver Mann gehen muß und betteln.

Freilich Barlach ist mit den Lesern und
Theaterbesuchern noch nicht warm geworden.
Denn seine Menschen sind allzu sehr aus Holz,
aus nordischem, knorrigem Holz. Und man muß
schon sehr geduldig daran klopfen, bis sich
der Geist dieser Bäume offenbart. Diese
Gestalten haben eben zunächst nicht Fleisch
und Blut, nicht die Tränen und nicht das
Lachen, nicht die Häuser und Wohnungen,
nicht den Schmuck und den Tand, wie wir
es in unseren Gesellschafts- und Senjations-
stücken gewöhnt sind. — Die Mißgunst, die
Barlach dramatischen Kompositionsregeln
entgegenbringt, treibt er in seinem Werke
„Der Findling“ auf die Spitze; es erinnert
in der Aneinanderreihung von Dialogen an
mittelalterliche Formen, es ist, was nun gar
das Verständnis der Gespräche angeht, ganz
auf die jeweiligen Stimmungen der Leser
oder Hörer angewiesen, gleich wie ein dunkles
Musikwerk oder ein sakraler Tanz. — Wenn

in so einem wilden Stück wie Barlachs „Die echten Sedomunds“ plötzlich eine Jungmutterzäne oder ein Kinderstimmchen auftaucht, so haben wir auch hier wieder die spärliche Sonne. Wenn man an Barlachs Stück „Der tote Tag“ denkt, wo das Sonnenpferd des Jünglings von der in ihrer Erdkraft mächtigen, aber in ihrer Mutterliebe egoistischen Mutter getötet wird, dann könnte man fast meinen, jeder gläubige Aufstieg werde von Barlach als tragische Unmöglichkeit zertrümmert. Aber dann belehrt uns sein Noah (in dem Werke „Die Sintflut“) eines besseren; Noah ist Knecht und Kind Gottes zugleich und kann darum eine furchtbar gerichtete Welt überleben.

Eine Holzbildhauerin ist auch die fromme Katholikin Ruth Schaumann. (Auch ihre Bronze-
werke sind von der Schmalheit und Herzlichkeit, die dem Holze eigen ist.)

Da ist ein schmales zwei Meter hohes Bildwerk aus Lindenholz. Sehr schlank mit seeligerlich geneigtem Haupte, in ein zitternd-saltiges Gewand gehüllt, den rechten Arm auf dem Herzen haltend, die Linke zum Segen erhebend, steht ein Mann da, ein nun erdferner, aber doch vielleicht sehr erfahrener Mann. Und an ihn ist gelehnt, knieend, ein mädchenhafter Leib; schlaff, ganz gottergeben hängen die Arme zur Seite. „Verkündigung“ heißt dieses Bildwerk. Und es ist ein Sinnzeichen für die Lebens- und Kunsthaltung der Ruth Schaumann. Sie ist der gläubig hingeebene Mensch, hingeeben der Gewalt der Schickung, hin-



Ruth Schaumann: Verkündigung

gegeben. Persönlichkeiten, zu denen sie im Verhältnis der Verehrung oder der Liebe steht. Ihr Kunstschaffen geht wohl eigentlich vom Dichten aus, und doch muß die körperliche Gestalt immer das eigentlich Ausschlaggebende gewesen sein. In dem, was sie als Dichterin empfindet und andere mitempfinden lassen will, wendet sie sich nicht an den Gehörsinn und an das Sprechvermögen, sondern sie wendet sich an den Gesichtssinn, an das Tastvermögen und an die Begabung des Modellierens:

„Sieh, der Abend
kommt und macht
mich bangend,
Ohne daß mein Herz
es will.
Nimm mich auf, aus
deinen Händen
langend
Wird mein Blick im
Himmel still.“

So heißt es in ihrem Gedicht „Tau des Himmels“ und, diesen Worten in Sinn und Stil verwandt, klingt ihr „Feierabend“ aus:

„Der Tag ist abgetragen,
Sein Wirken ist vollbracht
Und die Gedanken schlagen
Schon Brücken in die Nacht.
„Wir geh'n auf ihren Bögen
Und doch auf ebner Bahn,
Wir aber ist, wir flögen
Wie Saat vom Löwenzahn.“
„Beschirmt von reicher Stille
Im Hauch verschwiegener Zeit,
Und sanft hält Gottes Wille
Ein Rajensüß bereit.“

Das Ohr ist für Ruth Schaumann nicht der Eingang zum Herzen dessen, den sie



Der neue Roman von Paul Keller ist soeben im Bergstadtverlag
Wilh. Gottl. Korn erschienen. Eine literarische Würdigung finden
die Leser auf Seite 552 dieses Heftes. Preis in Ganzleinen RM. 6.—

Am Bücherschrank

Herr Hubert kramt in seinen Bücherschätzen und findet Paul Kellers Roman „Waldwinter“, der 1902 erstmalig erschien. Das Buch ist dank guter Behandlung und guter Ausstattung nach einem Vierteljahrhundert noch ein ansehnlicher Band. Vorn ist eingeschrieben: „Dieses Buch sende ich dir, mein geliebter Bruder, zu deinem Geburtstag. Lache, wie ich gelacht habe!“ Ach, der Geburtstag liegt fast dreißig Jahre zurück; Herr Hubert ist gealtert. Der Bruder ist tot. In Flandern gefallen. Jugend und fröhliche Zeit sind nicht mehr. Aber das Andenken ist noch da — das die Erinnerung weckt. Der Bruder hat das Buch selbst in seiner Hand gehabt, hat die Widmung eingeschrieben. Da ist die alte, liebe Schrift, da ist sein Geburtstagsgeschenk mit dem damaligen Datum. Der Bruder schenkte ihm mit Vorliebe Bücher, denn er sagte: „Was soll ich schenken? Geld für kostspielige Geschenke habe ich leider nicht übrig. Zigarren? Die verbrennen! Schlipse? Die zerreißen! Hosenträger? Die sind zu profan! Ein Buch bleibt lange.“ Ein lustiger Bursch war er, lustig wie dieses Buch. Für viel Geld gäbe er es nicht her.

Ein guter Rat

Schenken auch Sie Paul-Keller-Bücher, sich selbst für Ihren Bücherschrank und Ihren Verwandten und Freunden! Denken Sie bei festlichen Gelegenheiten: Weihnachten, Verlobung, Hochzeit, Jubiläen daran, ein Keller-Buch zu schenken, geben Sie ihm durch eine handschriftliche Eintragung die eigene Note, den Erinnerungswert, datiert an einem wichtigen Tage. Das ist ein guter Rat!

Als Festgeschenke

Männern: besonders empfohlen:

Ulrichshof — Ferien vom Ich — Sohn der Hagar —
Die alte Krone — Altenroda — Waldwinter.

Frauen:

Marie Heinrich — Die Heimat — Die Insel der
Einsamen — Das letzte Märchen — Hubertus.

Jugendlichen:

Dorffunge (als Prämie für gute Zensur) — Die fünf
Waldstädte — Grünlein.

Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Unsere Leser finden

„DIE BERGSTADT“

in den Lesesälen der nachbenannten
Kur- und Badeorte, Fremdenheime,
Heilanstalten usw.



Aachen

Palast-Hotel „Quellenhof“
Hotel „König von Spanien“

Agnetedorf i. Rsgb.

Hotel „Deutscher Kaiser“

Ahrweiler (Rheinland)

Kurhaus

Altheide, Grafsch. Glatz

Haus „Käthe“
Hotel „Hohenzollern“
Lesesaal des Kurhauses
„Tyroler Hof“
Zimpel R., Weinstube

Andermatt (Schweiz).

Hotel „St. Gotthard“
Grand-Hotel „Bellevue“

St. Andreasberg (Harz)

Kurhotel Schützenhaus

Neue Bewirtschaftung
von Ernst Gebhardt

Arosa (Schweiz)

Hotel „Arosa Kulm“

Baden-Baden

Kurhaus
Hotel „Badischer Hof“
„Meßmer“
Friedrichsbad
Augustabad

Bad Elster

Staatl. Kurhaus-Hotel
Hotel zur Post

Bärenburg i. Erzgebirge

Fremdenhof „Schäfermühle“

Bayrischzell

Hotel „Deutsches Haus“

Berchtesgaden

Hotel „Wittelsbach“
Haus „Geiger“
Hotel „Vordereck“ zum Türken

Berthelsdorf,

Kr. Hirschberg i. Schl.

Sanatorium

Blankenburg (Harz)

Weißer Adler
Hotel „Kaiser Wilhelm“

Bonndorf (Schwarzwald)

Pension „Sonnenhof“

Braunlage i. H.

Haus „Louisenhöf“
Haus „Elisabeth Ilse“

Brieg (Bez. Breslau)

Hotel „Reichskrone“

Bronsdorf i. Rsgb.,

Tannenbaude

Brückenberg i. Rsgb.

Gasthof auf der Schneekoppe
Prinz-Heinrich-Baude
Hotel „Hampelbaude“

Carlsruhe i. Schlesien

Kurhaus

Cassel-Wilhelmshöhe

Dr. Coßmann's Sanatorium
Margaretenhaus

Charlottenbrunn i. Schl.

Kurhaus

Cronberg i. Taunus

Hotel „Frankfurter Hof“

Davos (Schweiz)

Hotel Curhaus Davos-Platz

Dresden-Loschwitz

Dr. Müllers Sanatorium

Egern am Tegernsee

Gasthof Max Bachmair

Ems, Bad

Hotel „Staatl. Kurhaus“
„Das Römerbad“
„Zum Löwen“

Engelberg (Zentralschweiz)

Parkhotel „Sonnenberg“

Ettal b. Oberammergau

Hotel „Ludwig der Bayer“

Feldberg, (Schwarzwald)

Hotel „Feldbergerhof“

Flinsberg i. Isergeb., Bad

„Heufuderbaude“
„Berliner Hof“
Kurhaus-Hotel u. -Restaurant

Franzensbad (C. S. R.)

Hotel „Königsvilla“

Freudenstadt (Württemb.)

Kurhaus „Rappen“

Friedrichroda Thür.

Hotel „Kurhaus“

Garmisch

Palast-Hotel „Sonnenbildl“

Gernrode (Harz)

Hotel „Brauner Hirsch“

Glatz Hotel „Zum Stadtbahnhof“

Görbersdorf (Schlesien)

Dr. Brehmer's Heilanstalt

Dr. Weidner's Lungenheilanstalten Görbersdorf.
a) Priv. Sanat., Marienhaus f. kl. Zahl Lungenkr.d.beimitt.
Ständ.; b) Heilst., Krankenheim m. Männ., Frau u. Kinder-
abt. a. f. Selbstzahl. Ärztl. Lt.: Dr. Steir-meyer, Dr. Warnecke

Hahnenklee (Oberharz)

„Hubertusheim“

Hain i. Rsgb.

Hotel „Fischer“

Harzburg, Bad

Waldpark-Hotel Südekum
(„Belvedere“)

Herrenalb i. Schwarzwald

Villa „Lacher“

Hirschberg i. Schles.

„Erlanger Hofbräu“

Hirschhorn a. N.**Kur-Hotel****„Zum Naturalisten“**

Lufikurort Hirschhorn am Neckar

Höchenschwand (Südl. Badischer Schwarzwald)

Hotel und Kurhaus Höchenschwand

Homburg v. d. Höhe

Schellers Hotel „Metropole“
Städtische Kur- u. Badeverwaltung

Ilmenau (Thür.)

Hotel „Zum Löwen“

Jannowitz i. R.**Kluger's Hotel und Pensionshaus**

Ältestes u. erstes Haus am Platze
mit allem Komfort / Telephon Nr. 1
Pension von 5 RM. aufwärts
Autogarage

Johannisbad, C. S. R.

Fuchsbergbaude

Kipsdorf Erzgeb.

Berg-Hotel und Pension
„Schöne Aussicht“
Hotel und Pension „Halali“
Fremdenheim „Villa Susanna“

Kissingen, Bad

Kurhaus
Staatl. Kurhaus Hotel
Continental-Hotel „Englischer Hof“

Kniebis (Württbg.)

Kurhaus „Lamm“
Kurhaus „Alexanderschanze“

Kreuznach

Kurhaus und Palasthotel
Hotel „Quellenhof“

Krummhübel

Hotel „Goldener Frieden“
Hotel „Teichmannbaude“
Kurhotel

Kudowa

Haus Friedrichshof
Hotel „Lehmann“

Landeck, Bad

Hotel „Blauer Hirsch“
Hotel „Hohenzollern“
Hotel „Merkur“
Japanisches Teehaus
Kurhotel „Schlöffel“
Restaurant „Waldtempel“

Langenau (Grafsch. Glatz)

Kurhaus
Lesesaal der Kurverwaltung

Lauenstein (Erzgeb.)

Kurhaus „Villa Engadin“
„Schützenhaus“

Lindenfels (Odenwald)

Lesesaal der Kurverwaltung
Pension „Adam Katzenmeier“
Pension „St. Josephsheim“

Lippspringe, Bad (Westfal.)

Kurhaus „Arminius-Bad“

Lückendorf bei Oybin

Berg-Gasthaus

Lugano (Schweiz)

Kurhaus „Monte Bre“

Mayen Luftkurort (Eifel)

Hotel „Müller“
Hotel „Pension „Waldfrieden“

Meran**Hotel Pension Berger**

„ „Bergschlöffel“

Hotel „Frau Emma“

Jeder Komfort
Das ganze Jahr geöffnet

Mittenwald Oberb. Hgb.

Hotel „Post“
Hotel, Pension Karwendel
Hotel „Wetterstein“

Nauheim, Bad

Kurhaus
Hotel „Augusta Viktoria“

Nenndorf, Bad b. Hannov.

Hotel „Staatl. Kurhaus“
Villa Ewe

Neuenahr, Bad (Rheinland)

Kurhaus
Kurhotel

Neustadt (Schwarzwald)

Hotel „Adler - Post“

Oberhof (Thür.)

Wünschers „Park-Hotel“

Obernigk, Kr. Trebnitz

Waldsanatorium

Obernigk, Kr. Trebnitz

SANATORIUM „FRIEDRICHSHÖHE“
Haus Waldheim

Oberstdorf (Allgäu)

Hotel, Pension „Rubihaus“
Parkhotel „Luitpold“ Oberstdorf

Oeynhaus, Bad

Kurhaus
Badehotel „Königshof“

Partenkirchen

Hotel Haus „Gibson“
Hotel „Schönblick“

Petzer C.-S.-R.

Richterbaude

Pyrmont, Bad

Kurhaus
Kurhotel

Reichenbach (Eulengeb.)

Stadtbad-Gaststätte

Reichenhall, Bad

Villa „Pension Erica“
Kurhaus
Grand Hotel „Axelmannstein“

Reinerz, Bad

Brunnen-Casino
 Konditorei Fritz Conraa
 „Deutscher Hof“
 Gast- u. Logierhaus „Grüner Wald“
 „Grillenhäus“
 Hotel „Schwarzer Bär“
 Hotel „Schwarzes Roß“
 Kohlauer Mühle, Erste
 Lesesaal des Kurhauses
 Margaretenbaude
 Park-Hotel
 Reinerzer Brauhaus

RIBERSEE Stat. Garmisch-Partenkirchen

Hotel und Kurhaus

Rottach a. Tegernsee

Pension „Valerie Bad“

Saalfeld (Thür.)

Wald-Sanatorium Bad Sommerstein

Bad Salzbrunn

Lesesaal des Kurhauses

Sankt Blasien

Lesesaal der städt. Kurverwaltung

ST. BLASIEN im südt. Schwarzwald 800 Meter ü. d. M.

Der deutsche Höhenkurort für Leichter-
 lungenkranke. Erholungsbedürftige u.
 Nervöse. — Jahresbetrieb.

Nähere Auskunft durch Kurverwaltung

Schlerke i. Harz

Hoppes Hotel u. Pension
 Hotel „König“

Schlageten bei St. Blasien

Pension Felkmann

Schlangenbad b. Wiesbad.

Staatl. Hotel Kurhaus

Alt-Schmecks (C.-S.-R.)

Grand-Hotel

Schreiberhau

Alte Schlesische Baude
 Café „Tilly“
 Deutsches Lehrereheim
 Haus Goststein
 Hotel „Josephinenhütte“
 Hotel „Lindenhof“
 Hotel „Mariental“
 Hotel „Zum Zackenfall“
 Königs Hotel
 Kurverwaltung
 Lukasmühle
 Neue Schlesische Baude
 Reifräuerbaude
 Sd. neegrubenbaude

KONDITOREI u. CAFÉ

WILHELM ZUMPE
 Ober-Schreiberrhau. Tel 287

Schruns (Vorarlberg)

Hotel Taube-Post

Bad Schwarzbach

Kur-Hotel (Isergeb.)
 Fremdenheim und Café
 „Zum Rübezahl“

Schwarzbürg

Hotel, Pension Trippstein

Schwarzental

Wintersportheim Fudtsbergbaude

Sellin (Rügen)

Haus Miramar

Silberberg i. Eulengebirge

Landheim „Zur grünen Tanne“

Spindelmühle C. S. R.

Adolfbaude
 Wiesenbaude
 Richterbaude
 Spindlerbaude

Starnberg

Hotel-Restaurant-Café „Seehof“

Steinseifen i. Rsgb.

Kaiser-Friedrich-Baude

Suderode, Bad

Hotel Graun

Tabarz (Thür.)

Kurhotel „Schießhaus“
 Hotel „Deutscher Hof“

Tegernsee

Hotel „Bayrischer Hof“
 Hotel „Steinmetz“

Thale (Harz)

Hotel „Waldkater“

Titisee (Bad, Schwarzwald)

Hotel „Titisee“

Tölz, Bad

Kurhotel Madlener

Trachenberg i. Schles.

Hotel „Deutsches Haus“

Trebnitz, Bad

Badeverwaltung

Trentsch-Tepplitz (Tschechoslowakei)

Grand-Hotel
 Kurhaus „Quellenhof“
 Kurhäuser: Bellevue, Bossányi,
 Bonniatowsky, Dreherzen
 Thermalkurhaus „Sina“

Untergrainau b. Garmisch

Hotel-Pension Waxenstein

Bad Warmbrunn

„Breslauer Hof“
 Hotel „Preußischer Hof“
 Lesesaal der Badeverwaltung

Weißer Hirsch b. Dresden

Kurhaus und Parkhotel
 „Weißer Hirsch“
 Dr. Lahmann's Sanatorium

Wiesbaden

Kurhaus
 Hotel „Schwarzer Bock“
 „Nassauer Hof“

Wildbad**(Württb. Schwarzwald)**

Hotel „Concordia“

Wildeshausen i. O.

Lesezimmer des Fremdenverkehrs-
 vereins
 Stührmanns Hotel

Wildungen, Bad (Waldeck)

Fürstliches Badehotel
 Hotel „Fürststernhof“

Wirsberg (Fichtelgebirge)**Nerven-Sanatorium
Goldene Adlerhütte**

Nervenarzt Dr. Maraerle, Wirsberg

Wölfelsgrund

Hotel und Pension Weiß
 Hotel „Zur Forelle“
 Sanatorium u. Kurheim Urnritztal
 „Tyroler Hof“
 „Zur guten Laune“
 Schweizerei Glatzer Schneeberg

Wunsiedel (Fichtelgebirge)

Fremden-Pension Thoma
 Schloßgut Fahrnbach

Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek

wertvolle Ausgaben mit Einleitungen, Anmerkungen und Register. Holzfreies Papier. Goldprägung. So eben erschienen:

Conrad Ferdinand Meyer :: Sämtliche Werke

3 starke Ganzleinenbände. Jeder Band Leinen 3.50 RM., Halbleder 5.50 RM., Ganzleder 6.50. Ferner erschienen:

- | | | | |
|---|--|---|---|
| <p>Arndt, 4 Bände.
 Arnim, 2 Bände.
 Arnim und Brentano, Des Arnims Wunderhorn, 2 Bände.
 Bürger (Kritische Ausgabe) 2 Bände.
 Chamisso, (3 Teile) 2 Bände.
 Chamisso (Vollständige Ausgabe), 3 Bände.
 Droste-Hülshoff, 3 Bände.
 Eichendorff, 3 Bände.
 *Fouquier, 1 Band.
 Freiligrath, 2 Bände.
 Gellert, 1 Band.
 Goethe (Auswahl), 5 Bände.
 Goethe (Erweiterte Ausgabe) 10 Bände.
 *Goethe (Vollständige Ausgabe mit Register) 22 Bde.
 *Goethe, Register allein, 2 Bände.
 Gräbe, 3 Bände.
 Grillparzer (Vollständige Ausgabe), 7 Bände.</p> | <p>Grillparzer (Auswahl), 5 Bände.
 Grimm, Sagen, 1 Band.
 Grimm, Märchen, 1 Band.
 Grimmelshausen, 3 Bände.
 Grün, 3 Bände.
 Guckow, 4 Bände.
 Guckow (Erweiterte Ausgabe), 7 Bände.
 Guckow, Ritter vom Geistle, 3 Bände.
 Salin, 2 Bände.
 Gautz, 3 Bände.
 Seibel, 5 Bände.
 Seibel (Werke und Tagebücher), 7 Bände.
 Seibel, Tagebücher, 2 Bde.
 Seibel, 2 Bände.
 Seine 9 Teile (Auswahl), 4 Bände.
 Seine (Vollständige Ausgabe, 15 Teile), 7 Bände.
 Servdach, 1 Band.
 Soffmann [E. L. A.], 8 Bde.
 Soffmann von Zallersleben,</p> | <p>2 Bände.
 Hölbertin, 2 Bände.
 Homer, 2 Bände.
 *Jimmermann, Münchhausen mit Oberhof, 1 Band.
 Jimmermann, 3 Bände.
 Keller [Gottfried], 5 Bände.
 Keller [Gottfried], Erweiterte Ausgabe, 6 Bände.
 Kerner, [Kustinus], 2 Bände.
 Kleist [Heinrich v.], 3 Bände.
 *Körner, 1 Band.
 Lenau, 2 Bände.
 *Lessing (Vollständige Ausgabe), 20 Bände.
 Lessing, 4 Bände.
 Ludwig, 2 Bände.
 Märkte, 2 Bände.
 *Meistrob, 1 Band.
 Nibelungenlied (Übersetzung von Simrod mit gegenübergestelltem Urtext), 1 Band.
 Novalis, 2 Bände.
 *Raimund, 1 Band.</p> | <p>Reuter, 6 Bände
 Scheffel, 3 Bände.
 Schneidendorff, 1 Band.
 Schiller (Auswahl), 5 Bände.
 Schiller (Vollständige Ausgabe), 10 Bände.
 Shakespeare (Dramen), 4 Bände.
 Shakespeare (Auswahl), 6 Bände.
 Shakespeare (Vollständige Ausgabe) (in 6 Bde) 7 Bände
 Stifter, 5 Bände.
 Sturm, 3 Bände.
 Sturm und Drang, 2 Bände.
 Tiedt, 2 Bände.
 *Uhlend (Schulausgabe), 1 Band.
 *Uhlend, (Erweiterte Ausgabe) 2 Bände.
 Wagner [Richard], 6 Bände.
 Wischotte, 5 Bände.</p> |
|---|--|---|---|

J. d. Bd. Ganzl. 3 RM., Halbled. 5 RM., Ganzled. 6 RM. Die m. *verseh. Bd. 50 Pf. mehr.

Der neue Roman von Felicitas Rose Der hillige Ginsterbusch

Es liegt in diesem Roman eine Musik, die man stets gern hört und genießt. Die Gestalten wachsen lebensecht in bunter Fülle empor, die mannigfachen Schicksale, die eigenartigen, fein beobachteten Charaktere sind mit sicherer Hand einer reifen Künstlerin gezeichnet. Felicitas Rose schöpft aus dem nie versiegenden Quell echter Heimatliebe, Herbsheit und Süße vereinigt sich zu neuem wundervollen Afford. (Bremer Nachrichten)

Früher erschienene Romane von Felicitas Rose

- | | | |
|---|---|--|
| <p>*Die Erbschmiede.
 *Heidenschneidmeyer Ilve Marken.
 *Erlentamp Erben.
 *Der graue Alttag und sein Licht.
 Mit 26 Originalzeichnungen.</p> | <p>Der Mutterhof. Ein Gallia-Roman.
 *Der Tisch der Hasenfüßens.
 Die Geschichte einer Familie.
 Heerdnigs Haus.
 Drogen. Eine Geschichte für junge und alte Nichtstuer.</p> | <p>Das Luzern in Birchholz.
 Bilder aus den vier Wänden. Novellen.
 *Die Eils von Eichen.
 Provinzmädel. 5 Doppelbände; jeder Band in Ganzleinen RM. 2,50.</p> |
|---|---|--|
- Jeder Band in Ganzleinen 6,50 RM.; die mit * versehenen Bände auch in Halbleder 10 RM.

Der neue Kapherr Die Abenteuer des Fürsten Dshaparidse

des größten Bärenjägers in Sibirien. Erzählt von seinem letzten überlebenden Gefährten Egon von Kapherr. Mit zahlreichen Abbildungen. Halbleinen 5 RM.
 Unermeßlich breitet sich der Ural, die Taiga mit ihrem Meer von Kronen aus. Hart und gefahrvoll kämpfen die Jagdgeoßen mit dem Raubwild, voran dem Bären, dem Herrscher dieser Wildnis, mit Worten entfloherener räuberischer Verbrecher und mit der gewaltigen Natur. Wie einst Robinson sind sie frei und unabhängig, nur auf sich selbst gestellt, fern jeder Zivilisation.

In Bongs Jugendbücherei erschienen bisher:

- | | |
|--|--|
| <p>Die schönsten Märchen der Weltliteratur. Gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von Professor Friedrich v. der Leven. 2 Bände.
 Das Sternengelt und seine Wunder. Von Dr. Joseph Blahmann, Prof. an der Univers. zu Münster i. Westf.
 Gemälde und ihre Meister. Mit erklärenden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend sowie einem Geleitwort von Stadtschulrat Dr. Arnold Reimann.
 Unter den Wilden: Entdeckungen und Abenteuer. Von Dr. Adolf Heilborn.
 Wilde Tiere. Von Dr. Adolf Heilborn
 Deutsche Dichter. Von Felix Lorenz. Mit Prob:n aus den Werken der Dichter.</p> | <p>Seelenleben unserer Haustiere. Von Dr. Th. Hell.
 Leben und Treiben zur Arzeit. Von Dr. D. Hauser.
 Berühmte Minister und ihre Werke. Unter Beteiligung berufener Mitarbeiter herausgegeben von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Richard Sternfeld.
 Im Wunderland der Technik: Meisterstücke und neue Erzeugnisse. Von Hans Dominik.
 *Das Buch der Physik: Erzeugnisse der Naturerkenntnis. Von Hans Dominik.
 *Das Buch der Chemie: Erzeugnisse der Naturerkenntnis. Von Hans Dominik.
 *Triumphe der Technik. Von Hans Dominik.
 *Jugend-Turn- u. Sportbuch. Von Dr. G. Neuenborff.</p> |
|--|--|

Von Ministerien, Erziehern und Lehrern sowie den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften bestens empfohlen. — Reich illustriert. Dunte Beilagen. Unterhaltend. Spannend, belehrend.
 Jeder Band in Halbleinen 4 RM., die mit * versehenen Bände 5 RM.

Ausführliche Prospekte kostenlos / Bitte zu verlangen.

Berlin W 57 :: Deutsches Verlagshaus Bong & Co. :: Leipzig

Das Luftschiff

Jugendbeilage der Bergstadt



Das Zwerglein Neunmalklug in seinem Flugzeug

Neunmalkflug baut sich ein Flugzeug

Ein Märchen von Marie Lindemann

Mit 4 Abbildungen nach Originalzeichnungen von Franz Vilko



ei den Wichtelmännern war große Aufregung. Oben auf dem Berge war vor einiger Zeit ein Flugzeug gelandet. Die Wichtelmänner waren im Nu herbeigeeilt und hatten das Wunder angestaunt. Natürlich nur von weitem, nur vom Walbesrand, aus den Baumgipfeln heraus, denn man durfte sich ja vor den Menschen nicht sehen lassen. Neunmalkflug allein, der kleine Wicht unten vom Berge, hatte sich dicht herangeschlichen, war hineingekrochen und hatte sich alles genau angesehen. Eine fabelhafte Sache! Solch Ding mußte er auch haben. Mit dem konnte man in der Welt herumfliegen, konnte die Sterne besuchen, konnte sich Schlösser auf den Mond bauen und vielleicht sogar, wenn man Glück hatte, konnte man auch einmal ein Englein erwischen. Ja, solch ein Flugzeug wollte er haben.

Aber er war nicht der einzige, der das wollte. In einer dunklen Höhle, hinter einem herabgefallenen Stein, wohnte der Zauberer Hokuspok. Den fürchteten die Wichtelmänner sehr, denn er war böse. Er saß bis in die Nacht hinein, klopfte und hämmerte, daß es schaurig durch den Wald klang. Die Wichtelmänner machten immer einen weiten Umweg um sein Haus, denn eine große Kanone stand vor seiner Tür, und er hatte gedroht: „Jeden, der meiner Werkstatt zu nahe kommt, schieße ich tot.“ O weh!

Neunmalkflug baute sich nun ein Flugzeug, und eines Tages, als der Wichtelmann gerade dabei war, seinen Propeller schön blank zu reiben, kam Hokuspok an Neunmalkflugs Hänschen vorüber, guckte mit bösen Augen durchs Fenster und fragte: „Was machst du denn da?“ Neunmalkflug erschrak sehr, sagte sich aber und rief: „Scher dich doch weg, das wirst du schon erfahren, wenn ich wie Sturmwind damit in deine Höhle gestogen komme und dir den Schädel einschlage, du ungewaschener Teufel du!“

Hokuspok sagte kein Wort und verschwand. Er hatte genug gesehen. Der Wichtelmann baute sich ein Flugzeug und ihm, dem großen Zauberer, wollte es nicht gelingen! Nein,

und abermals nein. Das konnte nicht gehen. Da mußte er auf der Hut sein. Er mußte es ihm austreiben.

Eines Tages, an einem schönen Sommer-Sonntagmorgen, schob Neunmalkflug stolz sein kleines Flugzeug auf die Waldwiese, um seinen ersten Probeflug zu wagen. Die Wichtelmänner waren von nah und fern herbeigeeilt und wollten das Schauspiel sehen. Neunmalkflug, mit einer dicken Mütze über den Kopf, mit einer Brille auf der Nase, setzte sich hinein, warf den Motor an, schrie: „Bahn frei!“, und die Maschine lief mit leichten Stößen über den Boden. Die Wichtelmänner konnten gar nicht schnell genug zur Seite springen. Sie hob sich schon, war schon in Baumgipfelhöhe, da — ein schrecklicher Knall: Bumm bumm — und tausendfach warf es das Echo zurück: Bumm bumm, bumm bumm — da lag das schöne silberne Flugzeug mit zerschossenen Flügeln am Boden und Neunmalkflug mit zerschundenen Gliedern darunter. Ein böses Lachen hörte man noch, dann war alles still. Hokuspok! Wie hatte man den nur vergessen können. Scheu schlichen die Wichte nach Haus. Mit Hokuspok wollte sich keiner einlassen.

Neunmalkflug mußte einige Zeit das Bett hüten. Da hatte er Zeit nachzudenken. Ungestraft sollte der Zauberer nicht davon kommen, das stand fest. Und hatte der ihm sein Flugzeug zerschossen, so würde er ihm seine Kanone verderben.

Als er wieder aufstehen konnte, ging sein erster Weg in die Werkstatt. Da stand sein Flugzeug. Er untersuchte den Schaden und nach ein paar Wochen harter Arbeit stand eine neue Maschine da, schöner und stärker als die erste. Aber bevor er sich hineinwagte, mußte erst Hokuspok dran glauben. Früh in der Morgendämmerung, wo er glaubte, daß Hokuspok noch schlief, schlich er mit einem Hammer den Berg hinauf, ganz leise, daß es keiner höre, sah schon von weitem das Licht durch die Bäume schimmern, da griffen ihn zwei harte Fäuste. „Hab ich dich endlich, du neunmalkluger Wicht? Auf dich habe ich schon gewartet. Was brauchst du mir ins Handwerk zu pfuschen? Ich will dein Flugzeug haben, und weil du es mir so nicht geben wirst, werde ich dich zum Teufel schicken!“ Damit packte er den kleinen Mann, schleppte



Arrrum — ging es, und Neunmallflug flog in die Luft . . .

ihn zur Kanone und steckte ihn kurzerhand ins Rohr. — Arrrum — ging es, und Neunmallflug flog in die Luft. Höher, immer höher, und wer weiß wo er gelandet wäre, hätte er sich nicht an einen Stern gehalten und wäre hinaufgelettert.

Da saß er nun, sah unter sich die Erde mit seinem Berg und sah die Wolken drüber hinziehen. Das war nun eine ganz böse Geschichte. Wie sollte er hier nur wieder herunterkommen? Wenn er doch jetzt sein Flugzeug hätte. Er suchte etwas zu essen, fand aber nichts. Dann schlief er vor Kummer ein. Als er erwachte, hörte er leises Flügelschlagen. Er sah sich um. Es war inzwischen dunkel geworden und Lichter waren ringsherum ausgeblitzt. Eins kam näher. Was mochte es sein? Jetzt war es dicht bei ihm, als es plötzlich hell wurde, so hell, daß er die Augen zuzumachen mußte. Ein erstauntes Stimmchen rief: „Wie kommst du denn hierher?“ „Wer du auch bist,“ sagte Neunmallflug, „ich bitte dich, sag mir, wo ich bin und wie ich wieder hinunter auf die Erde komme.“ „Dies ist der Stern Ohnezzeit, und bis zur Erde ist es noch weit,“ sagte das Englein. „Aber sag mir doch, wie kommst du hierher?“ Da erzählte ihm Neunmallflug die Geschichte von dem bösen Zauberer Hofuspof. Das Englein wollte gern helfen, ja. Aber wie? Da sprang es auf. O weh, es war ja schon

ganz dunkel. Es hatte ja die Zeit verplaudert, und es mußten doch noch so viele Sterne angezündet werden. Da hieß es, sich eilen. „Ich komme wieder, wenn es Tag wird. Dann will ich dir helfen.“ So flog es fort, und Neunmallflug saß wieder allein auf seinem Stern. Er wartete, sah, wie immer mehr Sternlichter aufblitzten und wie sie dann langsam wieder verlöschten. Eins nach dem anderen. Nur seines war noch übrig. Nun mußte der Engel bald kommen. Wichtig, da war er. „Nun will ich dich wieder zur Erde bringen, und daß dich der Hofuspof nicht mehr ärgern kann, habe ich dir etwas mitgebracht.“ Damit widelte er etwas Spikes, Goldenes aus. „Das ist ein Stückchen Sonnenstrahl. Das mußt du dem Hofuspof ins Herz stoßen, und wenn er wirklich so böse ist, wie du sagst, wird er davon umfallen und nie wieder aufstehen.“

So machten die Zwei sich auf den Weg. Neunmallflug klammerte sich fest ans Englein an, und sie landeten nach einigen Ängsten wohl, doch sicher auf dem Berggipfel. Dort nahmen sie Abschied voneinander. Der Engel flog davon, und Neunmallflug machte sich auf den Weg nach Hofuspofs Höhle. Furcht hatte er gar nicht mehr. So laut er konnte, klopfte er an. „Aufgemacht, Herr Hofuspof. Jetzt komme ich. Jetzt ist es aus mit dir.“ Hofuspof bebte vor Schreck, als er Neunmallflugs

Stimme hörte. Er wollte fliehen, aber da kam Neunmalklug schon, machte nicht viel Umstände und stieß ihm den Sonnenstrahl mitten ins Herz. „Aus!“ schrie er noch. Dann fiel er um.

Nun lachte Neunmalklug. „Hokuspok ist tot, nun haben wir Ruhe auf dem Berge.“ Dann lief er hinunter, um nach seinem Flugzeug zu sehen. Das stand noch da. Nun sollte am nächsten Tag ein Probeflug sein, ein Flug, daß sich alle Wichtelmänner wun-

dern sollten, daß sie und ihre Kinder ihr Leben lang davon reden sollten. Am nächsten Tag ein Probeflug über den Berg. Ja. Und dann? — Dann begann eine glückliche Zeit. Jeden Abend flog er zur Dämmerstunde zum Stern Ohnezeit, da saß das Englein und wartete auf ihn, dann durfte er helfen, die Sterne anzünden, und so flogen sie zusammen durch den Weltenraum bis zum nächsten Morgen. Und Neunmalklug war glücklich wie nie ein Wichtelmann, und das Englein auch.



Zum Kopfzerbrechen

Hartgekochte Eier.

Ihr wißt alle, daß die Mutter hartgekochte Eier nach dem Kochen in kaltes Wasser legt, damit sich beim Schälen die Schale leicht vom Inneren des Eies löst. Gewiß habt ihr euch aber noch nie überlegt, warum das so ist. Denkt einmal darüber nach?

Elastizität.

Wir lassen einen Gummiball und eine volle Glaskugel aus derselben Höhe auf einen Zementboden fallen. Springt der Gummiball höher oder die Glaskugel?

Morgenrot

Ein Vöglein habe ich erschaut
Beim lichten Morgenrot,
Doch als verwandelt ward ein Laut,
Da war das Vöglein tot.

Magisches Quadrat

a	a	a	a
a	d	e	e
h	h	l	m
m	m	m	r

Die richtiggeordneten Buchstaben nennen senkrecht und wagerecht:

- 1) Schiffsteil
- 2) ersten Menschen
- 3) was auf dem Felde wächst
- 4) weiblichen Vornamen

Wehgeschrei

Ungezogen war der Ganze,
Und der Vater prügelt ihn;
Kopf- und fußlos hat er lange
Seines Namens Rest geschrien.

Wandel

Hat das Wort ein u am Schluß,
Ist's ein mächtig großer Fluß,
Setzt du statt des u ein r.
Ist's des Blißes starker Herr.

Lösungen der Rätsel aus Heft 4

Harte Strafe

Galgenstrich

Verwandlung

Bett—Barett—Brett

Bergstädters Büchertisch

Robert Michel: **Die geliebte Stimme.** Roman (Leipzig, Bv. Reclam; geb. 1,20 RM.) — Eine zarte Liebesgeschichte, deren Schauplatz Wozniën mit all seinen farbigen Seltsamkeiten und merkwürdigen Bräunche ist.

Dora von Stodert-Meynert: **Das Bild des Aqe.** (Leipzig, Bv. Reclam, geb. 2 RM.) — Das Problem der Liebe wider Willen steht im Mittelpunkt dieses Romans, der in Rumänien spielt und aus dem Charakter des rumänischen Volkes seinen Nuetrieb erhält.

M. M. Frey: **Gelichter und Gekochter.** (Tübingen, Verlag Dr. L. Hantischel u. Co.; geb. 5,50 RM.) — 16 Kurzgeschichten, in denen das Leben des Alltags sich wie in einem facettierten Steine schillern bricht. Ungleichartig in ihrem Wert, aber alle mit Spannung geladen und reich an interessanten psychologischen Problemen.

Hugo Marti: **Rumänische Mädchen.** (Bern, Verlag H. Franke; Ganzl. 4,50 RM.) — Zwei Novellen, aus gründlicher Kenntnis rumänischen Lebens heraus gestaltet. In beiden steht hinter allem gro und beherrschend der Dämon der Leidenschaft.

Arthur Graf Gobineau: **Die Abenteuer des glückhaften Gefangenen** (Köln, Fern. Schaffstein; 2 Bde. 8 RM.) — In diesem Buch von den merkwürdigen Erlebnissen eines adelichen Gaubogens während der Hugenottenkriege wirkt sich stärker als in den bei uns vor allem bekannten „Renaissanceerzahnen“ die ritterliche, allem Niederen abgewandte, allem Leid verpflichtete Persönlichkeit Gobineaus aus. Nirgends tritt uns der Dichter so unpathetisch und humorvoll, so menschenfeind und menschenliebend entgegen wie hier.

Tony Schumacher: **Was meine alten Möbel mir erzählen.** (Stuttgart, Levy u. Müller.) — Die achtzigjährige Schriftstellerin teilt hier dem Leser in ihrer beschaulichen, anheimelnden Art mit, was ihr in ihrem Heim die Dinge, die sie umgeben, erzählt haben. Ein Buch der Rückschau und der Erinnerung, besinnlich und liebenswert, ob wir nun die Geschichte vom Madgin-Luise-Zimmer erzählt bekommen, die Erinnerungsstücke der Napoleonische betrachten oder die Tassen- und Puppen-sammlung bewundern dürfen.

Die Schatzkammer. (Leipzig, Hesse u. Needer; Preis des Bandes in Ganzleinen 2,85 RM.) — In dieser Sammlung, die es als ihre Aufgabe betrachtet, dem Volke wertvolle Bücher in guter Ausstattung zu niedrigen Preisen zu bieten, sind einige neue Bände erschienen, darunter als wertvollster „Der Fürst vom Teufelstein“ von Heinrich Hansjakob, eins der besten Bücher des mannhafteu Pfarrers, erfüllt vom kräftigen Luft des Schwarzwaldes und von Frohsinn und Heiterkeit durchleuchtet. Hans Esvalds Roman „Bagabunden“, der das Leben der Landstreicher und ihres weiblichen Anhangs an uns vor-uberziehen läst, hat mehr sozialologisches als literarisches Interesse.

Abenteuerliche Fluchten. Fesselnde Geschichten — **Das Mauberbuch.** Spannende Geschichten — **Gewaltige Begegnungen.** Geheimnisvolle Geschichten — (Saarbrücken, Verlag Hausen; geb. je 2,50 RM.) — Drei Bände voller wirklich spannender und dabei künstlerisch hochwertiger Geschichten, die uns aus der Enge trüben des Alltags in eine Welt farbiger und phantastischer Abenteuer entführen. Bücher, die nicht nur dem Erwachsenen iber Stunden der Muigkeit und der Trubtal hinweghelfen, sondern auch für den Geschlechtnis hunger der herangereiften Jugend eine gute Kost darstellen.

Der Mann im Nebel. Roman von Rudolf Preber (Berlin Aug. Scherl).

Preber erzählt hier den Roman eines Mannes, der, infolge einer Brandkatastrophe geistig unmat, in Italien ein traumverlorenes Dasein führt, bis es den Bemühungen eines Freundes gelingt, ihn in das Leben zurückzuführen. Geschaftstuchige Ektaktisten sorgen dafür, da auch der Humor, den man bei Preber nicht missen mag, zu seinem Rechte kommt.

Dammervoll. Spukhafte Erzählungen von Hans Wahl (Leipzig, Staackmann; Ganzl. 5 RM.).

Zwölf unheimlich padende, mit starker dichterischer Kraft gestaltete Erzählungen, einem abseits der Welt träumenden Volk abgelautet und einer Landschaft, in der noch der Mythos lebt. Moorwespen, Satansjager, Menschen, die sich unter Wolfshauten und Elsterglieder bergen, Trub und Teufelsbuhlin treiben zwischen diesen Seiten ihr spukhaftes Spiel.

Wilhelm Matthiessen: **Der Nordlandzug des Herrn mit den 100 Augen.** Eine neue Abenteuergeschichte (Freiburg i. Br., Herder; Ganzl. 3,20 RM.).

Der Matthiessens Abenteuergeschichte aus den tibetischen Bergen gelesen hat, kennt den „Mann mit den 100 Augen“, der durch Spurinn, Tatkraft, Schlantheit und Gewandtheit seine Reisebegleiter aus allen Gefahren der Bergwelt rettet. Kaum daheim, treibt es ihn wieder in die Ferne. Diesmal in den hohen Norden, einen verschollenen Schatzsucher, den Vater seines Studienfreundes, aufzuspuen. Dieser Nordlandzug ist an Spannung und Tat, an Gefahr und Abenteuer beinahe noch reicher als die Tibetfahrt. Ein Abenteuerbuch für die Jugend, wie man es sich nicht besser und sauberer wünschen kann.

Artur Maximilian Miller: **Herr Jörg von Frundsberg,** der deutsche Landsknecht lieber Vater (Freiburg i. Br., Herder) — Schon viele haben versucht, die Erscheinung Jörg von Frundsbergs zu begreifen und darzustellen, aber immer wieder hat das Format dieser gewaltigen, heroischen Gestalt den aus Geschichte und Dichtung gefügten Rahmen geprengt. Miller geht ihr vom rein Menschlichen her zu Leibe und fügt aus der Zusammenschau der aueren und inneren Ereignisse, die die Lebenslinie Frundsbergs vom Kinde bis zur Höhe seines

DAS DEUTSCHE DRAMA

EIN JAHRBUCH

1. Jahrgang 1929
In Ganzleinen 4.50 RM.

Jeder, der sich fachmännisch oder aus rein literarischen Neigungen mit Bühne und Drama beschäftigt, wird in dem Jahrbuch einen unentbehrlichen Ratgeber und eine Fundgrube interessanter Materials besitzen. Der Förderung deutscher Dichter dient der „Deutsche Spielplan“; eine Entwicklung des Begriffs „Nationalbuhne“ gibt in ausführlichem Aufsatz Dr. R. Elsner; einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Dramas gibt der wortgetreue Abdruck des funfaktigen Dramas „Der Hofteufel“ aus dem Jahre 1562; ein geraues Bild der Dramatik der Gegenwart liefern die „Pressespalmen iber Urauffuhungen“. Ein vollständiges Schlagwortverzeichnis macht das Jahrbuch für Fachmann und Laien unentbehrlich.

VERLAG DER DEUTSCHE NATIONALBUHNE, BERLIN-PANKOW

Wohin soll ich reisen?

Diese Frage beantwortet
schnell und sicher der neue
Grieken

Er erschien unter dem obigen Titel als Band 1 der Sammlung „Grieken Reiseführer“ und behandelt auf 320 Seiten die schönsten Reiseziele in Mitteleuropa. — Preis 2.50 Reichsmark. Er ist ein unentbehrlicher Ratgeber bei der Wahl des Reiseziels. Verlangen Sie ausführlichen Prospekt bei der nächsten Buchhandlung!

Ruhmes und zum tragischen Untergang bestimmten, ein neues Bild. Hier erst lernt man diesen Menschen des Übergangs, der sich entschlossen auf die Seite der Zukunft stellte, voll begreifen.

Alfred Huggenberger: Vom Segen der Scholle. Ein Bayernbrevier. Mit vielen Zeichnungen (Leipzig, L. Staackmann Vbb. 4 RM.). — Der inhaltlich reiche Band gibt ein anschauliches Bild vom Wesen Huggenbergers und einen vollkommene Querschnitt durch sein dichterisches Schaffen. Ein Leben in engeren Kreise, aber groß, vielfarben und „gewalttätig“, wie der Dichter selber sagt. Der ländlichste Raum, der ihn umfaßt, zwingt zur Einkehr, zur Wahrnehmung des Bescheidenen und Kleinen, zur Sammlung auf das Wesentliche. Diese enge Welt hält das Auge klar, schärft den Blick, verfeinert das Gartegefühl und lehrt, Verborgenes tief und rein zu erleben. Namhafte Künstler, darunter Ernst Kreibitz und Rud. Wüster, haben das Buch mit vielen schönen Federzeichnungen geschmückt.

Hermann Böns, Gorch Fock, Walter Flex als Vaterlandsbejager. Von Carl Kahle. Mit 9 Tafelbildern (Minden i. W., W. H. Köhler; Vbb. 4,50 RM.). — Den Glauben und die Liebe zum Vaterland zu färten und zu wecken und unsere Seelen in ihrer Tiefe mit der Kraft zu erfüllen, wie sie Böns, Fock und Flex bei ihrem Opfergang offenbaren, ist der Zweck dieses Buches. Möge es an recht zahlreiche Herzen pochen und die vielen, die heute ihrem Vaterlande gleichgültig gegenüberstehen, zur Vaterlandsbejahung wecken.

Swinegel. Ein lustiges Buch für Kinder von acht bis achtzehn Jahren (Die Bücher der Rose. Verlag W. H. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen; Preis 2,50 RM.). — Ein entzückendes Büchlein, dessen Reiz vor allem in den farbigen Bildern liegt, die Gustav Süss, der 1882 in Düsseldorf verstorbene Maler, zu Wilhelm Schröders Geschichte von Wettkampf zwischen dem Fiel und dem Hasen und zu den von ihm selbst gebildeten Reiseabenteuern Swinegels gezeichnet hat. Kindern und Erwachsenen wird dieses lustige bunte Büchlein in gleicher Weise Spaß machen.

Die Welt um dich, die Welt in dir. Eine Auslese aus der deutschen Dichtung für den jungen Kaufmann. Von Dr. Ludwig Baur, Franz Decker und Dr. Max Schmidt. (Freiburg i. Br., Herder; Leinen 4 RM.).

Charakteristische Prosastücke und Gedichte aus den Werken der besten deutschen Schriftsteller sind hier zusammengestellt, um jungen Kaufleuten die Schönheiten der Literatur zu erschließen und dadurch Einseitigkeit der Fachbildung zu verhüten. Das Buch weckt Verständnis für unser Kulturgut und ist darum nicht nur ein treffliches Lehrbuch für den kaufmännischen Unterricht, sondern auch ein schönes Geschenk für alle in kaufmännischen Berufen tätigen jungen Leute.

Das Buch der Freundschaft. Eine Anthologie. Herausgegeben von Herm. Hof. Luz (München, Verlag Karl Glock). — Luz möchte mit dieser Blütenlese, die er dem Gedanken der Freundschaft gewidmet hat, neue Möglichkeiten der Beziehung von Mensch zu Mensch aus dem reichen Schatz uralter und moderner Lebenserfahrung und Lebensgestaltung erschließen und damit den Leser zu einer idealen Auffassung der Freundschaft im Sinne christlich-sittlicher Volksgemeinschaft erziehen.

H. Möbins: Deutsche Götter- und Helden sagen. Mit vielen ganzseitigen Federzeichnungen von F. Müller-Münster (Dresden, Verlag Alex. Köhler). — Dieses jetzt in 11. Auflage vorliegende Buch vereinigt das alte deutsche Sagenut in einer Form, die geeignet ist, alt und jung gleichermaßen zu diesem unvergänglichen Erbe aus der Frühzeit unseres Volkes zu führen.

Der Weltwanderer. Dichtung und Erlebnis. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin (Berlin, Aug. Scherl; jeder Band, reich illustriert, in Ganzl. 2,50 RM.). — Eine Sammlung schmunder Bändchen, die aus einer Zusammenstellung von Schilderungen, Erlebnissen und Erzählungen aus den Werken von Dichtern und dichterisch begabten Geographen und Forschungsreisenden dem Leser ein so plastisches Bild der Landschaft vor Augen zaubern, daß er sich mitten in sie hineinverlegt meint, ihre Eigenart ihm gleichsam von innen heraus deutlich wird. Er empfängt keine bloße Beschreibung oder trodene Zusammenstellung von Namen, Zahlen und Tatsachen, sondern er erlebt die Landschaft. Gute Aufnahmen ergänzen die Darstellung und runden sie ab.

Gulla Pfeffer: Die weiße Nah. Allein bei Irvidlern und Menschenfressern. Mit 53 Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin (Minden i. W., Verlag Wilhelm Köhler). — Die Verfasserin erzählt hier frisch und anschaulich von den Erlebnissen einer Reise durch Kamerun und Nigeria, die sie völlig allein, ohne Hilfe und ohne Begleitung anderer Europäer, durchgeführt hat. Ein Buch, reich an seltsamen Geschehnissen und Abenteuern, aber auch an Einblicken in die Seele der afrikanischen Völker.

Die göttliche Halbinsel. Von C. E. Pauly. Mit 22 Abbildungen (Straßburg i. E., F. S. Ed. Heib). — Ein Spanienbuch, das nicht die breiten Wege der Geschichte- und Kunstschilderung geht, sondern den Leser mit dem Ervanden des Alltags bekannt macht, mit der Provinz, die sich noch heute selbst gehört und spanisches Leben in unberührter Reinheit zeigt.

Streifzüge durch die Natur. Gottes Walten in der Schöpfung. Von Edgar Klimsch, neu bearbeitet von Odo Klimsch. Mit 123 Abbildungen u. 2 Farbtafeln (Regensburg, Verlagsanstalt vorn. G. J. Manz). — Spaziergänge in Gottes freie Natur, durch Wald und Feld, Moor und Heide, zu Teich und Bergeshügel, Bach und Wiesengrund mit dem Ziel, dem Begleiter zu zeigen, daß überall des Schöpfers Liebe, Güte und Fürsorge zu finden ist.

August Endell: Zauberland des Sichtbaren (Berlin-Westend Verlag der Gartenichtheit; geb. 2,50 RM.). — Endell, der zu den Bahnbrechern der neuen Baukunst und der angewandten Kunst gehört, macht hier mit dem Leser eine Entdeckungsfahrt durch die Welt um uns und erschließt ihm auf Tritt und Schritt ungeahnte Wunder der Schönheit. Ein Hymnus auf die Herrlichkeit alles Sichtbaren, eine Offenbarung neuer Werte im Reiche der Schöpfung.

Der Hausatlas als Wirtschaftsfaktor. Ergebnisse der Ausstellung „Heim und Technik“ in München. Herausgegeben von der Ausstellungsleitung. Mit 24 Abbildungen (München, Georg D. W. Callwey; Preis 1,50 RM.). — Eine übersichtliche, knappe und allgemeinverständliche Zusammenstellung der Ergebnisse der letzten großen Münchener Ausstellung nach der wirtschaftlichen Seite hin. Die Schrift beschäftigt sich mit Beleuchtung, Heizung und Ernährung und bringt hier alles Wissensnötige für die wirtschaftliche, soziale und hygienische Wertung dieser drei wichtigsten Gebiete der Haushaltsführung.

Neuzeitliche Hauswirtschaftslehre. Handbuch zum Ausbau des hauswirtschaftlichen Unterrichts. Herausgegeben von Dr. Erna Meyer (Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung). Ein Versuch, der Hauswirtschaftslehre in die heute schon gangbaren Wege anzubenden, die sie im Unterricht zur zeitgemäßen Heranbildung der Jugend beschreiten kann. Kein Leitfaden, sondern Anregung und Brücke zu eigenem Studium und innerer Weiterbildung. Ein wertvolles Buch auch für die mit der Zeit fortschreitende Hausfrau.

WERTVOLLE GESCHENKWERKE FÜR DIE OSTERZEIT

Ein Lebensbuch für deutsches Jungvolk, ein prächtiges Gedächtnisbuch
für Ostern und Schulentlassung

Von steinigen Straßen und goldenen Sternen

Ein Führer ins Leben von Wilibald Ulbricht

Ausgaben für Jünglinge und Mädchen mit 305, bzw. 317
Seiten u 11 Kunstbeilagen in schönem Geschenkband RM. 7.—

Als Führer zum Ideal edler Menschlichkeit, hoher, reiner Lebensauffassung und bewußter Lebensgestaltung geleitet das Buch die heranreifende Jugend in Dichtervort, offenerzigem, treuemündendem Zuspruch in Lieb und Milt durchs Leben, und wird dadurch zu einem Lebensweiser, der mit der entschwundenen Jugend nicht veraltet, sondern für den reifen Menschen dauernden Wert behält.

„Eine Summe der Lebensweisheit im Gewande der Schönheit, wie sie wohl selten dem jungen Geschlechte in die Hand gelegt wurde.“ (Generalanzeiger Stettin)

„Keinen schöneren Führer ins Leben kann ich mir denken als dieses Buch.“ (Der Zwiespruch)

Hausbuch deutscher Lyrik

Von Ferd. Avenarius. Mit Zeichnungen von
Fritz Ph. Schmidt. 261. — 270 Tausend, 378
Seiten in Ganzleinen gebunden RM. 6.—

Ein wirkliches Hausbuch von unschätzbarem Lebenswert. Zu
Sammlung und Vertiefung, zu Stärkung und Trost will
dies Buch den Lebensfegen unserer Lyrik mitgeben.

Balladenbuch

Von Ferd. Avenarius Erneuert von Hans
Böhm Mit Werken deutscher Graphik 171 —
176 Tausend, 336 S. i. Ganzl. ge. d. RM. 7.50

Auch diese berühmte Balladensammlung will dem Leben
dienen. In vollem Strom rauscht hier die gute deutsche
Ballade bis zur Gegenwartsdichtung.

Das Heilandleben in deutscher Bilderkunst

Fünf Hefte 28:38 cm mit Bildern
nach deutschen Meistern und Texten
von Ferd. Avenarius

1. Des Heilands Verkündigung und Ge-
burt 14 Bilder RM. 3.50
 2. Jesu Kindheit und Maria. 18 Bilder
RM. 4.—
 3. Der lehrende und heilende Christus.
16 Bilder RM. 4.—
 4. Der Leidensweg Christi. 15 Bilder
RM. 3.50
 5. Tod und Verklärung Christi. 18 Bilder
RM. 4.—
- Die fünf Hefte in Ganzleinen-Geschenkmappe
RM. 24.—

„Ein Hauschat deutscher Andacht, eine schönere
Gabe kann man sich gar nicht denken.“ (Die Hilfe)

Künstlerrappen

Herausgegeben vom Kunstwart
Mit Texten von Ferd. Avenarius

Für Ostergeschenke eignen sich besonders die
Mappen religiösen künstlerischen Gehalts wie:

- Dürer-Mappe.** 21 Bilder RM. 4.—
Michelangelo-Mappe I, II u. III. Mit 19,
20, 16 Bildern RM. 7.— u. 6.50
Rembrandt-Mappe I u II. Je 14 Bilder
Je RM. 4.—
Steinhäusen-Mappe 12 Bilder RM. 5.—
Steinhäusen, Die Bergpredigt. 5 Bilder
RM. 2.—
Uhde-Mappe. 40 zum Teil farbige Bilder
RM. 12.—
In Ganzleinen-Mappe RM. 18.—
Thoma-Mappe. 26 zum Teil farbige Blätter
und 34 Textbilder RM. 15.—
In Ganzleinen-Mappe RM. 20.—
Ausführliche Verzeichnisse zu Diensten!

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY / MÜNCHEN

KLEINE ANZEIGEN

nicht geschäftl. Art (private Gelegenheits-An- und Verkäufe, Heiratsanzeigen u. ähnliche) die nur gegen vorherige Bezahlung aufgenommen werden können, müssen spätestens vier Wochen vor Erscheinen in unserem Blatt sein. Die viergespaltene Millimeterhöhe wird mit 0,25 RM. berechnet. Bei Chiffreanzeigen kommt noch eine Gebühr von 0,50 RM. hinzu. Alle Anfragen in Anzeigenangelegenheiten werden direkt an die Zeitschriften-Abteilung Wlth. Gottl. Korn, Breslau 1, Schlieffack 127, erbeten

Lehrerin aus Österreich, mit neuem Blatt, vor all. mader mit Biersensbild u. Sinn für Häuslichkeit, wünscht, weil in einem Orte lebend, auf diesem Wege Bekanntheit mit gläubig kath. Akademiker, am liebsten Arzt, zweites Fräulein. Heirat. Vornehmer Charakter und edle Denkwegweise Grundbedingung. Nur ernstgem. Zuschr. erbet. unt. „Trautes Familienleben“ a. d. Bergstadtverlag, Breslau 1.

Welcher idealentf. Herr wünscht sich m. ebl., froh, Mädchenherz, welches ihm Glück u. Sonne sein kann, glüht. verheiratet? Selbstkaufmannsocht. kath., 27 J., blond, muskelt., a. d. weßfäl. Zuckertriebe, m. kompl. Wäsche u. Möbelansatz. u. einig. Vermögen. Im Haushalt. u. Geschäftsbetrieb durchaus erfährt. Es kommen u. ernstg. Ang., sow. Herrn i. absol. sich. Posit. i. Frage. Gefl. Ang. u. Darleg. d. Verhältn. m. Bild, welches, so, zurück gef. wird, unt. B. S. n. 241 an den Bergstadtverlag, Breslau 1.

Heirat! Viele reiche Ausländerinnen, viele vermögende deutsche Damen, auch mit Realität, Besitz usw. wünsch. glückl. Heirat. Herren a. d. Vermögen. Auskunft sofort. Staben, Berlin II 113, Stolpische Str. Nr. 48.

Briefmarken
v. Missionen d. ganz. Welt usw. nicht fort. nach Bewick. Probekition. Prospekt. **Auam & Comp. Köln** Nr. 177 Endfernung 58.

Briefmarkensammler
verlangen gratis Prospekt von Bund Briefe, Breslau 3, Schlieffack 4

Mottensichere
Möbel-Kästche, Möbel-Saune und Mangelster Muster 8 Tage zur Wahl Samlhaus Schmidt, Hannover 8 II

Ihre Hose
gleichet einem Feuerrohr, wenn diese feine Bügelstange hat, die so leicht über Nacht er. wird mit Fewaco Bügelstange, umlegb. Für d. Meist. Erprobung. Patent. Verengungst. D. Pat. Nr. 6,90 Wkn. A. Nothe, Dresden 37 Zingendorferstr. Nr. 29.

Von der Schnurrpfeisergilde

Kindermund.

Bubi ist dreieinhalb Jahre alt und ein ulziger Kerl. Bubi ist immer sehr aufmerksam, oft zu aufmerksam. —

Bubi muß ins Bett, denn es ist Zeit.

Bubi muß ins Bett, und ein paar liebe Bekannte, die ausgerechnet heute zum Kaffee erscheinen mußten (um natürlich bis zum Abendbrot da zu bleiben), sehen zu.

Bubi steht schon eine ganze Weile mit einer wahren Leidensmiene in seinem Bettchen und bohrt dauernd mit den Fingern im Mund herum.

„Bubi, hast du Zahnschmerzen?“ fragt man besorgt.

Worauf er mit unmaßnahmlicher Handbewegung sagt: „Großmutter macht immer nur so — und dann findeste draußen!“

Auch eine Auffassung!

Bummis ist bildungshungrig. Für jeden hat er irgendeine Frage auf Lager. Auch für seinen Freund Bommel, den er auf der Straße trifft.

„Sag' mal, was ist eigentlich ein Konservatorium?“
„Na, da wird ebens Musik konserviert!“ wirft sich Bommel in die Brust.

Bummis wird nachdenklich:
„Das ist doch allerhand, nicht? Au hat man zu Hause so'n Stammophon und weiß nicht mal, wo die Platten dazu herkommen.“
W. E. Ernst.

Sprachreinigung.

Onkel Friß vom Dorfe verlangt bei einem Besuche in der Großstadt ein „Billjet!“ Der Schaffner belehrt ihn, es heiße nicht mehr „Billjet“, es heiße „Fahrschein“. Onkel Friß löst also einen Fahrschein, merkt sich die Belehrung und verlangt abends an der Theaterkasse „einen Fahrschein auf die Galerie.“
K.

Der Lütenbaum.

Im oberen Erzgebirge hatte ein junger Lehrer beim Beginn des ersten Schuljahres die Zuckertüten an die Kleinen zu verteilen. Die Angehörigen brachten sie früh in die Schule und der Lehrer teilte sie dann aus mit der Erzählung, daß sie auf dem Lütenbaum gewachsen seien. Viele Kinder bekamen sogar zwei und noch mehr Lüten, weil sämtliche Verwandten welche gestiftet hatten, und Nischenexemplare waren dabei, aber manches arme Schlußkinderlein ging ganz leer aus. So der Nidel-Frißel. Mit begehrliehen Augen saß er und wartete, bis die Reihe an ihn käme, als der Lehrer bedauernd sagte: „Frißel, deine Tüte ist leider noch nicht reif, aber du bekommst sie schon noch.“ Frißel stand auf und sagte forsch: „Wib se nur har, ich freß je glei grien!“
Lydia Wolte-Bedert.

Gebe ab von der **Bergstadt**
Jahrgang VII (1919)
" IX (1921)
" XI-XVI (1923 28)
in Originalgebände geb., gang neu, je Jahrg. 5 RM. zuzügl. Porto. Zuschriften erb. u. B. S. 152 an den Bergstadtverlag, Breslau 1

Festabzeichen
Ver.-Abz. f. Ver. j. Art, Verelinstemp. Must. z. Ans. Kataloge. Preislisten frei!
Emil Leistner,
Hermsdorf EO bei Dresden

Durch Kontrolle eines vereid. Chemikers ist die Echtheit melnes **Honig**s garantiert.
10 Pfd. = Dof. 9,20 RM., Kleek-Lindenblüte 11,90 RM., halbe Dof. 5,20 u. 6,70 RM., 1 1/2 Pfd. Dof. 1,80 u. 2 RM. frei Haus Nachr. hm. 20 P. u. mehr. Gar. Rücknahme. Krieger, Honigverf., 136, Nietberg i. Westf.

Echte Harzer Edelroller
v. 8 Mk. an. Stammvög. Vorsänger, Zuchtpaare. Futter. Preis. frei Feinzucht. edler Kanarien.
Reininger, Quedlinburg i. Harz

Metal-Holz-Betten
Stahlmatr., Kinderb., Schlaf-immer Chaiselong, a. Priv., Ratenzahlung, Katal. 754 frei. Eisenmöbelfabrik Suhl (Thüring.)

Schenkt Bücher zu jedem Fest!

Die gute Bremer Zigarre steht bei allen Mäandern in höchstem Ansehen. Jeder begehrt sie, aber nicht jeder kennt die richtigen Bezugsquellen. Nichts aber ist mehr Vertrauenssache, als der Einkauf von Zigarren! Unsere Leser möchten wir deshalb auf die bekannte Bremer Zigarrenfabrik Seint. Schmidt & Co. hinweisen, deren überaus beachtenswerter Prospekt der heutigen Ausgabe unserer Zeitschrift beiliegt.

„Die Bergstadt“

wird mit den Farben
der weltbekanntten

**Chr. Hostmann-Steinberg'schen
Farbenfabriken G. m. b. H., Celle**

gedruckt.



Kindigkeit der Post.

Ein neuer Fall über die Kindigkeit und Firigkeit der Deutschen Reichspost wird aus Singen-Hohent- viel berichtet: Für einen Singener Industriellen kam nach Geschäfts- schluß von anwärts ein Fernruf — sehr bringender Natur. Aber im Geschäft war niemand, der Anruf in seiner Wohnung wegen Abwesenheit erfolglos. Was machen? Die Beamtin des Telephonamtes, die eine Ahnung von den Ge- pflagenheiten des gewünschten Teilnehmers kannte, läutete beim Wirt seiner Stammkneipe an und — siehe da, mit Erfolg: Das Gespräch kam zustande. Es ist möglich, daß es sich für den einen und anderen Fernsprechteilnehmer empfiehlt, beim Postamt auch den Namen seiner Stammkneipe anzugeben, wo er seinen Dämmererschoppen einnimmt, indessen seine Frau vielleicht bei einem Kaffeetränzchen sitzt.

Kleinbrink.

Bibelst.

Von Hans Kleinwächter.

Der Herr Pastor hatte die fünfte Bitte besprochen: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Nun war die Katechismus- stunde aus und der Vogt-Karle stürmte mit den andern die Holzstiege im Pfarrhause hinunter. Da gedachte er, daß er noch hatte aufs Feld zum Vater kommen sollen. Der nächste Weg dahin führte durch den Pfarrgarten. So schritt er pfeifend zwischen den Obstbäumen hindurch. Es waren aber eben die Pflaumen reif und ein Ast, ganz schwer behangen, streckte ihm seine Früchte gerad' vor die Nase. Da langte er sich eine, und weil sie sehr süß war, blieb es nicht bei der einen. Der Ast war ja ganz blau von Pflaumen.

Inzwischen aber waren Ehrwürden, der Herr Pastor, aus der Tür des Pfarrhauses getreten, um nach des Unterrichtes Plage sich im Garten zu er- gehen, sahen den Buben unter dem Pflaumenbaum stehen und gingen mit großen Schritten auf ihn zu.

Vogt-Karle steckte eben die zwanzigste Pflaume in den Mund, da stand der gestrenge Pfarrherr groß und würdig vor ihm.

„Hast du also deinen Katechismus gelernt? Wie lautet das siebente Gebot?“

„Du sollst nicht stehlen, Herr Pastor. Aber ich dachte, Ihr würdet mir vergeben.“

„Wenn ich dir aber nun nicht vergebe?“ Und schon holte die Hand zum Schlag aus.

„So wird Euch Euer Vater im Himmel auch nicht vergeben.“

Da hat er sich satteffen dürfen.

Rätselecke

Geographisches Silbenrätsel.

an, ap, cha, de, de, de, er, fel, fre, ger, got, haab, hau, i, im, is, je, kra, land, lau, lou, men, mühl, mün, ne, neu, now, pen, rhi, ritz, ro, saar, sen, sen, schi, stadt, stadt, ta, then, trans, u, vaal, wit, zell, zof.

Aus vorstehenden 45 Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Heinrich Heine ergeben. (h = ein Buchstabe.)

Bedeutung: 1. Vorort von Berlin, 2. Staat in Europa, 3. Stadt auf Grönland, 4. Bad in Nähe Osnabrück, 5. Ort in der Schweiz, 6. Insel in der Ostsee, 7. Stadt im Elsaß, 8. Stadt in Ungarn, 9. Stadt an der Donau, 10. Staat in Afrika, 11. Stadt in der Provinz Brandenburg, 12. Stadt im Havel- land, 13. Stadt in Schwaben, 14. Stadt in Voth- ringen, 15. Stadt in Rußland.

Rätselsprung.

un-	Ge-	von	sti-	ke	blick	Ge-	Au-
nie-	gün-	der	gen-	schick	ge-	ban-	ben
	ge	ßen	Grund	Den	des	gen-	
der	ge-	mich	flört	tun	aus	lie-	Ge-
	an-	daß	läßt	ein	ner	will	
mir	je-	hört	Ich	Aus	ßen	der	See-
ge-	weiß	nichts	Und	Als	te	mei-	flie-



Afrikanische WEINE

der Weißen Väter

Vorzügliche Stärkungsweine, süß und herb unter Aufsicht der hochw. Patres bereitet.

C. & H. MÜLLER

FLAPE & KIRCH HUNDEM^h
Ver. d. Messweinlieferanten.

Magisches Quadrat.



A	A	E	E
E	E	M	M
N	N	N	S
S	U	U	U

Die Buchstaben sind so anzuordnen, daß die Längs- und Querreihen gleichlautend sind. Sie bedeuten:

- Schluß des Gebetes.
- Sohn Isaaks.
- Personifikation der Künste.
- Zahlwort.

Der Besitzer der Bäder Warmbrunn, die Majorats-Fiskusberg und Warmbrunn, Graf Schaffgotsch, beging am 1. Februar sein 25. Jahr. Majoratsjubiläum. Seiner Initiative ist es zu verdanken, daß bereits unmittelbar nach der Uebernahme der Herrschaft Schaffgotsch durch ihn das Bad Fiskusberg zu einem der hervorragendsten schlesischen Bäder ausgebaut wurde. Auch der Neugestaltung des Bades Warmbrunn bringt er sein größtes Interesse entgegen und schenkt in großzügigster Weise keine Opfer, um aus diesem betonnen Thermal- und Moorbad des Riesengebirges eines der modernsten Spezialheilbäder bei Rheuma, Gicht und Ischias zu machen.

Paul seiner festen Unterstützung wuchsen ferner vor allem die großen Kunst- und Kulturammlungen des Bades Warmbrunn, die Majoratsbibliothek mit ihren 80.000 Bänden, sowie hervorragende Kupferstich-, Wachs- und Siegelammlungen, eben- so die Dreißigjährige Sammlung und eine bedeutende Münzsammlung.

Als Förderer des schlesischen Kunsthandwerks zeigt ihn insbesondere die Ausbreitung und das Wachsen seiner Schreiberhauer Josephinenhütte, ferner die Holzschneißschule und der Haus- und Fleißverein in Bad Warmbrunn.

Schließlich gilt seit ganzem Interesse der festen Förderung der Verkehrsentwicklung im Niesen- und Hergebirge, und der von ihm immer unterstützte Niesengebirgsverein widmet ihm anlässlich des Jubiläums eine besondere Festschrift „Wanderer im Riesengebirge“.

Doppelrätsel.

auf — chen — da — der — heu — land — männ — ne — re — se — seh — wie — wisch.

Aus vorstehenden 13 Silben sind fünf Wörter zu bilden, aus jedem Worte ist eine Silbe auszuwählen, die Zusammensetzung ergibt einen Gruß. Die Bedeutung der Wörter ist:

1. Spielzeug. 2. Deutscher Dichter. 3. Mohammedaner. 4. Stark duftende Gartenpflanze. 5. Haustier.

Lösungen der Rätsel aus Heft 5

Wunsch.

Landgut

Vorsicht.

Verrat — Vorrat

Mischung.

Mastbaum
Rothka
Ruthenen

Abendland
Berejina
Eindecker

Lorelei
Libanon
Ernestine

Mirabelle — Mandarine

Künste

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des schlesischen Kunstlebens betrachtet die Schlesiische Zeitung als eine besonders wichtige Aufgabe

Wünsche

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesiischen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Interesse

Kritiken in der Schlesiischen Zeitung sind von jeher als besonders fachkundig u. tiefsehend anerkannt

Die Kunstfreunde Ostdeutschlands lesen daher in erster Linie die

Schlesiische



Zeitung

Verlag Wlh. Gottl. Korn

Breslau 1 — 188. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,80

Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,20

einschließl. der Wochenbeilage Schlesiische Illustrierte Zeitung

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Keller in Breslau. Schriftleitung: Georg Schmig in Breslau. Für Deutsch-Osterr. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Josef Neumair, Wien 1, Vogelgasse 12. Für den musikalischen Teil verantwortlich: Rudolf Söh in Breslau. Für Anzeigen, Beilagen und geschäftliche Mitteilungen verantwortlich: Armin Borrman, Breslau 16. Druck der Buchdruckerei Wlh. Gottl. Korn, Breslau 1. Alle Einwendungen und Mitteilungen, die sich auf den Inhalt der „Bergstadt“ beziehen, sind ohne persönliche Adresse an die Schriftleitung der „Bergstadt“ in Breslau 1, Schuhbrücke 84, Zuschriften geschäftlicher Art an den Bergstadtverlag, Breslau 1, Schuhbrücke 83, zu richten. Rücksendungen und Antworten erfolgen seitens der Schriftleitung nur wenn das Postgeld dafür beigelegt wird. Für unverlangt eingegangene Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung.



J. P. Steinel

Bronzefigur des Oppauer Denkmals



treffen will. Für sie ist das Auge das Tor und die tastenden Hände. So nimmt sie Mittel der bildenden Kunst in ihr Dichten hinüber.

* * *

Wenn auch eine Vielseitigkeit im künstlerischen Schaffen selten oder gar unmöglich vereint ist mit ernster bedeutsamer Kunst, so ist, wie die Beispiele zeigen, ein sich nach zwei Seiten hin öffnendes Kunstschaffen recht wohl möglich. Die Beispiele konnten hier nur knapp gefaßt werden. Zu vertiefender Beschäftigung seien die Verlagsanstalten genannt, aus denen die Bücher der genannten

Künstler zu beziehen sind. Kayßlers Schriften sind bei Erich Reiß in Berlin, die Komödien von Kurt Goepf sind im Verlage von Hinstorff in Kostock erschienen. Barlachs Dramen, auch die Reproduktionen seiner Holzbildwerke und Graphiken, seine Mappe „Die Wandlungen Gottes“, seine Illustrationen zu Schillers Lied „An die Freude“ und sein sehr bedeutsames, soeben erscheinendes „Selbst-erzähltes Leben“ sind bei Paul Cassirer in Berlin herausgekommen. Kösel u. Pustet in München sind die Verleger der vornehmen klösterlichen Bücher der Dichterin Ruth Schaumann.

Zwei Gedichte von Ruth Schaumann

Maria im Garten

Und es bewegte sich —
Das war der Nelken keine,
Nicht Staub der Rieselfeine
Und nicht der Abendstern.
Ihr Hündlein legte sich,
Nun stand sie ganz alleine,
Gebirg umgab die Reine
Von fern.

Aus ihrem Haupttuch hing
Nur eine blasse Strähne,
Und die erlöste Träne
Beschien das müde Blond.
Die Hand war ohne Ring.
Auf höchster Berge Schwelle
Nur eine runde Stelle
Besonnt.

Die kleinen, blauen Schuh
Standen so still im Grase,
Wie die kristallne Vase
Ihr Fuß geduldig trägt.
Der Himmel tat sich zu,
Im Kraut begann ein Hase,
Im Dorf aus Josephs Zelle
Es leise sägt.

Die Warnung

Sei still, mein Herz, und schlage nicht,
Wie einer Taube Flügel schlägt,
Die Stunde, die ein Lächeln trägt,
So leicht wie klares Glas zerbricht.

Die Stunde, die dein Singen weckt
Zur wunderfamen Süßigkeit,
Hat lauter Blumen aufgesteckt
Und sät dir doch ein bitteres Leib.

Und pflanzt sie mir auch argen Schmerz,
Ich schlage doch so laut und tief,
Weil einer mich beim Namen rief —
O weh, du trotz'ges Herz.

Aus Ruth Schaumann „Der Knospengrund“. Theatiner-Verlag, München

Die sieben Sorgen des Kriminalrats

(Schluß)

Ein heiterer Roman von Rudolf Haas

Am nächsten Vormittag erstattete Hollengut dem Bürgermeister Bericht: „Euer Ehren, so kann's nicht weitergehen! Es muß ein Exempel statuiert werden! Die Lederwasch darf nicht den geringsten Schaden erleiden, und außerdem müssen solche Albernheiten den Bürgern gründlich ausgetrieben werden. Am besten wäre es, wenn Sie die Angelegenheit mir überlassen, ich will sie meinerwegen ganz ins Kriminalische drehen: Anstiftung zur Verletzung beschworener Pflichten, Gefährdung der Gesundheit und dergleichen.“

„Was haben Sie vor?“ fragte Traglauer.

„D, nur ein kleines Ediktum, aber es wird seine Wirkung tun,“ erwiderte Hollengut und reichte dem Stadtoberhaupt einen Zettel. Mit hochgezogenen Brauen las der Bürgermeister das vom Kriminalrat eigenhändig entworfene „Kund und zu wissen“. Plötzlich prustete er und lachte los, daß es ihm fast den Atem verschlug, mit beiden Händen hielt er sich den schütternden Bauch. „Donnerwetter!“ rief er, als er sich ein wenig beruhigt hatte. „Die Drehung ist allerdings fürchterlich!“

Fröhlich nickte Hollengut: „Sie soll es auch sein! Und wenn's zum Krachen kommt, so kracht es eben! Aber mir ist nicht bang, wir haben alles auf unserer Seite: Landrecht, Reichschluß, Vernunft, Aufklärung, den großherzigen Kaiser! Kann ich also aus-trommeln lassen?“

Aber der bedächtige Traglauer fand, daß hier doch der Magistrat befragt werden müßte, da auch andere Verwaltungszweige, wie öffentliche Wohlfahrt und Kunstwesen, mit-zureden hätten. „Das ist mir gar nicht angenehm, Euer Ehren,“ bemerkte der Kriminalrat freimütig. „Ich hätt's ohne weiteres auf meine Kappe genommen und allein aus-gebadet, denn meine liebwerten Amtsbrüder sind manchmal bodbeinig und schwerfällig, zünden bei Tag die Laternen an oder decken gern den Brunnen erst zu, wenn das Kind schon hineingefallen ist. Wollen Sie sohin die Geschichte wenigstens nicht auf die lange Bank schieben und die Sitzung gleich einberufen.“

Saßen also die würdigen Väter wieder beisammen, mit weisen Mienen, krausen Stirnen, schnupfend, wegend und schweißend. Es war noch immer sehr heiß, und Hollengut war gemütsr h genug, dies als eine freundliche Fügung zu begrüßen, denn Hitze macht

Schlaf und behäbige ältere Herren selten zu langatmigen Reden oder anstrengender geistiger Betätigung geneigt. So ging wider Erwarten alles glatt vonstatten, wozu vielleicht auch der Umstand beitragen mochte, daß nach dem Beispiel des Volkskaißers der Reformwille auf allen Gebieten sozusagen in der Luft lag und daß — die gnädig Gebietenden ihren besseren Hälften die Lehre von Herzen gönnten. Sie lachten sogar nicht weniger als vordem das Oberhaupt und rieben sich nach gesaktem Beschluß die Hände. Freilich, wenn sie gewußt hätten, daß die Hebammenverschwörung von ihren eigenen Eheliebsten angezettelt worden war, so wäre ihr Votum vielleicht anders ausgefallen. Aber sie wußten es nicht, da die Mobil-machung ganz im geheimen erfolgt war, und der hinterlistige Kriminalrat, der keine Veranlassung hatte, sie aufzuklären, lachte sich ins Fäustchen, packte das genehmigte Ediktum zusammen und ließ es ohne Verzug bekannt-machen.

Und so tat denn noch vor dem Mittagessen der Ratzdienner, von Ecke zu Ecke ziehend, nach vorausgegangenem Trommelwirbel mit schallender Stimme insonderheit den Bürgerinnen, die es anging, aber auch allen Bürgern kund und zu wissen, daß in Erfüllung beschworener Amtspflichten Emilie Leder-waschin einer allerärmsten Mitschwester Beistand geleistet und sich dadurch nicht nur als gewissenhaft, rechtschaffen und gottesfürchtig erwiesen, sondern auch den Dank des Magistrats sowie zu unversehrter Bürgerehr auch noch den Seelenadel einer wahrhaft christlichen Frau sich erworben habe; da jedoch einem ehrbarem Rat ein schmachvolles und hoffentlich unbegründetes Gerücht zu Ohren gekommen, finde er anzuordnen, daß der besagten Lederwaschin aus so verdienst-vollem Werte keinerlei Verlust, Nachteil, Schmälerung oder Aussperrung weder in ihrem Verufe noch in ihrer Kundschaft erwachsen dürfe, und wosern solches doch eintreten sollte, so werden beim ersten vor-kommenden Fall Bürgermeister und Senat überhaupt und überall keine Bademütter mehr dulden, sondern dafür sorgen, daß künstighin Mannsperjonen des Barbieramtes den Frauen die benötigte Hilfe leisten.

Der Trommler ließ die Schlegel tanzen, weiter Schritt das edle Paar. Die Bürger sahen einander an, als hätten sie nicht recht gehört.

Dann hieb sich der Bevatter Schneider auf die Schenkel, daß es klatschte, und lachte wie toll. Die Ruhme Leimsieder schrie: „Du meine Güte, das ist doch nicht möglich!“, und alle folgten den Kusern im Streit, um noch einmal zu lauschen, ob sie auch richtig verstanden hätten. Und je öfter die eintönige Stimme das Ediktum verlas, desto stärker wurde der Zulauf. Die Schadenfrohen Hausväter freuten sich wie Schneekönige, die Jüngferlein wußten nicht, wohin sie schauen sollten, die Krämer verließen ihre Buden, die Barbier schrien hoch, die es hinter sich hatten, schüttelten die Köpfe, und die es anging, waren empört. Es war das verblüffendste Jahrmartsspektakel, das sie jemals erlebt hatten. Aber auch die weisen Räte, soweit sie Hymens Rosenketten trugen, wirklich als Ketten trugen, erlebten daheim nicht ein, sondern einen Spektakel, daß ihnen die Ohren summten und die Lust zum Essen verging. Was es abgesetzt hatte, verrietten sie freilich nicht, als sie nachmittags mit hängenden Nasen und verdrißlichen Gesichtern wieder in ihren Kanzleien erschienen, und nur der besonders arg mitgenommene Vinzinger äußerte sich vertraulich gegenüber dem aufgebrauchten Stumpf, daß man dem ruchlosen Kriminalrat Hollengut, der sie alle foppe, künftighin unter allen Umständen Opposition machen müsse, sonst schwelle diesem kezerischen Unruhestifter der Ramm immer mehr. Solche Meinung kam jedoch ebenfalls erst, nachdem das Kind bereits in den Brunnen gefallen war; an dem Beschluß ließ sich nicht mehr rütteln, der Trumpf war ausgespielt, und da er von niemandem überstochen werden konnte, blieb trotz allem Geschimpfe, Genörgel und empörtem Geschrei das Spiel für den Kriminalrat gewonnen, die Lederwaßch behielt ihre Rundschaft; denn den angedrohten entsetzlichen Folgen wagte sich niemand auszusetzen.

In diesem Falle hatte sich Hollengut, da Gefahr im Verzuge war, keine Sorgen gemacht, sondern den Knoten einfach entzweigehauen. Aber er hatte im Augenblick keine Zeit, sich eines Erfolges zu freuen oder auf Vorberer zu ruhen.

Als er sich zum Mittagessen begeben wollte, traf er den sonst so nhrwerkpüntlichen Jeremias noch im Vorzimmer an. Den Kopf in beide Hände vergraben, hochte das schiefachsige Männlein auf dem Drehsessel, die Rockschöße hingen traurig herab, hinter seinem Ohr ragte die Spitze der weißen Gänsefeder in die Luft.

„Mias,“ jagte der Kriminalrat, „was ist mit Ihm? Wird der Himmel einstürzen? Die

Erde untergehen? Ist er krank? Hat er einen Katzenjammer? Es hat halb eins geschlagen, und er sitzt noch hier?“

Jeremias Schwan hob den Kopf, schwang sich jedoch, wieder ganz gegen jede Gepflogenheit, nicht vom Stuhl herab, um seine Verbeugung zu machen, sondern blickte nur höchst leidvoll auf seinen Vorgesetzten und sprach: „Cheu, Hochmögender! Wollen mich nicht auch noch verhöhnen! Ich habe keinen Katzenjammer, denn ich bin kein Trinker und auch nicht krank; aber was macht es mir aus, wenn der Himmel einstürzt oder die Erde untergeht, da für mich doch alles dieses bereits geschehen und mein Lebensglück zertrümmert ist!“

„Um Gottes willen,“ erwiderte Hollengut. „Was für Raupen kriechen Ihm da wieder im Hirn? Ich möchte nichts sagen, wenn schöne Schmetterlinge daraus würden, aber so brütet er doch nur Eulen und Fledermäuse aus.“

„Nein, Hochmögender!“ rief das Schwänlein erboßt. „Die Fledermaus ist ein Säugetier, und auch die Nachtule entsteht nicht aus Raupen, halten schon zu Gnaden! Sollte dies aber heißen, daß ich Hirngespinnsten und Wahngesichten nachhänge, so ist das ebensfalls nicht zutreffend, dieweil Hochmögender mich gezwungen haben, selbst die Todesanzeige meines Lebensglüdes zu schreiben! Mit dieser Feder!“ Er zog sie aus den Haaren und zückte sie wie einen Dolch. „Mit dieser Feder!“

„Hast du sie dem Gänserich von der Pulvermühle ausgerissen, o Nepomuf?“ fragte Hollengut unwillkürlich, da ihn das schwarz gekleidete Hödermännchen an diesen lehrreichen Vogel erinnerte.

„Nein!“ antwortete der Sekretarius noch heftiger, sein blaßes Spitzmausgesicht lief rot an, die Auglein glitzerten. „Wollen Herr Kriminalrat ad notam zu nehmen belieben, daß ich noch nie in meinem Leben gestohlen habe und daß ich mir solchen Vorwurf selbst von meinem Dienstherrn nicht bieten lassen kann; auch war ich seit Jahren nicht in der Pulvermühle und weiß nicht einmal, ob sie dort Gänse halten. Ferner wollen Hochmögender mir meinen christlichen Taufnamen Jeremias nicht vorenthalten, der da bedeutet: der Erhöhte des Herrn!“

Hollengut verneigte sich. „Er ist wahrhaftig über mir erhöht und von seiner Schreibkanzle herab ein mutiger Sittenprediger.“ Der Geheimschreiber nahm jedoch das geworfene Hölzchen nicht auf, sondern sprach, einmal im Zuge, hastig weiter: „Ferner möchte ich bemerken, daß diese Federpose ein Geschenk meiner vielgeliebten Braut darstellt,

von ihrer eigenen, für Martini bestimmten Ganz, nicht gerupft, sondern von selbst ausgefallen, und diese Kiele sind die vortrefflichsten! — Eheu! Sie wird mir nie mehr ein Geschenk machen! Und daß dies so kommen mußte, ist die Schuld meines obersten Vorgesetzten, halten schon zu Gnade, aber es muß heraus! Es muß heraus!“ Aufgeregt schüttelte er die gespreizten Finger.

Der gelehrte Dr. Georg Hollengut war bass. „Sch verstehe kein Wort,“ sagte er.

„Das Ediktum, Hochmögender! Eheu, das Ediktum!“ stöhnte der Erhöhte gramvoll.

„Donnerwetter, Mias! Was geht denn Ihn das Ediktum an? Er ist doch weder ein Frauenzimmer noch eine Mannsperson des Barbiereramtes!“ lachte der Kriminalrat.

„Wollen nicht spotten, Hochmögender! Wollen mein Unglück nicht noch obendrein ver-lachen! — Aber wie — o graujames Geschie! — wie könnte bei solchen Möglichkeiten und möglichen Folgen eine christliche Jungfrau sich entschließen, in den Stand der Ehe einzutreten? Oh, es ist aus! Aus und gar!“

„Mias!“ sprach Hollengut überwältigt, „er ist wahrhaftig erhöht wie der Eiel auf dem Dache oder das Kalb im Monde! Aber nun lasse Er sich nicht länger vom Speisen abhalten und sage Er Seiner lieben Philippine, daß ich ihr gern den Brautführer machen will.“

Jetzt krabbelte das Schwänlein eilfertig vom Hoder herab. „Hochmögender, wie soll ich für solche Ehre danken?“ rief es mit auf-geheitertem Gesicht.

„Verjäume Er das Eisen nicht, damit Er weiterhin für den Dienst tauglich bleibe,“ sagte Hollengut und verließ das Amt.

Im Blauen Ochsen hatte er sein Vergnügen an den ungeheuerlichen Wigen, mit denen die ständigen Mittagsgäste — vom veredelnden Einfluß der Frauen noch unberührte Junggesellen und solchem Einfluß wieder entrückte Witwer — dem Ediktum gerecht wurden, vornehmlich der Naturbursche Pollet, einst unter dem studentischen Orden der schwarzen Brüder bekannt unter dem Namen „der tolle Hund“, jetzt von seinem zierlichen Bräutchen angesprochen als „Mein geliebter Pelikan!“, obwohl sein Kehlrad nicht so beträchtlich war, um einem Orientalen als Tabakbeutel zu dienen; auch hatte er keineswegs die allerdings nur von der Sage behauptete Gepflogenheit dieser Kropf-, Sack- oder Löffelgans, sich mit dem Schnabel die Brust aufzureißen, um die Zungen mit dem eigenen Blut zu nähren, aber Fische aß er wirklich gern, besonders nach durchzechter Nacht die sauren Speringe, und so war wenig-

stens in einem Punkte das Vergleichsmerkmal der Übereinstimmung erbracht. Er jedoch nannteseinenblonden Struwelkopfbisweilen „Mein glattes Venushäuschen!“, um anzudeuten, daß sie mit ihrem fein gedrehten Körper wohl würdig wäre, ein Tempelchen oder Sommerhaus für diese freundliche Göttin abzugeben.

Also hatte der Kriminalrat Gelegenheit genug, die Auswirkung des Erlasses auf die verschiedenen Gemütsarten der ganz oder nahezu unbeweibten Schöpfungsherren zu erkunden und jedenfalls mehr Grund zum Lachen als seine zu Hause kaum großgünstig gebietenden Amtsbrüder, die sich ebenfalls anschlitten, die Löffel in die unterschiedlichen Suppen zu tauchen, vorerst jedoch diejenige ausessen mußten, die sie sich selbst eingebracht hatten. Trotzdem war auch er noch lange nicht aus allen Verlegenheiten.

Der Tote war unter der Erde und eine Sorge sohin gebannt. Doch die erste und Haupt Sorge bestand weiter, und auch der Meister Erhart war noch nicht gestraft. Mit der Ankunft des neuen Erdenpilgers aber war ihm eine neue Sorge, die vierte, aufgestanden.

Wie verschaffe ich dem armen Wurm einen Paten, bewahre ihn vor Infamie und stelle seine Zukunft sicher? hieß diese vierte Sorge, denn er fühlte sich nun einmal mitverantwortlich.

Er krabbelte gerade, schon wieder in der nachmittägigen Stille seines Arbeitszimmers, darüber nach, als ihm die schriftliche Meldung des Rottmeisters über den Vorfall im Braugarten in die Hände kam. Aufmerksam las er den Bericht und wurde etwas ungehalten. „Jetzt habe ich den Kürschner noch nicht gestraft und soll schon wieder einen andern Meister vor Gericht fordern! Sind denn diese gelesenen Männer übergeschnappt? Sticht sie der Hafer? Macht sie der Frühling rauslustig? — Und gerade der Trapp muß es sein, der sich noch gestern vormittag als die Gutherzigkeit selber erwießen hat! Und das Annschen? Die junge Braut? — Jedenfalls will ich mir den Vorfall einmal ganz genau erzählen lassen!“

Er ließ sich Wolf Schwalbenischlag kommen und hatte seine heimliche Freude an dem Burschen, der bei allem Bemühen, den Meister zu entlasten, seinem Diensteid treu blieb, obwohl er unter dem Zusammenprall amtlicher Pflichten mit außeramtlichen Neigungen nicht unerheblich zu leiden schien. Aber er verbiß es tapfer. Doch als der Kriminalrat unvermittelt fragte: „Und das Annschen ist also Seine Braut?“, da konnte er seinen Kummer nicht länger verbergen. Er erschrak

aber auch ob solchem Wissen, denn die Anna hatte ihm noch nicht mitgeteilt, daß sie dem Kriminalrat ihr Geheimnis verraten und von ihm sogar das Versprechen eines Hochzeitsgeschenktes erhalten hatte; doch antwortete er aufrichtig und kleinlaut: „Hochmögender, sie war es mit dem Willen des Vaters bis gestern!“

„So hat also der Meister den Vorfall zum Anlaß genommen, das Verlöbniß aufzuheben?“ forschte Hollengut weiter.

„Sawohl, Euer Gnaden!“ rief Wolf Schwalbenschlag ganz unglücklich. „Er hat gesagt, alles ist aus und erledigt, und was gewesen ist, ist niemals gewesen, denn wir Stadtsoldaten wären imstande, auf unsere eigenen Frauen und Kinder mit dem Säbel loszugehen!“ Er biß sich auf die Lippen, da er sich bewußt wurde, daß dies möglicherweise als neue Amtsbeleidigung gewertet werden könnte. Aber: „Das ist eine Übertreibung,“ sprach der Kriminalrat ernsthaft. „Und wie verhält sich das mit der Tochter? Ist auch sie der gleichen Ansicht?“

Der Bursch bekam hellere Augen. „Hochmögender, nein! Sie hat nur gemeint, daß sie sich als Handwerkertochter an unsre Dienst-sachen erst wird gewöhnen müssen.“

„Nun, doch wohl nicht an den losgehenden Säbel?“ meinte Hollengut mit undurchdringlicher Miene. „Aber von wannen kommt Ihm solche Wissenschaft? Er hat also mit der Tochter des Beschuldigten hinterher noch gesprochen? Gegen den Willen des Vaters?“

„Ja, Euer Gnaden,“ antwortete Wolf Schwalbenschlag treuherzig.

„Eine dumme Geschichte,“ brummte der Kriminalrat. „Aber da hilft nun nichts, ich werde übermorgen Gerichtstag halten. Lade Er mir auf neun Uhr den Kürschner Erhart und auf zehn die Meister Trapp und Kürzel. Morgen aber mögen sich der Kupferschmied und der Marktschuster bei mir einfinden, ich will sie über das Benehmen des Hundes Phylax befragen.“

„Zu Befehl!“ antwortete der Wölfel. Dann faßte er sich ein Herz. „Ach, Hochmögender, wenn Sie den Herrn Meister nicht zu streng beurteilen und uns doch helfen möchten...“

„Schwalbenschlag,“ erwiderte der Ge-strengte unbewegt. „Er hat sich bis jetzt einwandfrei verhalten. Versuche Er nicht in letzter Stunde, das Gericht zu beeinflussen! Ferner denke Er daran, daß es Ihm als Beteiligten verboten ist, der Stimme der Zuneigung Gehör zu geben oder gar mit der Tochter des Vorgeladenen zu reden!“ Damit entließ er ihn, und der Wölfel, nicht um einen

Deut klüger als zuvor, mußte weiterhin harren und bangen und durfte sich nicht einmal von der Anna trösten lassen.

Der Kriminalrat aber hatte zu seinen vier Sorgen die fünfte und die sechste bekommen.

Was tue ich mit dem Meister Trapp? hieß die fünfte Sorge, und sie war keineswegs gering, denn er schätzte den kantigen Mann wegen seines Freimuthes und seiner wort-kargen Menschengüte sehr.

Die sechste aber war innig damit verknüpft und lautete: Wie bringe ich das Annchen unter die Haube und meinen Stadtsoldaten unter den Pantoffel?

Und damit die böse Siebenzahl voll sei, traf er daheim die Lederwack in einem sonderbaren Zustand an. Als er zu ihr hinüberging, um zu erkunden, wie der Köder des für sie so ehrenvollen Beschlusses gewirkt habe, fand er sie nicht etwa versöhnt oder gar freudenvoll, sondern kalt wie Eis, stumm und reglos, eine in Schmerz versteinerte Niobe. Sie erwiderte seinen Gruß nicht, gab auf keine Frage Antwort, lächelte nicht, als er ein Scherzwort wagte, noch weinte, klagte oder zankte sie, verzog überhaupt keine Miene, schien ihn weder zu hören noch zu sehen — er war Luft für sie, vollständig Luft. Hoheitsvoll unnahbar thronte sie auf ihrem Ohrenbadestuhl und strafte den Mieter mit schweigender Verachtung. Zu tief hatte er sie gekränkt, als er ihr ohne Rücksicht auf zarteste Gefühle, auf ein durch den Tod des Ferkelhais schwer verletztes Witwenherz herrisch, roh und rücksichtslos nach Tyrannen-art seinen Willen aufgezwungen hatte. Eine weichherzige, um ihr liebstes Geschöpfchen trauernde Frau behandelte man nicht wie einen räpelhaften Ströck oder Haberlumpen. Nein, sie konnte ihm nicht verzeihen!

Es gelang ihm auf keine Weise, ihr ein Lebenszeichen zu entlocken. Sie schien mit offenen Augen zu schlafen. Schließlich bat er sie um ein Glas Wasser, obwohl er weder Durst verspürte noch diesem Getränk besonders hold war. Sie erhob sich steif, ging in die Küche und — kehrte nicht mehr zurück. Wohl aber hörte er, wie sie die Tür zu seinem Zimmer öffnete und wieder schloß: sie hatte ihm also das Verlangte hinübergetragen. Eine Weile wartete er noch und zupfte sich mit nicht gerade geistreichem Gesicht an der Nase. Alles blieb still. Da begab er sich wieder in seine Wohnung. Dort stand richtig ein Glas mit Brunnenwasser auf einer Messingplatte und funkelte ihn höhnisch an. Er war alles andere eher als gemächlich. Argerlich hieb er mit der Faust auf den Schreibtisch:

„Kreuzdonnerwetter! Wie verfühne ich die Leberwasch?“ Und das war seine siebente Sorge.

Ein bißchen viel auf einmal. Trotzdem war ihm beim Nachtmahl im Blauen Ochsen kein Kummer anzumerken. Aber als er nachher, gegen halb zehn, in der Stille seiner Junggeselleneinsamkeit beim Schreibtische saß, stützte er doch die Stirn in die Hand.

Sternkarten, Globen, Atlanten, Bücher ringsum: Erdgeschichte, Himmelskunde, Weltweisheit. Große Dinge, geschaut unter dem Gesichtswinkel des Ewigen! Gewaltige Vorstellungen, hinausstafend in das Schweigen der Unendlichkeit! Unbedingtes Pflichtgebot, zwingende Folgerichtigkeit, Vorausbestimmung von Urbeginn? Unerhörte Geisteseschlachten der Wahrheitsforscher, Zweifler, Gottsucher und Gottklegner! — Was wogen ihnen gegenüber die hausbackenen Nichtigkeiten des Alltags, die Sorgen, Feindschaften, Bosheiten und Ränke der vielen, deren Spur nicht mehr bedeutete, wie ein Tropfen gekräuseltes Meer? — Und doch waren alle diese Regungen eines kleinen Menschentums verknüpft mit echtem Glück und Leid, Lachen und Weinen, und für jeden einzelnen, den es anging, ungleich wichtiger als die Erkenntnis der letzten Wahrheit und Weisheit, denn es war Leben, war Gegenwart, war das gegenwärtige Leben des einzelnen, das er nur einmal hatte und auskosten wollte, bevor er ins immerwährende Schweigen sank. —

„Etwas deutlicher, sinnfälliger, mein Lieber!“ sprach der Kriminalrat zu sich selbst. „Zum Beispiel auf diese Weise: Sagte ein allmächtiger Weltenschöpfer dem Meister Kürzel: ‚Gib dem Immanuel Kant dein Herz, er wird die Panazee daraus machen, die alle Leiden der Menschheit heilt!‘, so würde er wohl antworten: ‚He, he, was nützet das mir, da ich dann tot bin? Lasset lieber den Meister Trapp ordentlich bestrafen und mir Sühne werden!‘ — Und sprach ich, wieder nach dem Willen eines Allmächtigen, zum Annschen: ‚Heirate den Wölfel nicht und du sollst den Urgrund alles Seins erkennen!‘, — ich glaube auch sie erwiderte mir: ‚Was frommte mir solches Wissen? Lasset mir meinen Wölfel!‘

Selbstsucht? Krieg aller gegen alle im Engen und Spießbürgerlichen? Eudämonismus? Gefunder Lebenswille, der die eigene Glückseligkeit im Diesseits als einzigen vernünftigen Zweck aller Handlungen ansieht? — O, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein! — — Aber mir scheint, ich versteige mich gründlich und komme dem Ziel um keinen Schritt näher. Ich will

den Wagen nicht vor die Kasse spannen, ich habe auch nicht Philosophie oder Sittenlehre zu treiben, sondern Recht zu sprechen. Wie nun also? — Ich könnte auch fragen: wie nun also nicht? — und das sind die zwei Heubündel, zwischen denen ich stehe! —

Was soll ich tun, um der Gerechtigkeit zu genügen? Mit Zahn um Zahn, Blut um Blut und Wiedervergeltung kann ich nichts anfangen. — Soll ich abschrecken? warnen? bessern? Wen denn? Die fünfzigjährigen Bürger, die bisher anständig, besonnen, zuverlässig waren und es auch weiterhin bleiben werden? — Ich glaube, eine richtige Strafe soll in erster Linie, wenn schon ein Frevel geschehen ist, die Folgen dieses Frevels möglichst verkleinern und aus der Welt schaffen, das verschuldete Unheil mildern, den Schaden gutmachen.

Wie nun also im Falle des Kürschners? Lasse ich den Makel der Anrüchigkeit gelten, so geht nach unserm Stadtrecht der Täter überhaupt frei aus! Sage ich: Ein Mensch ist wie der andere, so müßte ich ein Todesurteil fällen und verdiente selbst gehängt zu werden! Billige ich ihm Sinnesverwirrung im Jähzorn oder Ehrennotwehr zu, so kommt er wieder frei! Das soll er aber nicht!

Hm! Wenn sie an den veralteten Anschauungen der Ehrlosigkeit festhalten, könnte ja auch ich als Richter auf die alten Rechtsbücher zurückgreifen. Wehrgeld, Mangeld mußte für die Tötung eines Freien an seine Sippe entrichtet werden, für die Tötung eines Rechtlosen freilich nur eine Scheinbuße: ‚Solchen, die unecht geboren sind, denen gibt man zu Buße ein Fußer Heu, also es zwei jährige Ochsen ziehen mögen‘. — Das wäre wenig, aber das Wehrgeld für einen Freien betrug einst bei uns hundertsechzig goldene Solidi.

Vielleicht läßt sich hier der Hebel ansetzen. Und ob für den Meister Kürzel ein Käsebrocken zu finden ist, kommt hauptsächlich auf das Benehmen des braven Hundes Phylax an. Bleibt noch das Zuckerplätzchen für die Leberwasch.“ — —

Er nahm die stützende Hand von der Stirn und legte sie zur Abwechslung ans Kinn. Aber ein Schmunzeln war um seine Lippen, und in den lebhaften Augen lachte diesmal ein Schalk.

In voller Amtstracht, den stattlichen Leib vom schwarzen Talar umhüllt, saß Hollengut auf seinem vierbeinigen Richterstuhl und blickte über die glatte Platte des erhöhten Schreibtisches, über Bibel, Kreuz, Wachskerzen und Gesetzbücher weg hinab auf den Meister Erhart, der von Jeremias Schwam

hereingeht worden war. Der Schreiber krabbelte auf's Podium, setzte sich an die Schmalseite des Gerichtstisches und ergriff die Feder zur Schriftführung. Mit gesenktem Kopf stand der Kürschner neben dem Rottmeißter Schusser unten in dem großen Raum, schaute auf das schwarz und braun gemusterte Mosaikwerk des Parkettbodens und fühlte sich in der goldig durchglänzten Lichtlut, die durch die Vogenfenster einströmte, sehr unbehaglich. Niedergebrückt und verzärtelt sah er aus, von Selbstvorwürfen zermürbt, von Furcht erfüllt und um sein Schicksal bangend: ein armer, willenlos schuldig gewordener Mensch.

Das Verhör war kurz: handhastige Tat, gerichtsbekannter Täter. Geständnis; die Herkunft des Toten war ermittelt worden, der Wächnerin blieb die Qual einer neuerlichen Einvernahme erspart. Es war nichts aufzuklären.

Mit heiserer Stimme gab der zerknirschte Meister seine Antworten zu Protokoll, seine einbringlichen Beteuerungen, daß er das Unheil nicht gewollt, daß sein Kopf nicht gewußt habe, was die Hand verbrach, und daß er diese Hand und Jahre seines Lebens hingeben wollte, wenn der Frevel ungeschehen gemacht werden könnte.

Die Einvernahme war geschlossen. Stille trat ein. Vom Platz herauf, ganz schwach, scholl der Lärm des Jahrmarkttrubels.

Stumm saß der Kriminalrat. Die breite, Hand ruhte mit gespreizten Fingern weiß und reglos auf der braunen Tischtafel, das Gesicht war ernst, die Augen schienen im wägenden Forschen nach dem Rechten, im Bewußtsein der schweren Verantwortung wie von Schleiern verhängt, ihr Blick war unbestimmbar fern.

Dem Kürschner war das Kinn auf die Brust gesunken. Jeremias Schwan saß mit geducktem Kopf, als fürchtete er einen Schlag. Aufgeregt starrte Schusser auf den Vorgesetzten.

Endlich sprach dieser, ohne daß die breite, weiße Hand sich regte, ein Zug seines Gesichtes sich änderte, mit immer gleichem, wie abwesendem Blick: „Meister Erhart! Warum zittert Ihr so?“

„Hoher Gerichtsherr, — vor Neu' und Glend ob meiner blutigen Tat...“ Tonlos flüsterte es der aus den Fugen gehobene Mann.

Und wieder kam die tiefe, klangvolle Stimme von oben: „Mund! Da du dies Wort redest, — logest du nicht?“

„O nein, Herr! Nein! Bei meinem Leben: nein!“ rief der Meister, brach in die Knie, bedeckte meidend das Gesicht mit den Händen.

Und es war still. Nur das leise, glucksende Schluchzen — wie das Rieseln einer unheimlichen Quelle.

Abermals tönte die Stimme unerbittlich nieder: „Meister Erhart! Wie steht geschrieben im Buch der Bücher? Wer Bruderblut vergießt... Nun? — Nun?“

„Dessen Blut soll wieder vergossen werden...“ flüsterte der Meister in Grauen.

Die Stimme schwang fort: „Und sind nicht alle Menschen Brüder?“

„Ja, Herr...“ Das war kaum ein Hauch.

Und wiederum dröhnte die Frage gewaltig herab: „Mund! Da du dies Wort redest, — logest du nicht?“

„Nein, Herr! Nein! Ich weiß es und erkenn' es an der Marter und Pein, die mir die Erde zur Hölle macht seit meiner unseligen Tat!“ In vollständiger Verzweiflung zusammengebrochen, rief es der bühnende Mann.

Der alte Felsweibel glühte in leidenschaftlicher Teilnahme. Aber Jeremias Schwan hatte sein Gesicht erhoben und schaute erwartungsvoll auf den Kriminalrat. Er kannte seinen Vorgesetzten.

Und es war still. Nur das leise, reuige Schluchzen — wie das Rieseln einer heimlichen Quelle.

Dann sprach die tiefe Stimme von neuem, doch jetzt war sie warm und gütig: „Meister Erhart, wollte ich Urteil finden nach peinlichem Recht, ich säße hier nicht allein, sondern mit den sieben Schöffen. Seht Ihr das nicht? — Aber ich will nicht strafen an Hals und Hand, sondern nach freundlichem und bescheidenem Recht. Erhebt Euch vom Boden und hört!“

Der Meister hatte, als ihn so unerwartete Milde überflutete, den letzten Rest seiner Beherrschtheit verloren. Es dauerte eine Weile, bis er, von Schusser gestützt, sich erheben konnte. An den riesigen Stadtsoldaten gelehnt, stand er und staunte mit immer größeren, immer verklärteren Augen zu seinem Richter empor. Weiß und reglos ruhte die breite Rechte auf der Tischplatte, das Gesicht blieb ernst, aber die schönen Augen waren klar, gegenwärtig, von mitleidender Menschlichkeit erfüllt. Und er sprach: „Meister, es ist ein Knäblein geboren worden, des Vaters beraubt durch Eure blind wütende Hand. Dieses Knäblein wird bei seiner Mutter bleiben, aber es braucht einen Taufpaten, braucht einen männlichen Beistand fürs Leben, einen Vormund, der für es sorgt, daß es seine Leibesnahrung, Erziehung und Ausbildung finde, damit es sich im Lebens-

kampfe bewähren kann. Wollt Ihr als Sühne auf Euch nehmen, dieser Vormund zu sein?"

„Bielguter Herr, mit tausend Dank und Freuden!“ rief der Kürschner. „Ich will es nähren und kleiden, unterrichten und ausbilden lassen, als wär' es mein eigener Sohn!“ Er hatte jetzt keine Stütze mehr notwendig, stand wie erlöst neben dem Rottmeister, dem das verwetterte Gesicht zuckte in Lachen und Nührung. Jeremias Schwan aber senkte nur wie zustimmend das borstige Köpschen und tauchte die Feder ein.

„Gut so!“ fuhr Hollengut fort. „Aber wollt Ihr nicht ein übriges tun und Eueren reuigen Willen dem Gericht verbürgen? Einen Betrag in unsre Verwaltung übergeben, der dem Knaben nach erreichter Selbständigkeit ausgehändigt wird? — Schämt Euch selbst ein, wieviel Ihr zu geben vermögt, ich will Euch dann sagen, ob es genügt.“

„Euer Gnaden,“ antwortete Erhart. „Ich habe für drei Kinder zu sorgen und bin nicht reich. Aber fünfhundert Gulden will ich noch heute und weitere zweihundert binnen Jahr und Tag erlegen, will knausern und sparen und meinem gütigen Gerichtsherrn in Treue ergeben sein, der mir's ermöglicht hat, ein unbescholtener Bürger zu bleiben und eine arge Tat zu sühnen und gutzumachen, soweit ich schuldiger Mensch es kann.“

„Tut so!“ erwiderte Hollengut, stand auf und fand das Urteil in diesem Sinne.

„Euer Gnaden! Euer Gnaden, ich kann mir nicht anders helfen!“ rief der weißhaarige Weibel und stürmte vor, um seinem Borgesetzten die Hand zu küssen. Der Kürschner wollte ihm nach. Doch Hollengut wehrte beiden. „Schusser, besinne Er sich! Sein Platz ist vor den Schranken! Überschreite Er ihn nicht! — Und Ihr, Meister Erhart, dankt mir nicht für etwas, das meine Pflicht war, dankt schon gar nicht mit Worten! Geht hin, süht und reißt den Teufel des Zähzorns aus Euren Herzen!“

Ein Neigen des Hauptes: der Meister war entlassen. Abgekehrt stand der Kriminalrat beim Fenster. Zwei Sorgen waren beseitigt: der Kürschner hatte sein Urteil, der Säugling einen Paten und Vormund.

Jeremias Schwan schrieb mit kratelnder Feder den Schluß des Protokolls. Das Marktgelärm war wieder zu vernehmen.

Hollengut lehrte zum Tisch zurück. „Rufe Er die Meister Trapp und Kürzel!“ sagte er zu Schusser. Während dieser sich entfernte, hob der Sekretarius den Kopf: „Cheu, Hochmögender! Ich muß es gestehen: Obwohl

ich mich schon so oft überzeugen konnte, daß Euer Gnaden die Weisheit Salomonis besitzen, habe ich heute wieder eine Weile gezweifelt! — Wollen mir nur gütigst verzeihen.“

„Nias,“ antwortete der Kriminalrat. „Ich habe Ihm durchaus nichts zu verzeihen, denn denken kann jedermann, was ihm beliebt. Warum sagt Er mir das überhaupt?“

„Weil ich vor einem so lautern Herrn auch selbst ohne Makel bestehen möchte,“ murmelte das Schreiberlein und neigte die Stirn tief über seine Papierbogen.

„Wir sind alle Spielbälle unserer Launen und Leidenschaften,“ erwiderte Hollengut mit einem trüben Lächeln.

In diesen Augenblick kam der budlige Tischler geschminkt und geschmiegelt zur Tür hereingetänzelt, der stämmige Zinggießer folgte, hinter ihm tauchte der lange Feldweibel auf und als letzter der vor seinem gestrengen Erschwiegervater sehr kleinlaute Wolf Schwalbenschlag.

Kürzel wollte sogleich mit seiner Klage wegen des Hundes Phylag beginnen, doch der Kriminalrat ließ es nicht zu. „Diese Sache steht hier nicht zur Verhandlung, denn es ist durch Zeugen festgestellt, daß es zwei Hunde waren, die weder jemanden gebissen noch angegriffen haben, sondern einfach gerannt sind. Auch behauptet der Marktschuster, der Phylag habe seinen Verkaufstand umgeworfen, während Ihr der Meinung seid, das Tier hätte Euch zu Fall gebracht. Der Hund Phylag ist außerdem als gutmütig und harmlos bekannt. Wenn Ihr also aus diesem Ereignis irgendwelche Ansprüche zu haben vermeint, müßt Ihr sie nach privatem Recht beim Zivilgericht geltend machen. — Heute seid Ihr wegen des Vorfalles im Braugarten vor den Strafrichter geladen. Wir wollen untersuchen, ob ein Vergehen vorliegt und welches. Und damit wir auch hier nicht vom Hundertsten ins Tausendste, sondern zu einem raschen Ende kommen, will ich den Gegenstand der Klage genau umgrenzen. Ich habe gestern den Meister Trapp einvornommen und bin geneigt, ihm zu glauben, daß er in seiner Erregung, als Wolf Schwalbenschlag einschritt, in diesem nicht meinen Stadtsoldaten, sondern seinen Eidam vor sich zu haben vermeinte. Er hatte also nicht die Absicht, sich der Obrigkeit zu widersetzen, sondern wollte lediglich seiner väterlichen Gewalt durch einige väterliche Grobheiten Anerkennung verschaffen vor seinem Schwiegersohn, zu dem Wolf Schwalbenschlag nun einmal ausersehen ist . . .“

„Gewesen ist, Eure Ehren!“ brummte der Zinngießer, und der Stadtsoldat schaute bekümmert seine Stiefelspitzen an.

„Unterbrecht mich nicht!“ sagte Hollengut streng und fuhr fort: „Dafür spricht auch der Umstand, daß Meister Trapp die Aufforderung des Rottmeisters ohne Widerspruch befolgt hat. Ist das so, Schusser?“

„Zawohl! Sofort und augenblicklich wollte er sich in den Kotter abführen lassen!“ bestätigte der Feldwebel mit nachdrücklichem Daß.

„Es liegt also,“ sprach der Kriminalrat weiter, „keine Widerseßlichkeit oder Amtsbeleidigung vor, sondern eine kleine verwandtschaftliche Auseinandersetzung, die das Gericht nichts weiter angeht. Bleibt also als einziger strafbarer Tatbestand die Euch, Meister Kürzel, durch eine Backpfeife und Beutelung zugefügte tätliche Ehrenkränkung.“

„He, he, Hochmögender, die Wade war rot und geschwollen, was einer Leibbesverletzung entspricht,“ sagte der Tischler, hielt sich jedoch vorsichtig von seinem gewaltigen Gegner fern. Dieser beachtete ihn nicht. Als er über die Geschichte einmal geschlafen und seinen klaren Kopf wieder hatte, war ihm selbst leid gewesen, daß er sich so hatte hinreißen lassen. In der nachfolgenden Unterredung mit dem Kriminalrat hatte er das unumwunden zugegeben und sich auch einer Veröhnung nicht abgeneigt gezeigt, wenn eine solche möglich war, ohne seinen eigenwilligen Stolz zu tief zu beugen. Daraufhin hatte Hollengut etwas rätselhaft gemeint, er werde trachten, zu der Sache einen Stil zu finden, jedoch nicht verraten, wie er dies anfangen wollte. Meister Trapp wußte also nicht, wohin der Kriminalrat zielte und wartete schweigend ab.

„So?“ antwortete Hollengut auf den Einwand Kürzels. „Eine Körperverletzung, die so schwer war, daß Ihr gleich darauf weiterzechen und Euch mit Bockbier vollsaugen konntet, kann das Gericht nicht anerkennen. Nein, Meister Kürzel, es war eine ganz gewöhnliche Ehrenkränkung, wie sie an allen Kirch- und Feiertagen in unsrer segneten Gegend gang und gäbe ist: Man sagt sich mehr oder weniger gegenseitig ein bißchen schlagkräftig und handgreiflich die Meinung, erledigt klipp, klar und kurzweg bestehende Mißverständnisse oder Feindschaften, schüttelt sich am nächsten Tag die Hand und ist wieder gut. Denn nicht wahr, liebe Meister, würden alle die kleinen Plänkereien und Beutelungen, diese im Grunde höchst gesunden und volkstümlichen Festfolgen, vor den Richter gebracht, dann könnte ich mit einem

Duzend Adjunkten das Amt nicht bestreiten. — Und da Ihr, Meister Kürzel, in anderen Fällen die alten Sitten und Meinungen des Volkes zu beachten pflegt, möchte ich Euch raten, dies auch heute zu tun. Zieht die Klage zurück, veröhnht Euch, macht Frieden nach gutem Väterbrauch!“

Liebevoll streichelte Kürzel sein spitziges Kinn und schüttelte mit einem fatalen Lächeln den Kopf, „Hem, hem, Hochmögender, es ist doch wohl der Meister Trapp nicht mein Vater, daß er mir eins hinter die Ohren hauen darf, wenn ich neue Hosen von ihm verlange. . .“

Der Kriminalrat fiel ihm ins Wort: „Die Hosen sind zivilgerichtlich, Meister! Bergeßt das nicht! — Hört dagegen etwas anderes: Der Stadtsoldat Wolf Schwalbenschlag ist nun einmal mit Meister Trapps Anncßen verlobt. . .“

„War, Euer Ehren! War!“ berichtigte der Vater. Hollengut richtete die klugen Augen auf ihn: „Ist, habe ich gesagt! Ist, Meister Trapp! Denn dafür kenne ich Euch, daß Ihr nicht der Mann seid, der aus Gründen, die nur seine eigene Person, sein wertcs Ich oder seine gekränkte Eigenliebe betreffen, sein einmal gegebenes Wort nicht halten würde!“

Geradeaus und fest erwiderte der Zinngießer den Blick des Gerichtsherrn, dann wiegte er den Kopf, brummte etwas und wurde recht nachdenklich. In zager Hoffnung spitzte der Wölfel die Ohren.

Der Kriminalrat saß im Richterstuhl zurückgelehnt, die Rechte wieder breit auf der Tischplatte, die Linke am Kinn. Aber die Stimmung war doch ganz anders wie vor kaum einer Stunde.

„Ihr habt es gehört,“ wandte er sich wieder an Kürzel. „Und auf eine Verlobung folgt gewöhnlich bald die Hochzeit. Ein junges Ehepaar aber braucht — ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, Küchenmöbel und manches andere, das ein Tischler herzustellen vermag. Wie nun also? — Ich glaube, für einen veröhnlichen und nachgiebigen Meister Kürzel gäbe es allerlei Arbeit, bei der er seine trefflichen Eigenschaften besser bewähren kann als hier im Gerichtssaal.“

Ehe der überrumpelte Tischler noch antworten konnte, war Meister Trapp knapp an den Richtertisch getreten. „Euer Ehren!“ polterte er. „So ist's am besten, — was sag' ich? — es ist das einzige Mittel, wie man alte Rindsköpfe blamieren und verhindern kann, daß sie weitem Unfug anstellen. Und jetzt kann ich's ja verraten: die Geschichte hat mich mordsmäßig geärgert, schon weil der Kürzel der kleinere und schwächere ist!“

Der Tischler, an einer empfindlichen Stelle getroffen, schnitt eine Grimasse, hatte jedoch zu Verwahrungen keine Zeit, denn Trapp hielt ihm die Rechte hin: „Also, Meister, wollt mir's nicht weiter nachtragen und meiner Tochter den Hausrat fertigen nach Zunftgebrauch und Handwerksgewohnheit!“

Mit einem trockenen und einem nassen Auge griff Meister Kürzel nach der gebotenen Hand.

Von seinem hohen Sitz herab schaute Hollengut zufrieden zu.

Vater Trapp wandte sich an den Stadtsoldaten: „Und du, Wölffel . . .“ Er schwieg verblüfft, denn der Wölffel stand wie ein Haubenstod an der Tür, die Hände an der Hosennaht, mit eigentümlich verzogenem Gesicht, und rührte sich nicht.

„Schwalbenschlag,“ klang die Stimme des Vorgesetzten vom Podium herab. „Ich enthebe Jhn für eine Stunde seines Dienstes zu diesmal hoffentlich weniger nachdrücklichen väterlichen Belehrungen und verwandtschaftlichen Auseinandersetzungen!“

Da fiel der Wölffel seinem Schwiegervater um den Hals und schob Arm in Arm mit ihm zur Tür hinaus.

Von diesen zwei Urteilen des Kriminalrates und allem, was sich rund um sie begeben hatte, wurde in der Stadt noch viel und lange gesprochen.

Allein geblieben, ging er in der Kanzlei auf und ab. Wieder hatte er zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen und zwei Sorgen hinter sich geworfen: Meister Trapp hatte seine Torheit gutgemacht, Wolf Schwalbenschlag war reif für den Pantoffel.

So waren denn von allen sieben nur noch die erste und die letzte übrig.

Wie verfühne ich die Lederwasch? — Nun, hierzu würde sich wohl eine günstige Gelegenheit ergeben.

Wie schaffe ich die Unduldsamkeit, die Selbstsucht und den Hochmut aus der Welt? — Diese Frage freilich, dückte den Herrn Kriminalrat, war mit einem Käsebrocken oder Zuderplätzchen kaum zu lösen.

Als er nachher um die Mittagszeit die Treppe hinabstieg, fand er vor dem wappengeschmückten Rathhaustor das Annchen wartend stehen. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, sie mußte und mußte sich bei dem gütigen Gerichtsherrn sorglich bedanken, und der aufgeräumte Vater hatte nicht nur nichts dagegen gehabt, sondern sich sogar bereit gefunden, das Essen auf dem Herd vor dem Andrennen zu bewahren.

Auch diesmal lehnte Hollengut den Dank ab, den sie in lachender Freude hervorbrun-

belte, auch diesmal hatte er, während er neben dem hellen Kinde einherging, sein Wohlgefallen an ihrem funkelnden Glüd und kümmernte sich nicht um die schnüffelnden Nasen und neugierigen Augen der bezopften und behaubten Bürgererschaft.

„Ich bin so froh, Euer Gnaden! So herzlich froh!“ versicherte das Annchen immer wieder, und der Glanz ihrer goldbraunen Augen bürgte, daß der Mund, da er die Worte redete, keinesfalls log. „Und der Vater ist wie ausgewechselt, es hat ihn doch sehr bedrückt, denn er kann niemandem unrecht tun, aber er hat sich mit seinem harten Schädel verrannt gehabt und nicht gewußt, wie er einlenken soll. Das ist ganz sicher, Hochmögender, denn er hat in den letzten zwei Tagen kein einziges Mal die Armbrust in die Hand genommen, wo doch am Sonntag das Schießen ist, und er wär' in stand gewesen und gar nicht hingegangen, weil er sich geschämt und auch getrost hat. Aber kaum wie er heute zu Hause war, hat er sich nicht weiter um uns gekümmert, sondern ist spornstreichs in den Garten gerannt und hat den Vogel jedesmal getroffen, er ist aus Zinn und gut angenagelt und deswegen fällt er nicht herunter. Und so werden wir alle miteinander zur Festwiese gehen, — ach, Herr Kriminalrat, werden Sie nicht auch kommen und bei uns sein?“

„Das sind mir höchst vortreffliche Nachrichten,“ erwiderte Hollengut. „Und wegen des Vogelschießens will ich mir's überlegen. Es ist gar nicht unmöglich, daß ich komme und vielleicht sogar jemanden mitbringe.“

„Doch nicht am Ende gar?“ fragte das Annchen entgeistert, da er das „jemanden“ ganz eigentümlich betont hatte.

Er mußte herzlich lachen. „Nein, nein! Was fällt Jhr ein, Mamsellchen! Das Freien überlasse ich der Jugend! Nun“ — er war beim Blauen Ochsen angelangt — „freue Sie sich also weiter, liebe junge Braut! Und so's die Götter wollen: auf Wiedersehen am Sonntag!“

„Hausfrau,“ sprach der Kriminalrat abends zur Lederwasch, die unverändert stumm und leidvoll weiter schmollte. „Nun scheint es mir wirklich an der Zeit, daß Sie Jhren Schmerz vergessen und wieder fröhlich werden.“

Sie erwiderte kein Wort. Den Kopf zwischen den geschweiften Ohrenbaden des Lehnsfußs, saß sie in steifer Haltung, abweisend und unzugänglich.

„Der geliebte Ferkelhase ist nun einmal unwiederbringlich dahin . . .“

Nun zuckte es weinerlich um ihre Lippen, aber sie veränderte ihre Pose nicht, noch tat sie den Mund auf.

„Der Ersatz scheint sich langsam einzuwöhnen,“ fuhr er fort, auf ein rötliches Schnäuzchen deutend, das über ihrem Kleidausschnitt vor schnupperte.

Sie thronte unbeweglich und stumm.

Er ließ sich nicht abschrecken. „Und das Knäblein gedeiht und hat auch bereits einen Vormund gefunden, Grund genug, sich einen frohen Tag zu machen. Kurz und gut, liebe Hausfrau, damit sie sehen, daß ich nicht so roh bin, wie Sie glauben — was meinen Sie, wollen Sie nicht mit mir zum Vogelschießen gehen? Ich führe Sie gern hin und lade Sie herzlich und höflich ein, mein Gast zu sein!“

Erst weiteten sich ihre Augen, dann öffnete sich der Mund, dann nahm sie mit einem Ruck den Kopf von der Lehne nach vorn, legte die Hände auf die Seitenstützen des Stuhls, erhob sich halb, sank wieder zurück. „Wohledler, — ist das Ihr Ernst?“ fragte sie.

„Mein voller Ernst!“ nickte er. Sie war noch immer fassungslos. „Eine solche Auszeichnung . . .“ stammelte sie.

„O nein, nur ein Vergnügen meinerseits,“ erwiderte er artig. „Aber das Tierchen müssen wir zu Hause lassen.“

Sie war mit allem einverstanden.

So geschah es, daß der Herr Kriminalrat in braunem, rot ausgeschlagenem Bürgerrock, schwarzen Kniehosen und weißen Strümpfen Seite an Seite mit seiner Hausfrau, die von zweifarbig schillernder Chantageantife umspannt und umknistert war und einen ausgestopften Buntspecht im rasend hohen Haargebäude trug, auf der Burgwiese erschien, wo ihn die Gesellschaft der Armbrustschützen freudig begrüßte und zur Ehrentafel geleitete. Dort saß bereits Meister Trapp, während die Jugend zwar an andern Tischen untergebracht war, sich jedoch lieber auf dem Tanzboden und den sonstigen Vergnügungsräumen betätigte.

Auch die Lederwäsch hatte keine Ruhe, bevor sie nicht alles gesehen hatte, und der Kriminalrat war ritterlich genug, sie herumzuführen.

Würfelbuden gab es, Glückshäfen, Rutschbahnen, Kletterstangen und Sacläufer. Aber am besten gefiel der weißen Frau doch das Schweinchenpiel, an dem sich sogar gefestete Bürger beteiligten: ein sauber gewaschenes, feistes Küffelstier, dem man das Ringelschwänzchen glatt rasiert und mit glitschiger Seife bestrichen hatte, wurde im Kreis herumgejagt und war demjenigen versprochen, der

es mit bloßer Hand am Schwanz ergreifen und festhalten konnte. Bisher war dies noch keinem gelungen, und die Lederwäsch verspürte eine kribblige Lust, es auch einmal zu versuchen. Doch sie blieb ihrer eignen Würde wie der Stellung ihres Ritters eingedenk und bezwang sich. Dafür zog sie aus dem Glückstopf einen Treffer und gewann eine der vielbegehrten Soudauer Schnupftabakdozen aus Spanholz mit einem Lederzipfel zum Öffnen des Deckels. Sie schnupfte zwar nicht, aber sie freute sich kindisch darüber, sie freute sich über alles, sie schwamm in Wonne und strahlte in stolzer Seligkeit ob der Auszeichnungen, die ihr als Festdame des Herrn Kriminalrates überall erwiesen wurden.

Und nur einmal wollte sie getränkt tun: als Hollengut sie eine geschlagene Stunde allein sitzen ließ und mit der Zinggießerischen herumzog. Sogar Brustzucker kaufte er dieser kotetten Person und eine Halskette aus runden Lebzeltkugeln. Das war nicht schön von ihm.

Mittlerweile hatte auch das Vogelschießen seinen Fortgang genommen. Pfeil um Pfeil flog nach dem großen hölzernen Adler, der in grellen Farben von einem hohen Mast herab leuchtete. Der Zieler rührte die Trommel bei jedem Treffer und verhöhnte mit hartem Schlegelgeklapper die Fehlschüsse. Teil um Teil sank abgeschossen nieder, ein Fuß ein Flügel, eine ganze Pfote, eine Schwungfeder, ein halber Kopf. Aber das dicke und feste rote Mittelstück wollte nicht nachgeben, zitterte nur manchmal, wenn ein Bolzen es streifte oder traf, fiel jedoch nicht herab. Schon war es fast allein übrig, die Aufregung wuchs, denn wer es herunterholte, wurde König für dieses Jahr. In hitziger Spannung drängten sich die Schützen beim Schießstand, verfolgten jeden Pfeil mit Wangen oder Hossen, hielten die Luft an, wenn das eiförmige Herzstück zu schwanken begann, und atmeten auf, wenn es oben blieb.

Der stämmige Meister Trapp war an der Reihe. Breitbeinig stand er, spannte den Stahlbügel seiner Armbrust — es war ein prachtvolleres Schießzeug aus glänzendem Ebenholz, mit Perlmutter eingelegt —, ließ die zurückgezogene Sehne hinter der drehbaren Nuß einschnappen, legte den Kolben an die Wange, den Finger an die Abzugstange, kniff das linke Auge zu und zielte lange. Rund um standen sie in fiebernder Erwartung. Vom Tanzboden her quälte der Dubelsack, doch diesmal folgte niemand der Einladung. Jung und alt spähte nach dem Mittelstück, das wie eine rote Boje im blauen Himmelsmeer schwamm.

Da — ein Druck — ein Schwirren der Sehne — ein Sirren des Bügels. Der Bolzen sauste, schlug krachend in festes Holz, Splitter flogen, Rufe flatterten auf. Mitten durch in zwei Hälften gespalten, löste sich die rote Boje vom Mast und sank, der ganze noch übrig gebliebene Vogel sank, ein Teil links, ein Teil rechts, begleitet vom Trommelwirbel des Zielerz, zur Erde.

Gelassen ließ Meister Trapp das Schießzeug sinken, strich sich das Haar aus der Stirn. Er hatte seinen Königsrang verteidigt.

Viele Hände streckten sich ihm entgegen, Jubel umklang ihn, die Musik blies Tusch. Jetzt lachte der knorrige Zinngießer übers ganze Gesicht. Und das Annschen an der Spitze, kam eine Schar mit Blumen geschmückter Mädchen auf ihn zu, einen großen Kranz aus Eichenlaub trugen sie, knickten tief vor dem König, hingen ihm das Gewinde um den Hals, riefen Lebehoch. Wieder fiel die Musik ein, in feierlichem Zug begleiteten die schlanken Kinder den behäbigen Mann zur Ehrentafel, wo ihm der älteste Schütz den silbernen Becher überreichte und das Königschild an den Rock spendelte. Dafür mußte der König jeden Untertanen mit einer Bratwurst und einem Kreuzerbrot bewirten. Er tat es gern.

Aber als ihm der Kriminalrat beide Hände schüttelte, da ward der bekränzte Meister fast gerührt. Doch er bezwang die weiche Regung, wie gewöhnlich, durch Spott. „Hier steht der Pfingststochse, Euer Ehren!“ knurrte er. „Und wahrlich, hätten Sie mich nicht mit der Nase draufgestoßen, was für eine ochenmäßige Dummheit ich mir in den Schädel gesetzt — ich stände jetzt nicht einmal so vor Ihnen!“

Danach gab es noch einen Leidenskelch für die Lederwasch. Der Kriminalrat konnte nicht ausweichen, er mußte mit des Königs Tochterlein einen Tanz wagen. Mit Schwung und Humor erlebte er auch diesen Fall, war aber dann froh, daß er die Schmeidige wieder seinem in Wonne und Eifer zerfließenden Stadtsoldaten überantworten konnte.

Den Höhepunkt erreichte die Feier, als Meister Trapp, so gegen Abend hin, den Gerichtsherrn mit der Nachricht überraschte, daß ihn die Gilde der Armbrustschützen zum

Ehrenmitglied ernannt habe. Das kostete dem Ehrenmitglied ein zweites Eimersaß, trug ihm aber auch einen Willkommfuß ein. Der Schützenkönig selbst wollte ihn verabschieden.

„Solltet Ihr Euch nicht von Eurem Annschen vertreten lassen?“ schlug Hollengut vor, und die Gesellschaft klatschte Beifall.

Sie stand vor ihm, sie knickte, zupfte am breiten Rock, schlug schämig die Augen nieder. Aber dann nahm sie den Hochmögenden ganz regelrecht um den Hals — sie war ja in Übung — und küßte ihn herzlich. Die Gildebrüder schrien hurra, die Lederwasch schaute weg. Meister Trapp entbot aus dem Silberkelch, gefüllt mit Wein, dem neuen Ehrenbruder den Willkommtrunk. Der Becher ging reihum.

Es war spät, als Hollengut mit der Lederwasch nach Hause schritt. Trotzdem sie einiges hatte leiden müssen, war sie hochbefriedigt. „Einen so herrlichen Tag habe ich seit meinem ersten Ehejahr nicht mehr erlebt,“ sprach sie, als er ihr im Vorzimmer gute Nacht sagte. „Es war wonniglich schön! Ach, Hochmögender, vielleicht ein Schälchen Kaffee gefällig?“ Sie schaute ihn schmachtend an.

„Ich danke Ihnen herzlich, liebe Hausfrau, doch ich bin ehrlich müde. Aber nicht wahr, jetzt sind wir wieder gute Freunde und wollen es bleiben,“ sagte er und schritt an der Enttäuschungen vorüber in sein Zimmer.

So war denn auch die siebente Sorge von ihm genommen. Gelieben war die erste. Wie Schaffe ich die Unduldsamkeit, die Selbstsucht und den Hochmut für immer aus der Welt? hieß diese erste und größte Sorge.

Aus Frankreich herüber irrlichterten sah die ersten Flammenzeichen der Empörung.

Ründeten sie das Nahen einer andern, einer besseren Zeit? Oder würden sie nur wieder neue Bruberkriege, neue Willkür und Herrschsucht entzünden?

Mit aufgestüpftem Schädel saß der Kriminalrat Dr. Georg Hollengut beim Schreibtisch. Von den Bücherborden sahen die erlauchten Geister der Deutschen und anderer Völker auf ihn herab. Aber sie schwiegen.

Und er fand keine Antwort.





E. Müller: In den Isaraunen

Neues aus dem Reich der Schatten

Mit 15 Abbildungen nach Scherenschnitten / Von Editha Schwarz

Korinthia, die schöne Tochter des Hafners Dibutades, fürchtete, ihren Geliebten zu verlieren. Eines Tages fand sie den schönen Jüngling an eine Mauer gelehnt schlummernd unter der heißen Sonne des Südens. In ihrem Schmerz über den drohenden Verlust umriß das Mädchen den Schatten des geliebten Hauptes an der felsigen Wand, um wenigstens die edlen Linien seines Antlitzes für immer zu besitzen. So erzählt Herodot und macht Korinthia zur ersten Künstlerin, die durch ihre Tat sorgender Liebe die Malerei ins Leben ruft. Man kann aber gewiß sein, daß die kluge Tochter des Dibutades schon viele Vorgängerinnen gehabt hat, nicht nur unter den Frauen Griechenlands, sondern unter denen Ägyptens und Asiens auch. Nicht ohne tiefen Grund stellt die Legende das Schattenbild an den Anfang aller Kunst, sind doch die ältesten uns erhaltenen Denkmäler der Malerei in die Wand gerissene Profilzeichnungen von Tieren und Menschen. Und auch in den Begräbniskammern des alten Ägypten und bei den

Mumien finden wir das Schattenbild. Der Zusammenhang mit den religiösen Mytherien und mit der Vorstellung von der Schattenhaftigkeit dessen, was vom Menschen nach seinem Tode übrig bleibt, drängt sich hier besonders deutlich auf. Mit dem Schattenbild des Menschen glaubt man sein Wesentliches, über das Grab hinaus Dauerndes zu erfassen. In dieser tiefen Bedeutung treten auch die Schattenspiele des Altertums und des Mittelalters auf, die ursprünglich von tief religiösen und mystischen Gedanken erfüllt sind.

Diese Zusammenhänge, die wir hier nur kurz andeutend streifen können, macht man sich heut kaum mehr klar, wenn man die mannigfaltigen ernsten und heiteren, zierlichen und derberen Gebilde der modernen Silhouette betrachtet, von denen wir hier eine reiche Auswahl zeigen, um uns an ihnen die Bedingungen und Ausdrucksmöglichkeiten des modernen Scherenschnittes deutlich zu machen. Zwischen Scherenschnitt und Schattenriß, d. h. zwischen der geschnittenen und der

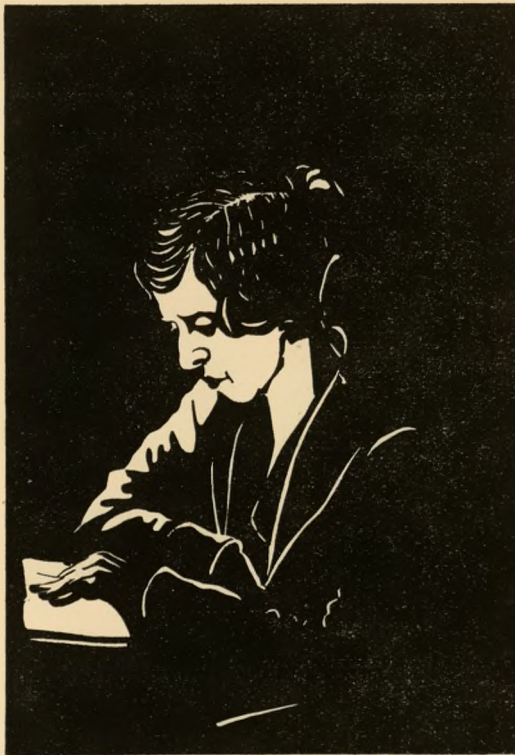
gezeichneten Silhouette ist im Anfang der Entwicklung kein Unterschied zu machen, wenigstens kannte ihn die Zeit nicht, die die Silhouette als künstlerisches Ausdrucksmittel begeistert pflegte und in der diese zierliche Kunst Silhouette ihre Blütezeit erlebte. Die Silhouetten des Biebermeier waren größtenteils Schattenrisse, die nachher angetuscht und oftmals auch nachträglich ausgeschnitten und gegen hellen oder farbigen Grund gestellt wurden. Erst die Fortschritte in der Technik des Silhouettierens brachten es mit sich, daß man die geschnittene Silhouette der gezeichneten gegenüber höher einschätzte. Heute pflegt man die Silhouette ganz allgemein nur noch in der Form des Scherenschnittes, die größte Sicherheit der Hand und des Auges verlangt, durch die strengere Linienführung aber auch stärkere künstlerische Wirkungen als die gezeichnete Silhouette möglich macht. Die hier gezeigten Bilder sind sämtlich geschnitten, wie man bei eingehenderer Betrachtung leicht an den energiegelichen und ausdrucksvollen Linien des Schnittes erkennen kann. Die gezeichnete Silhouette wirkt im allgemeinen weicher, fließender, ist nicht so klar und scharf in den Umrissen, was ja aus der Verschiedenheit der Technik leicht zu begreifen ist.

Das Biebermeier hat die Silhouette vor allem als Porträt gepflegt. Die Bildnis-silhouette empfahl sich vor der damals so beliebten Miniatur durch größte Billigkeit und Leichtigkeit der Herstellung. Mit Hilfe von Silhouettierstuhl und Storchschnabel konnte sie von jedem Laien ohne die geringsten Vorkenntnisse angefertigt werden. Man macht sich heute kaum noch einen Begriff davon, wel-

cher Beliebtheit bei jung und alt sich das Silhouettieren im Biebermeier erfreute. Man kann von einem wahrhaft sensationellen Erfolg des Schattenrisses sprechen. Der Gründe für die so begeisterte Aufnahme der Silhouette vor allem in Deutschland gibt es mancherlei. Einmal die neuerwachende Begeisterung der Epoche für das klassische Altertum. Lichtward hat wohl als erster auf die nahe Verwandtschaft der Schattenrisse mit den antiken schwarzfigurigen Vasenbildern hingewiesen, die man damals als Schätze der Ausgrabungen im mittleren und südlichen Italien zu Hunderten in Deutschland einfuhrte. Im Scherenschnitt sah man in jener Zeit ein Mittel, sich des klassischen Geschmacks zu bemächtigen.

Ein weiterer Grund lag in der Vorliebe der Zeit für physiognomische Studien, die damals der Züricher Professor Lavater in Mode brachte. In seinen „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ suchte er die Kenntnis der menschlichen Seele auf die Erforschung der Linien des Kopfes und die

Züge des menschlichen Antlitzes zu begründen. Dieber als Portraits benutzte er als Bildmaterial für seine Studien die Silhouette. Er schreibt darüber: „Das Schattenbild von einem Menschen oder menschlichen Gesichte ist das schwächste, das leerste, aber zugleich das wahrste und getreueste Bild, das man von einem Menschen haben kann. Das schwächste denn es ist nichts Positives, es ist nur etwas Negatives, nur die Grenzlinien des halben Gesichts, das getreueste, weil es ein unmittelbarer Abdruck der Natur ist, wie



E. Müller: Lesende Dame

Dingen im wahrsten Sinne des Wortes unmittelbar auf den Leib rückt, ist nun einmal zuweilen angebracht.

Die Schnitte der Münchener Künstlerin Asta Eichner zeigen eine ähnliche Behandlung des Materials. Ihr Schnitt ist ruhig und klar, kräftig in der Linienführung, ohne je plump oder ungraziös zu werden. Vorn greift sie zu einer Auslockerung innerhalb der schwarzen Flächen. Ein liebenswürdiger, unaufdringlicher Humor lebt in ihren Schattenbildern.

Sechs Meister des modernen Scherenschnitts haben wir im Rahmen dieses Aufsatzes in ihrer Eigenart zu charakterisieren versucht, sechs individuell verschiedene Menschen, die alle ihre eigenen künstlerischen Wege gehen, ihre persönlichen Möglichkeiten des Gestaltens und Darstellens

nachempfunden, nie aber mit natürlicher Sicherheit und Selbstverständlichkeit geschrieben werden kann.



Asta Eichner: Der Bräutigam



Asta Eichner: Der Cavalier

suchen, sind wir dabei begegnet. Keine Begabung, die einer zweiten völlig gleiche und die sich in dem kleinen und bescheidenen Kunstwerk der Silhouette auf dieselbe Weise ausdrücke. Wir könnten die Reihe der Abbildungen und der künstlerischen Individualitäten beliebig vermehren, immer würde sich das gleiche Bild größter Verschiedenheit und persönlichster Eigenart bei vielleicht gleichem künstlerischen Wert ergeben. Das Kunstwerk, selbst das kleinste, ist eben immer Ausdruck und Selbstdarstellung des schaffenden Künstlers, gewissermaßen seine persönliche Handschrift, die von andern wohl nachgeahmt, und

Bergschreck und sein Sohn Waldschreck

Erzählung aus dem Tierleben von Wilhelm Hochgreve-Goslar

Dichter Moospelz überwucherte im Halbschatten uralter Eiben, die wieder von lichtstehenden alten knorrigen Eichen und wetterzerzausten Fichten gegen die Sonnenstrahlen in Schutz genommen wurden, die Felsblöcke an dem steilsten der Berge. Felsen, höher und massiger als die Käte des Röhlers und die Jagdhütte des Försters im Tale, hingen drohend an der Bergwand, und zwischen ihnen ruhten Blöcke, schwächer als jene, aber immer noch wuchtig genug, um ins Rollen geraten alles zu zermalmen, was ihnen im Wege war, und starke Bäume zu fällen. Geröll aus Steinen in allen Größen füllte die Läden, soweit sie nicht von Bäumen bestanden waren, und zwischen den Fugen quälten sich Wurmfarn und Brombeere, ein mageres Dasein zu fristen. Wild war hier der Wald, der Förster machte immer einen Bogen um diesen Teil seines Reviers, und kein Holzfäller wagte sich jemals an die Felsenwand. Kein Fuhrmann hätte sich zugetraut, das gefällte Holz herunterzurücken und abzufahren. In den alten von Bartflechten überwucherten Bäumen, die noch im Kampfe gegen die Steinmassen aushielten, trommelte im Frühjahr der Buntspecht, haakte sein schwarzer Vetter Höhlen aus, klingelten die Meisen und tief wohl auch ein Täuber, unten aber auf den vermoosten Felsen war fast kein Leben. Im Sommer kroch wohl der Feuersalamander über den grünen Teppich, lauerte eine Blindschleiche an einer Sonnenstelle auf Insektenbeute oder knabberte mal ein Eichhörnchen am Fichtenzapfen. Das Wild aber, vom Hirsch hinunter bis zum Hasen, mied ganz diesen Berg, der ihnen zu ungasflich war.

Spät am Abend jedoch kam Leben in die höchste Wand des Felsenberges. Hier lasteten die Blöcke turmhoch aufeinander und bildeten mehr oder minder weite und tiefe Höhlen. In diesen Höhlen hauste das letzte Uhu-paar, das eine späte Einsicht des gegen alles nicht greifbar „nützlich“ erscheinende Getier sinnlos wütenden Menschen schonte, und hier hauste auch Bergschreck, der letzte Kater aus freiem Wildkatzengeschlechte, die letzte Wildkatze auf Meilen in der Runde überhaupt. Kein tierfreundliches Geseß schonte ihn, kein tierfeindliches Geseß schonte ihn, im Gegenteil, der seinen im Sommer fahlgelben, im Winter wundervoll grauen und wollig dichten Balg langhin narbende Streifschuß aus der Büchse des Försters und die Löcher von den Schrot-schüssen aus den Flinten nachts aufsitzen der Bauernjäger und Jagdaufseher zeigten, wie gehaft sein Leben war, wie begehrt sein Balg,

ob fahl oder grau. Sie hatten ja schließlich zum Teil auch ihre Gründe, ihn zu hassen, dem Förster riß er den letzten Auerhahn und meuchelte er unten auf den Talwiesen im Schutze der Nacht ein Duzend Rehkühe, und weit draußen in den Vorbergen kannte der Bergschreck auch keine Grenzen seiner Raubgier und Nordluft, und wenn er Hunger hatte und auf seinen Schleichzügen kein geringeres Wild ihm unter die Krallen kam, dann wagte er auch den Mordsprung an die Drossel eines Schmaloder sogar eines Altrehs, und selten entging ihm die Beute. Wie jene Jäger sein Leben haßten, so fürchtete er sie, und die Streifschüsse auf seinen Balg mehrten nur seine Tage, mehrten seine Jahre. Heimlich, unheimlich heimlich für alles Getier herunter vom Reh bis zur Spitzmaus und für den Jäger wurde Bergschreck, als ihm die Kugel aus verspäteter Heimkehr den Balg gescheitelt hatte und als ihm die Bleikörner die Gehöre schlugen und die Wolle kämmten. Auch die helle Mondnacht fürchtete er seitdem wie den Tag, den er überhaupt ganz mied. Dann lag er in der tiefen Felshöhle an der für Feind Mensch und Feind Hund unersteigbaren Felswand, wo vor 200 Jahren noch Meister Pep, der Stärkste von allen, und vor über 100 Jahren Reißzahn, der Grauwolf, und Pinselohr, der Luchs, die Herren waren, vor denen die Wildkaten in die alten Dachsbau und Überhälterhöhlen in den unteren Didungen längst geflüchtet waren. Als aber diese Großen unter dem Blei ihres schlimmsten Feindes geendet hatten und als auch das Raubrittergeschlecht der Wildkaten immer stärker gelichtet wurde, suchten die letzten von ihnen jene Klippen und Höhlen auf, um sich sicher für den Tag zu bergen.

Knabberte der Siebenschläfer auf dem Eichenaste, silbergrau wie die Baumsflechten und der auf ihn jagenden Gule fast nur durch sein Kletter- und Nagegeräusch sich verrätend, dann verging noch etwa ein Stunde, obwohl es bereits dunkelte, ehe die beiden Uhus ins Tal hinunterschatteten. Und wenn von unten ihr jagdprohes, wildes Geheul heraufschauerte, dann erst zog Bergschreck, der alte Wildkater, auf Raub über die Felsen und Gerölle der steilen Bergwand in die tieferen Jagdgründe. Lautlos und so weich wie das Moos auf dem Gestein war sein Gang auch dort, wo der grüne Teppich fehlte. Kein leisestes Geräusch entging seinem Feingehör, das, wie bei allen Katzen, als schärfster Sinn ihm das Rauben sicherte. Auf das Witterungsvermögen war kein Ver-

laß, auf die Schärfe der erzgelben Seher, die von Urkaterzeiten her an das Dunkel der Nacht gewöhnt waren, mußte er sich in Sturm- und Regennächten verlassen, wenn die Wipfel der Bäume ineinanderkrachten, wenn schwere Tropfen unablässig auf den Boden klatschten oder in Schauern niederprasselten. Aber seine Hauptwaffe im Kampf um das Leben war neben den furchtbaren Krallen an den starken Mustelläusen, neben seiner Gewandtheit im Springen und Klettern sein feinnerviges Gehör, dem in stillen Nächten selbst das Gewisper der sich um den wärmsten Platz drängenden Jungmeisen in tiefer Baumhöhle nicht entging, das in hellhöriger Nacht das Klagen eines vom Altis oder Wiesel überfallenen Kaninchens über den Berg her vernahm. Dann verhielt er den sammetweichen Schritt, die Gehöre steiften sich und die geringelte Buschlunte pendelte. Schwefelig funkelten die Seher, daß die Walbmaus, die gerade aus dem Loch blickte, vor Entsetzen erstarrte, erst wieder auflebend, wenn der Unholz verschwunden war. In wahn sinniger Flucht wich ihm alles Niederwild aus, wenn es das Glück hatte, ihn zuerst wahrzunehmen, und anhaltendes heftiges Schreden der Rehe, das sich durch das lange Tal und selbst über die Berge hinzog, war ein Zeichen, daß der alte Wildtöter seinen Paß durch einen dieser Revierteile genommen hatte. So fürchteten und haßten sie alle die letzte der wilden Bergkazen.

Der alte Kater hütete seinen Balg, als wüßte er, daß er der letzte war und das wollte er nicht sein. Sein Raubrittergeschlecht sollte weiterleben.

Wieder wie alle Jahre um den zweiten Mond brannte in seinem Herzen das alte Sehnen, das die Erhaltung der Art will. Sein Herz war noch jung, so viele Jahre auch schon hinter ihm lagen. Eine helle, stille, kalte Hornungsnacht weckte in ihm die Erinnerung an die Zeiten der Liebe, die er in den wilden Bergen seiner Heimat verlebte, weckte in ihm auch jetzt wieder das Verlangen nach einem Weibchen. Was scherte ihm heute die Helle der Nacht? Sein Blut loderte und sein Geschlecht durfte nicht aussterben! In das Rauschen des Wildbaches, dessen Schneewasser weiß und dampfend wie kochende Milch über die Felsen schöß, kreischte der alte Kater, auf hoher Felsenzinne sitzend, neugierig vom Walbkauz umrüttelt, sein Sehnen über das Tal. Glühend lag der Mond rund, gelb und kalt auf dem schwarzen Rücken des gegenüber aus dem Tale wie ein düsterer Koloss sich hochkrümmenden Berges. Noch einmal miaute der Wildkater in die Nacht, dann stieg er hinunter

von den Felsen und über das vermooste Geröll und schlich durch die weite Fichtendickung im Tale und wieder den nächsten Berg hinauf. Abermals klagte er seine Herzensnot über die dunklen Wellen der Berge und wieder blieb die ersehnte Antwort, zärtliches Raugenkreisch, aus. Der Rundschnabel des alten Raubgefellen drehte sich hin und her, damit den Gehören kein Laut entging. Raugenartiges Gulengekeif ließ ihn erzittern und seine Lunte lebhaft pendeln, aber er merkte bald die Täuschung. So ging das Nacht für Nacht. Immer vergebliches Meldeln, immer vergebliches Hoffen. Er war doch wohl der allerletzte, die allerletzte der freien Raubkazen dieser Berge. Weiter und weiter, tiefer und tiefer dehnte Bergschreck seine Minnefahrten aus und schließlich so weit, daß ihn auf der Rückkehr das Grauen des Morgens überraschte, daß er es vorzog, in verlassenem Fuchsbauen und in Baumhöhlen die Tageszeit zu verbringen. Er kam ab, ein Maulwurf auf der Forstwiese, ein paar Spitzmäuse am alten Jagdhause, eine Haubenlerche an einer Felshede, das war jeweils oft sein einziger Fraß. In der zehnten Nacht erst vernahm das Gehör des verliebten Katers eine echte Raugenstimme, schwächer zwar, als er sie vor einem Jahre noch von Ringelunte, der Wildbähin, hörte, aber eine Raugenstimme war es. In langen Sähen schnellte der Alte darauf zu, verhoffte, kreischte, lauschte, um der Antwort zu folgen. Mit einem Riesensätze schnellte er über den breiten Graben eines Holzstoffwerkes, um jäh zu stutzen. Was war das? Wie ein Klumpen Schnee an steiler Bergwiese rutschte etwas weißes die Böschung hinab, kam zum Stehen — — — ein leises Miauen — — Wie toll flog der Kater darauf zu und mit krummem Buckel, die dicke, buschige Lunte steil aufgerichtet, umwarb er schnurrend und zärtlich murrend die anderthalbmal schwächere weiße Hauskaze des Werkmeisters. Mieke war auch nicht mehr jung und gar nicht spröde, wenn sie auch fauchend so tat. Auch in der nächsten Nacht machte der Alte ihr den Hof, nachdem er den Tag in einem Windbruch zugebracht hatte. Stundenlang umschwärmte der Wildkater die saubere kleine Kaze, die den alten Grobian bald — trotz seiner Derbheit — recht zugetan war. Sie hatte schon manchen Verehrer gehabt; aber einen so stattlichen noch nie, und außerdem war sie zurzeit die einzige ihrer Art in dem ganzen Tale. Seit dem Tage, wo der schwarze Kater des Müllers am Talausgange vom Förster im Fuchseisen gefangen wurde, hatte sie keinen Verehrer mehr erlebt. Und sie fühlte sich noch so jung! Stundenlang flirteten die beiden auf dem Holzplaz, und das

Ma — rau — n und Mi — jau — n und verliebte Fauchen wollte gar kein Ende nehmen. Daß ein Fenster aufgerissen und „fisch, fisch“ gerufen wurde, beachteten sie gar nicht. Da knarrte die Haustür in den Angeln und wie ein Ungewitter sauste Hektor, der Hofhund mit den Vorzügen und Nachteilen von drei Rassen auf den Rangplatz und wollte dem Kater ans Genick. Kech-*ch*-*ch* schnaupte der ihm ins Gesicht, blitzschnell in Kampfstimmung aufgebaut, und ehe der im Schlafe gestörte Werkmeister, die Hosen in der einen Hand, in der anderen eine schwere Haade, in seinen Pantinen heran war, hatte der starke Rötter ein paar Schmissen weg, daß er jaulend seinem Herrn zwischen die Beine fuhr, und ehe die beiden wieder aufgestanden waren, war der Störer der nächtlichen Ruhe wie ein Pfeil über den Wassergraben geflogen und in langen Sähen im bergenden Walde. Mieke hatte sich rechtzeitig auf den Ziegenstall geflüchtet, obwohl sie dazu eigentlich keinen Grund hatte, denn der Born ihres Herrn und seines Dieners galt allein dem unbekanntem fremden Besucher. Noch einmal hallte in die stille Bergnacht das Gejaule des Hundes, an dem sein Herr die Wut über den unsanften Fall durch ein paar Liebe mit dem Hadenstiel ausließ.

Seit dieser in mancher Hinsicht „stürmischen“ Nacht lebten die beiden Katzen in unfreiwilliger Scheidung. Mieke, dem Liebling der Frau Werkmeister, wurde der Fall nicht nachgetragen, und die ganze Sache schien vergessen zu sein. Da entdeckte man eines Tages, daß mit Mieke eine Veränderung vorgegangen war. Und richtig, Mieke warf acht Wochen nach jenen unruhigen Nächten vier Käzchen, die zunächst nichts besonders Auffallendes zeigten. Bald aber war klar, daß jener unholde Besuch nur ein Wildkater gewesen sein müsse. Die kleinen Katzen hatten wenig von der Mutter geerbt, waren sämtlich grau, dickköpfig, stärker als andere Hauskatzen im gleichen Alter, und als sie ungefähr sechs Wochen nach der Geburt von einem alten Hegermeister und Wildkatzenkenner besichtigt wurden, stellte dieser fest, daß zwei von ihnen die für echte Wildkatzen typischen schwarzen Sohlenflecke hätten, daß aber alle vier nach der Form ihrer Lunten, die im Gegensatz zu denen echter Wildkatzen spitz ausliefen, als Bastarde oder Mischlinge anzusprechen seien. Es waren ein Kater und drei Katzen. Der Kater war früh sehr traghüftig und bewies bald einen auffallenden Freiheitsdrang und Raub- und Mordgier. Er stromerte bereits schleichend über die Dächer, als die drei Geschwister sich kaum recht vom Schoße ihrer Pflegerin und aus der

Fensterbank fortgetrauten, und wenn sie mit der Mutter im Sonnenscheine vor der Türe lagen, nach dem weißen Schwanz der Alten haschend oder die buschigen grauen von den Geschwistern fangend, dann lag der Kater auf einem Aste des Kastanienbaumes in der Mitte des Hofes, grauschwarz und leblos wie der Aft. Kam ihm dann eine Meise oder Drossel nahe, dann verwuchs sein Leib noch mehr mit dem Aste. Hüpfte der nichts ahnende Vogel aber näher, dann krümmte sich der Rücken des Wildkaterjohnes, die Lunte pendelte und mit einem Sprunge, der wohl einmal fehlging, meist aber glückte, schnellte der kleine Räuber, der freilich der Mutter an Größe schon nichts mehr nachgab, nach der Beute. Lange dauerte es nicht mehr und er mochte, dem Gesänge schon länger entwöhnt, auch nicht mehr die ihm gereichte Kuhmilch; während die Schweftern sie noch gierig leckten. Nach warmem rohen Fleisch und rauchendem Blute stand sein Sinn. Obwohl er erst vier Monate zählte, war er weit stärker als die Mutter, und kein Hund, der ihm von der nahen Fahrstraße her in den Weg kam, nahm es so leicht mit ihm auf wie mit anderen Katzen. Über den Kopf weg flog er dem Angreifer auf den Rücken und bearbeitete das Fell und die Ohren oder Behänge mit so wuchtigen Kratzern, daß der Hund heulend sich im Kreise drehte oder davontaste, um sich des schlimmen Reiters zu entleiben.

Wenn sich mit der Zeit auch in den Katzen schweftern das wilde Blut des wilden Waters regte, so geschah das doch später und weniger heftig als bei „Musch“, wie der ungezogene junge Kater getauft worden war. Hektor, der Hofhund, ging ihm aus dem Wege. Wenn er nur den Namen „Musch“ hörte, war ihm ganz offensichtlich unbehaglich zu Mute, und wenn der graue Sohn des alten Bergschreck auf seinen Samtsohlen an ihm vorbeischiele, den federnden Muskel Leib jederzeit zu Abwehr und Angriff bereithaltend, dann ging ein Fiebern über die Haut des Hundes in der Erinnerung an jene furchtbare Nacht, die ihm tiefe schmerzende Risse und zum Überfluß auch noch Beulen vom Hadenstiele eintrug. Musch war der Herr des Hofes, des Gartens und der Landstraße auf mehrere hundert Meter in der Länge. Seine Nahrung besorgte er sich fast ausschließlich selbst und ganz nach seiner Nase, fing sich Vögel, Mäuse, Maulwürfe, Ratten und fischte Forellen und Groppen aus dem nahen Bache. Bald aber war ihm dieses Getier zu gering, die leichte Beute keine Befriedigung seiner Raublust. Eines Morgens sah der Werkmeister vom Kammerfenster aus, wie Musch, dieser verflizte Musch, den er schon

lange auf dem Striche hatte und nur noch des Ehefriedens wegen duldete, wie dieser Strolch ein nur noch halb lebendiges Jungkaninchen auf dem Hofe in grausamer Weise als Spielgegenstand benutzte. Er ließ es wegzappeln und schnellte hinterher, um es in den Krallen festzuhalten und wieder freizulassen. Das war dem Manne denn doch zuviel. Er holte das Tösching mit einer Schrotpatrone für Ratten geladen aus der Ecke und ballerte unbefümmert um Mutter Werkmeisters zarte Nerven auf den Karnidelkräuber. Prustend und fauchend flog der Kater einen Meter hoch und einen weit, um darauf in langen Sätzen zu verschwinden.

Im Kaninchenstalle sah es toll aus, die Häsin und drei Junge waren totgebissen. Jetzt haßte auch die Frau Werkmeister den Kater Musch, der hinfort nur noch das „Scheusal“ hieß, wenn die Rede auf ihn kam. Aber Muschs bisherige Untaten waren nur Spielerei gegen das, was er sich noch leistete.

Die Feinschrotspritzer hatten ihn nur gekitzelt, aber das genügte, um den letzten Rest des geringen mütterlichen Charaktererbtails in seinem Geblüte zu tilgen. Das wilde Blut des Vaters wurde allein bestimmend für seine ganze weitere Lebensweise. Sein Wanderschicksal verschlug ihn in ein Vorgebirgsrevier, in dem es von Wildkaninchen wimmelte. Zur Zeit! Denn als der Bastard-Wildkater hier sein Lager in einem alten Wildheuschuppen nahm und Nacht für Nacht ein Karnidel riß, aus Raub- und Mordlust oft auch bis ein halbes Dutzend, die er immer nur am Kopfe anschnitt, um das Hirn zu fressen und den warmen Schweiß zu lecken, da wurden ihrer weniger und weniger. Schließlich wurde es so arg, daß von den übrig bleibenden ein Teil abwanderte und der Rest immer scheuer und vorsichtiger wurde. Aber Musch a. D. hatte mindestens immer soviel Raub, wie er brauchte, um gut bei Leibe zu bleiben. Sein Balg saß prall, wie ihm an Größe und Stärke kein Hauskater gewachsen war. Die Füchse, vor denen andere Hauskaten mit seltenen Ausnahmen flüchteten, weil sie wissen, daß der Fuchs ihnen überlegen ist und daß er gerne Raakenfleisch frißt, dem Wildkaakensohne gingen sie aus dem Wege, denn wenn er buckelte und lauchte und die Reißzähne bleckte, das war etwas ganz anderes, als wenn die Raaken von den Waldböfen sich zur Abwehr stellten, falls sie nicht längst den nächsten Baum angenommen hatten.

Der Winter kam und der erste Schnee. Immer noch hauste der Kater im warmen vergilbten Heu des verfallenen Schuppens, immer noch bot ihm die von Schneisen durchzogene Dichtung und ihre Umgebung Raub, wenn er

auch manche Nacht stundenlang vergeblich umherbummelte, manche Nacht auch froh war, wenn er vom Riß der vorausgehenden Nacht noch Reste vorfand. Das Spurenbild um die Dichtung war spärlich gegen den letzten Winter. Die Rehe waren ausgewechselt bis auf wenige, weil des grauen Schleichers unheimliches Wesen und das oft markerstütternde Klagen seiner Opfer, als warnende Stimme die Nacht durchgellend, sie vergrämt hatte, auch die Hasen waren bis auf wenige unter den Krallen von Bergschreds würdigem Nachsaher zusammengeräubert. Als der Jagdpächter, den Hund am Riemen, beim ersten Spurtschnee die Dichtung umschlug, schüttelte er immer wieder den Kopf. Wo waren die Kaninchen geblieben, wo die Hasen, wo die Rehe? Diese Füchse! Aber er fand nur eine Spur der Roten. Also mildernde Hunde! Weiter ging sein suchendes Auge. Da — Schweiß! Frischer Schweiß neben einer — starken Raakenspur! Er folgte der Spur zurück und stellte fest, daß eine überaus starke Raake ein Kaninchen gerissen und mitgeschleppt hatte. Die Spur stand in die Dichtung. Der Jäger schnallte den Hund, der die Spur gut gehalten hatte, in der Erwartung, daß der tüchtige Raabwild- und Raakenwürger den Kaninchenvertilger abtun würde. Aber der Hund kam zurück, ohne Raake und ohne daß aus der Dichtung sein Stand- oder Hehlaut erschollen wäre. Der Kater steckte im Heu des Wildschuppens jenseits eines breiten Baches, den er im weiten Sprunge zu überfallen wußte, und so hatte der Hund die Spur verloren. Die nächste Nacht brachte Tauwetter und die Raake war vorerst vergessen. Als nach drei Wochen anhaltendem Regen die nächste Neue fiel, war kaum noch eine Kaninchenspur zu finden, aber auch keine Raakenspur. Der Waldschreck hatte gehörig aufgeräumt, und als er merkte, daß nicht mehr viel zu holen war, und da ihm auch sein altes Lager infolge der Nässe, die sich durch Ritzen und Löcher einschlich, ungemütlich wurde, hatte er ein neues Raabgebiet aufgesucht, wo er in einem alten Dachsbau 1½ Meter tief unter der Erde die Tage verbüßte. Die Nächte sahen ihn auf Raabwegen, aber das neue Gebiet war kaninchenfrei und im übrigen ausgeschossen. Einige Sprünge Rehe standen noch in den Gehölzen, während es an Hasen stark mangelte. An Rehe hatte er sich noch nicht herangewagt und so blieb ihm die erste Zeit nichts weiter übrig, als auf Mäuse und Maulwürfe zu jagen und Vögel in ihren Schlafbäumen zu überfallen. Da führte ihn eine weiße Nacht an ein kümmerndes Riß, dem auf einer Treibjagd von einem Schinderjäger die

Mutter niedergeknallt war und das den ersten Winter ohne ihre Hilfe erleben mußte. Immer hart für ein Rehkitz. Fußhoch lag der Schnee schon drei Tage und jegliche Aßung war mehr als knapp. Ermattet vom vergeblichen Suchen nach der Mutter und vom Suchen nach näheren Halmen und Knospen saß das Kitz im Stangenorte im Bett und schlief. Der graue Räuber stand mit wedelnder Lunte, Blutgier und Mordlust in den funkelnden Sehern zwei Meter vor ihm, unerschütterlich — da siegte das Blut des wilden Vaters in seinen Adern und mit einem Panthersturne war er am Halse des Opfers, sich an der Droßel verbeißend und einkrallend. Zehn Gänge vermochte das Reh mit dem Mörder am Halse zu flüchten, dann brach es zusammen, und sein Todeschweiß färbte den Schnee. Drei Nächte hatte der Waldschreck Fraß in Hülle und Fülle, in der vierten fand er den Rest seines Nisses nicht mehr. Füchse und Elstern hatten sich darüber hergemacht, und was noch blieb, deckte der Neuschnee zu. Die Not zog herrlich in den Wald. Kein Eulenschrei brachte Leben in die kalte, weiße, totenstarre Nacht. Dann und wann nur knallte ein Froststreich in den älteren Beständen. Sonst Totenstille, Hunger und Kälte. Der graue Räuber aber hatte zugelernt und fiel ein gesundes Kitz an, das abseits der Mutter am Bachrande äßte. Schriill klagend drehte es sich im Kreise, wütend schreckend fuhr die Alte im Stochschritt auf den Mörder los und haute ihn mit kräftigen Schalenhieben in die Flucht. Aber der Rißbock hatte sein Teil und ging nach kaum einer halben Stunde ein. Das Schimpfen der Mutter durchhallte noch lange den nächtlichen Winterwald und verhinderte den Mörder, noch diese Nacht seine Beute aufzusuchen. Auch hatte er die Schalenhiebe noch nicht vergessen. In der nächsten Nacht über trieb ihn die Not, den Bach entlangzuschleichen, und er fand seinen Riß von Füchsen noch unberührt. Nur die Krähen waren zu Gast gewesen. Er fraß sich so voll wie nie und verschlief den Rest der Nacht und den Tag im Moos von Grimbarz Erzburg bis zum Mittag. Da weckte ihn grimmes Gekläff. Fauchend fuhr er dem Störer ins Gesicht und harckte ihm ein paar Durchzieher, daß er giftig aufjaulte. Aber der Hund, ein starker Raubhaartedel und der beste Schlieserjäger nicht nur seines Zwingers, ließ nicht nach. Die Enge der Röhre verhinderte den Kater, dem Hunde auf den Rücken zu springen und damit die best erprobte Kampfweise Hunden gegenüber anzuwenden. Der lange Fang des im Kunstbau auf Fuchs und Dach geschulten Würgers ließ sich durch die Hiebe

des Bastardkaters zwar in Schach halten, aber der giftige Hals und die Ausdauer des Hundes lehrten seinen Gegner, daß es für ihn besser sei, zu flüchten. Mit einem jähen fauchenden Vorstoß verblüffte der Sohn des Bergschrecks den Tedel für zwei Sekunden und wie eine Kugel aus dem Rohr schoß der Kater durch eine Seitenröhre ins Freie, einen Haufen in den Eingang verwehtes und überschneites Laub einen Meter hoch in die Luft wirbelnd, daß der über dem Bau lauernde Jäger vor Uberraßung beide Drillingschrottläufe zu spät abschloß, und als auch die Kugel dem Laufe entfuhr, da war der graue Rißmörder, dessen Spur der Jäger vom Riß bis an den Bau ausgegangen war, schon eine Saßlänge tief im schneeverhängten Stangenorte. Die Sprungspur des Katers, der Jäger und Hund in leidenschaftlichster Jagdlust folgten, führte über die Grenze ins Staatliche.

In Bergschrecks, des alten Wildkaters wildem Bergrevier wurde gegen das Ende des Winters ein Bestand alter Fichten, in denen auch einige uralte, mächtige Eichen ihr Dasein fristeten, abgeholzt. Mit lebensmüdem Geächze und doch noch ihre Mörder laut anklagend, krachten unter den Ästen, die wie auf klingende Steine schlugen, und unter den Sägen, die verzweifelt knirschend sich in das harte Holz hineinraßen, die alten Bergreichen zu Boden.

Als die Stämme in Blöcke zersägt wurden, kam in einer Höhlung eine verendete starke Wildkatze zu Gesicht, die noch fest im Haar war und vom Oberförster zum Ausstopfen nach der Stadt geschickt wurde.

Bergschreck, der Wildkater aus uraltem, freien Raubkatzengeschlechte war in der Eichenhöhlung, die er auf dem Wege nach der Felsenburg seiner Heimat angenommen hatte, verendet. Schon im Herbst fühlte er, daß seine Jahre herum waren, und als wieder der Hornung nahte, da war sein letztes Sehnen, frei in der Heimat zu sterben, dort oben in den wilden Felsen, wo der Uhu rief. Aber die Kräfte versagten und mit Mühe kralte er sich an der rauhen Vorker der Ureiche hinauf, um im Moder ihrer Höhle für immer die Seher zu schließen. Der Schreck der Berge war nicht mehr, der letzte freie Wildkater, die letzte wilde Raubkatze war tot. Aber seine Art lebte doch zu einem Teile noch weiter in Waldschreck, dem Erben seines Blutes, den erst nach drei Wintern der Mardererschlagbaum eines Försters erschlug.



Der bunte Bogen

Anekdoten und Kurzgeschichten

Ahnlichkeit

Lovis Corinth hatte einmal einen älteren Herrn gemalt und sich dabei, seiner Art getreu, keineswegs bemüht, der fehlenden männlichen Schönheit seines Modells durch künstlerische Mittel „auf die Beine zu helfen“. Ein Bekannter, der das Bild während der Entstehung gesehen hatte, erkundigte sich nach Fertigstellung bei Corinth, was der Mann bei der Ablieferung des Bildnisses denn gesagt habe.

Lovis Corinth schmunzelte: „Am Weihnachtsabend hat es ihm die Familie aufgebaut!“

„So! Und haben sich die Leute gefreut?“

Der Künstler zuckte die Achseln: „Sie haben gesagt, sie hätten alle geweint!“

„Weint? Ja, aber warum denn?“

Worauf Corinth lächelnd erwiderte: „Sie sagen, sie hätten jarnicht jenußt, daß ihr Vater so aussieht!“ G.

Der Besucher

Wedekind wurde von einem Schmarotzer auf das ärgste belästigt. Als der aufdringliche Mensch wieder einmal kam, ließ er ihm durch sein Mädchen sagen, er liege noch im Bett.

Er wolle gerne warten, bis der Herr Wedekind aufgestanden sei, brachte das Mädchen den Bescheid.

Er sei aber nicht wohl, schickte Wedekind ihm die Antwort.

Oh, dann könne er ihm ein vortreffliches Hausmittel empfehlen, ließ der Schmarotzer dem Dichter sagen.

„Zum Teufel!“ wurde Wedekind zornig, „sag ihm, ich liege im Sterben!“

So bitte er, wenigstens von ihm Abschied nehmen zu dürfen, kam von dem anderen die Antwort.

Da ließ Wedekind dem hartnäckigen Besucher kurz entschlossen melden, er sei soeben verschieden.

Und wieder kehrte das Mädchen zurück: „Er sagt, er möchte Ihnen die Augen zu-drücken!“ G.

Der Statspieler

Nestroy, der berühmte Wiener Komiker und Lustspielsdichter, war der gütigste Mensch, den man sich vorstellen kann. Wohlzutun war ihm Herzensbedürfnis. In einem Kaffeehaus in der Nähe des Carltheaters pflegte er täglich Karten zu spielen, und zwar mit ein paar armen jungen Menschen. Aus Gutmütigkeit ließ er sie immer wieder gewinnen und freute sich an ihrer Freude. Als nun Nestroy einmal krank war, rief er sein Stubenmädchen zu sich und gab ihr in mehreren Kuverts Geld. „Geh, trags' ins Kaffeehaus; weißt, die armen Kerls haben heute keinen Gewinn, und sie rechnen doch damit!“

Während der mehrtägigen Krankheit vergaß Nestroy keinen Tag seiner Spielpartner, die so viel Glück hatten, daß sie sogar gewannen, wenn sie nicht spielten.

G.

Der Reifall

Oskar Blumenthal war seines bissigen Witzes wegen berüchtigt. Er übte ihn, wo er nur konnte, und machte auch vor seinen besten Freunden nicht halt. Eines Tages begegnete ihm in Karlsbad sein Freund Lindau. „Du kommst mir gerade recht, Paul. Mir ist eben eine glänzende Scharade eingefallen. Hör mal zu:

Das erste ist duftig,

Das zweite ist luftig,

Das ganze ist manchmal schustig.“

Die Auflösung, die er sich zurechtgelegt hatte, sollte Lindau lauten.

Lindau erriet sofort den Sinn der Scharade und entgegnete ruhig, als wäre es selbstverständlich: „Blumen-thal.“ G.

Höflichkeit

Als Franz Krüger, der berühmte Maler, von Friedrich Wilhelm III. zum preussischen Hofmaler ernannt worden war, stieg sein Ruhm bei Hof und Gesellschaft so mächtig, daß der Künstler sich vor Porträtaufträgen aus Berlin und den unzähligen kleinen deutschen Residenzen kaum zu lassen wußte.

Einmal bat ihn ein erst vor kurzem reich gewordener Berliner Bankier um seinen Besuch; er wollte sein Bildnis von Krüger gemalt haben. Dieser kommt, der Bankier empfängt ihn sehr großspurig, erteilt seinen Auftrag, stellt ein paar leutselige Fragen an den Künstler, ladet ihn aber nicht zum Sitzen ein.

„Ich höre, Sie kennen auch den Herzog von Sachsen-Gotha. Was ist das für ein Mensch?“ erkundigt sich der Bankier.

„Kein besonderer Geist“ entgegnet Krüger, „und nicht sehr gebildet. Aber soviel Lebensart hatte er, mir bei jedem Besuch einen Stuhl anzubieten!“ G.

Der Kirchhof

Eines Tages sprach bei Lessing ein Dichtering vor und überreichte ihm ein umfangreiches Manuskript lyrischer Gedichte zur Prüfung und Begutachtung.

„Bitte, Herr Hofrat,“ sagte der von der Dichteritis Befallene beim Abschied zu Lessing, „machen Sie gütigst an den Rand derjenigen Textstellen, die Ihnen nicht zusagen oder die Sie geändert wissen wollen, ein Kreuzchen!“

Einige Wochen später klopft der „Dichter“ wieder in dem traulichen Bibliothekarhäuschen an und läßt sich bei Lessing melden, der alsbald mit dem eingereichten Manuskript erscheint. Der Verfasser blickt hinein, schlägt

rasch Seite auf Seite um und gewahrt zu seiner freudigen Überraschung nur wenige Kreuzchen.

„O, Herr Hofrat, Sie haben nur wenige Stellen angekreuzt! — Meine Arbeit hat gewiß Ihren Beifall gefunden?“ . . .

„Hätte ich aus Ihrem Werk einen Kirchhof machen sollen?“ entgegnete Lessing mit einem feinen Lächeln. G.

Die Kritikerin

Einst erbat sich der Bibliothekar Ebert in Wolfenbüttel, angeregt durch die Behauptung Goethes, daß alle oder doch viele bedeutende Männer, darunter auch Lessing, Nichtraucher oder Tabakfeinde gewesen seien, von der alten Aufwärterin Lessings genaue Auskunft über einige Lebensgewohnheiten des Herrn Sokrates. Ebert erhielt von der mürrischen altersschwachen Person in breitem Braunschweiger Platt die hübsche Antwort: „Jä, ja, smöken un schriewen konne hei woll! Aber tau weiter was hei nich tau bruken!“ G.

Eine verständige Antwort.

Der Philosoph Mendelssohn war in seinen jüngeren Jahren längere Zeit Buchhalter im Hause eines ziemlich beschränkten Kaufmanns. Ein Bekannter sagte einmal, auf seine Stellung anspielend, zu ihm: „Das Schicksal ist doch ungerecht. Sie, ein so gescheiter Mann, müssen einem so beschränkten Kopfe dienen!“

„Das finde ich sehr verständig vom Schicksal,“ sagte Mendelssohn, „denn wenn ich der Herr wäre, ihn könnte ich nicht gebrauchen!“ E. K.

Der einflußreiche Claqueur.

Rossini war mit dem jungen Meyerbeer sehr befreundet, der es vorzüglich verstand, seinen feinschmeckerischen Freund mit kleinen delikaten „Überraschungen“ zu versorgen. Als 1825 Meyerbeers Oper „Il Crociato“ uraufgeführt werden sollte, vertraute er dem berühmten Kollegen seine Besorgnisse an. Aber Rossini meinte: „Toreheit, lieber Freund, ich wette, das Werk gefällt!“ — „Sie wetten?“ rief der andere von einem schlaudem Plane erfaßt. „Um wieviel?“ — „Das überlasse ich Ihnen.“ — „Einhundert Louisdor!“ — „Abgemacht!“

Meyerbeer hatte richtig kalkuliert. Am Vorstellungabend erschien Rossini im Theater und applaudierte begeistert. Das Publikum folgte natürlich dem Beispiel des berühmten Meisters, und die Oper hatte einen glänzenden Erfolg. F. B.

Der Rechtsgelehrte

Unter den berühmten Rechtslehrern des 18. Jahrhunderts war der Leipziger Professor Christoph Rau wohl die eigenartigste Gestalt. Witzig und immer schlagfertig, wußte er sich seiner angeborenen Fähigkeit in allen Lagen zu bedienen, irgend etwas Drolliges oder Bissiges anzubringen. Eines Tages hatte ein junger Jurist, der kein besonderes Licht war, den alten Rau zum Disputationsmahl eingeladen. Der neugebackene Doktor war so klug gewesen, sich mit einem älteren Fräulein Linke, das ein großes Vermögen besaß, zu verloben, und so ward der Doktorchmaus mit der Verlobungsfeier verbunden. Nach der Tafel ging Rau auf den jungen Doktor und Verlobten zu und sagte mit schlecht verhehlter Ironie: „Herr Doktor, Sie verstehen sich offenbar besser auf die Linke als auf die Rechte!“ G.

Der verkaufte Haydn.

Haydn war in seinen jungen Jahren gern zu mancherlei Streichen und Redereien aufgelegt. Als er einst nächtlich mit seinem Freunde Dittersdorf durch eine enge Wiener Gasse ging, hörte er eines seiner Menuette ganz erbärmlich herunterfiedeln. Da ihn der

„Ohrenschmaus“ reizte, trat er mit seinem Freunde ein und stellte sich unmittelbar vor der „Musik-Bande“ auf.

„Von wem ist denn dieser Schmarren?“ fragte er verächtlich den Primgeiger.

„Von Haydn,“ versetzte der in gereiztem Ton.

„Aber das ist ja ein ganz miserables Stück!“ höhnte der Frager weiter.

Dem in seinem Lieblingskomponisten beleidigten Geiger verlagte vor Wut die Stimme und er packte sein Instrument, um es dem unverschämten Frager um die Ohren zu schlagen. Die ganze Kapelle geriet in Aufruhr, Gäste mischten sich drein, und nur schleunige Flucht konnte die Übermütigen retten. F. B.

Der Mieter.

Emile Zola, der eine zeitlang in bedrängten Verhältnissen lebte, konnte oft nicht die Miete für seine armselige Mansarde im Pariser Quartier Latin bezahlen.

Einmal sagte seine Wirtin zu ihm: „Ich kann Ihre Miete nicht mehr ausschreiben, es wird mir zuviel.“

Zola erwiderte naiv: „Ja, Madame, werden Sie sich denn das alles so im Kopfe merken können?“

Versunkene Welten

Meer und Festland sind einander feindlich seit Anbeginn, und Wasser und Land haben auf unserer Erde in den unermesslichen Zeiträumen ihres Bestehens ihr Verhältnis zueinander immer wieder geändert und tun es noch heute. Uns freilich, die wir die kurze Spanne eines Menschenlebens zum Maßstab aller Dinge machen, scheint der Erdball in Ruhe zu sein, weil auch der kürzeste Ausschlag seiner Bewegung länger währt als unser und unser Kinder Leben. Aber müßte einem Wesen, dessen Dasein nur den zehntausendsten Teil einer Sekunde umfaßte, der Kamm der schnell verschäumenden Woge nicht als Gebirge erscheinen? So fehlt uns die unmittelbare Wahrnehmung dafür, daß an einer Stelle unserer Erde Meeresgründe langsam aus der Tiefe emporsteigen, während anderswo Festland im Ozean versinkt. An mehr als einer Stelle unseres Kontinents hat das Meer seines Daseins Spuren untilgbar hinterlassen. Versteinerte Muscheln, Krebse, Fische und Korallen, zuweilen auf den Gipfeln hoher Berge, erzählen ebenso von ihm wie die Salzlager Norddeutschlands oder die Sandwüsten der Sahara. Hoch

über dem jetzigen Meerespiegel trägt der skandinavische Länderblock die Brandungsterrassen, die die Wellen in ihn hineingenagt haben, als Skandinavien noch tiefer als heute in der Flut steckte, aus der es seit Jahrtausenden langsam emporsteigt. Auch die britischen Inseln heben sich langsam aus dem Meer empor — drei von den „fünf Häfen“ des mittelalterlichen Englands liegen jetzt weit von der Küste entfernt —, während Holland und die deutsche Wasserante langsam im Sinken begriffen sind. 12 Meter in zehn Jahren beträgt etwa der Landverlust unserer Küste. Die Ostsee ist, geologisch betrachtet, ein junges Meer, das sich über der Landbrücke dehnt, die einst Deutschland mit Skandinavien verband. In der Nähe von Pillau bei Königsberg finden sich an der Küste in einer Tiefe von 30 Metern Ablagerungen, die nur von Süßwassertieren herrühren können, also einer Zeit angehören, wo hier noch kein Meer flutete. Und in der Sage der versunkenen Stadt Vineta leben noch Erinnerungen an eine Zeit, wo die Ostsee sicherlich ein weit geringeres Gebiet bedeckte als jetzt. Auch die Ausgestaltung

der Nordseeküste zu ihrer jetzigen Form ist verhältnismäßig jungen Datums. Die Bildung des Kanals, der England vom Festlande trennt, geschah erst kurz vor der Eiszeit, während die Ausbuchtung des Zuidersees und des Fabelbusens sogar in historische Zeit fällt.

All diese Veränderungen, so gewaltig sie uns erscheinen mögen, sind nur kleine letzte Nachwehen der gewaltigen Umwälzungen, die einst den Bau unserer Erde erschütterten haben. So fest ist das Bild ihres heutigen Zustandes unserer Vorstellung eingeprägt, daß es uns fast unbegreiflich erscheinen will, wie einmal der Atlantische Ozean vom Mittelmeer über ganz Südeuropa bis nach Indien hinein gewogt

haben soll, oder wie die Fluten des Meeres einmal den Broden umspült haben sollen, der aus ihnen wie eine mächtige Felseninsel hervorragte. Wie lange mag der Boden Deutschlands unter Wasser gestanden haben, bis sich die gewaltigen Salzmenngen abgelagert hatten, die an einzelnen Stellen eine Dide von 1200 Metern erreichen und heute als Kali neben den Kohlen den kostbarsten Bodenschatz unseres Landes darstellen? Wie wenige, die sich der Schönheit der Alpenwelt erfreuen, denken wohl daran, daß ein erheblicher Teil von ihnen aus den Kalkgehäusen winziger Korallentierchen aufgebaut ist und daß sie im Wundergarten der Dolomiten auf uraltem Meeresgrund wandeln, der heute noch im wesent-

lichen so daliegt, wie die Wasser des Ozeans ihn verlassen haben.

Zweifellos hat die Mehrzahl der gewaltigen Umwälzungen, aus denen sich das gegenwärtige Antlitz der Erde langsam entwickelt hat, stattgefunden, ehe noch der Mensch

sein Dasein begonnen hatte. Was er aber davon erlebt hat, muß so voll der Grauen und Schrecken gewesen sein, daß es im Menschenherzen unvergängliche Spuren hinterlassen hat. Nicht nur die zum gemeinsamen Sagen gut der Menschheit gehörende Erzählung von der Sintflut ist ein Niederschlag dieser Erlebnisse, sondern auch die dunklen und geheimnisvollen Geschichten vom Untergang der Länder Atlantis und Le-



Theodora Meyer: Marktplatz in Lüben

muria, die als uralte Überlieferungen bei einer Anzahl von Völkern heimisch sind, haben in diesen Erlebnissen ihre Grundlage.

Was wir über das Land Atlantis wissen, beruht auf ägyptischen, uns hauptsächlich durch den griechischen Philosophen Platon überlieferten Berichten. Platon schildert die unglaubliche Fruchtbarkeit des „jenseits der Säulen des Herakles“, also im Atlantischen Ozean gelegenen Landes, seinen hohen Götterkult, die unerhörte Pracht seiner Tempel und Paläste, die Größe der Schiffsarsenale und Häfen und schließlich das schlimme Ende, bei dem es einem Teil der Bevölkerung gelungen sein soll, sich zu retten. Man hat vielfach angenommen, daß das aus der Vorgeschichte der Menschheit als voll-

endetes Kulturland auftauchende Ägypten seine hohe, scheinbar entwicklungslose Blüte den aus Atlantis geretteten Menschen verdanke. Und nicht nur im Osten, sondern auch im Westen des Atlantischen Ozeans will man Ausstrahlungen der atlantischen Kultur entdeckt haben. So gibt es in Mittelamerika Überreste von Kulturen, für deren rätselhafte Höhe inmitten einer auf tieffster Stufe stehenden Umgebung uns jede Erklärung fehlt. Zwischen den Gebräuchen und Sagen der mittelamerikanischen Maya und Inka und denen afrikanischer und asiatischer Völker bestehen Übereinstimmungen, die völlig rätselhaft und unverständlich sind, wenn man nicht eine gemeinsame Wurzel annimmt. Zu dieser Annahme zwingen auch merkwürdige Übereinstimmungen in Schrift und Sprache. Die Maya hatten über ein Duzend Schriftzeichen, die in allem ägyptischen Hieroglyphen gleichen, und der amerikanische Gelehrte Melgar weiß 13 altmexikanische Wörter anzuführen, die dem Hebräischen auffallend ähnlich sind und in beiden Sprachen gleiche Bedeutung haben.

Die geologischen Befunde widersprechen zum mindestens nicht der Annahme eines im Atlantischen Ozean versunkenen Erdteils. Die Tiefseeforschung hat einen von den britischen Inseln zum amerikanischen Kontinent führenden Höhenzug ermittelt, der wahrscheinlich das im Ozean versunkene Verbindungsstück zwischen einem Teil der britischen und amerikanischen Gebirgszüge darstellt, die miteinander gleiche Strichrichtung und Zusammensetzung aufweisen. Ähnlichkeiten und Verwandtschaften der Tier- und Pflanzenwelt der alten und der neuen Welt machen gleichfalls das Bestehen einer Landbrücke zwischen beiden zur Wahrscheinlichkeit. Darwin hat zuerst darauf hingewiesen, daß die wichtigsten tropischen Pflanzen in der alten wie in der neuen Welt vertreten sind, darunter auch die Banane, die samenlos ist und nur durch Wurzelableger weiterverbreitet werden kann. Auch die Tatsache, daß die Tiere der nördlichen und der südlichen Halbkugel sich deutlich von einander unterscheiden, während zwischen denen der östlichen und westlichen vielfach enge Ver-

wandtschaftsbeziehungen bestehen, würde sich durch die Annahme einer früher vorhandenen Landbrücke am leichtesten erklären lassen.

Auch zwischen dem afrikanischen und dem asiatischen Kontinent scheint einmal eine solche Landbrücke bestanden zu haben. Denn zu beiden Seiten des Indischen Ozeans brechen Ablagerungen plötzlich ab, die die gleichen Tier- und Pflanzenversteinerungen enthalten. Madagastar, die Sundainseln und Polynesien mögen Trümmerstücke eines ehemaligen Landes sein, das durch eine gewaltige Katastrophe zer Sprengt worden ist.

Neuerdings gibt die außerordentlich geistvolle Hypothese Prof. Dr. Alfred Wegeners uns die Möglichkeit, die verwandtschaftlichen Beziehungen der Kontinente weit einfacher zu erklären. Prof. Wegener nimmt an, daß die Kontinente sozusagen auf der zähflüssigen Magmaschicht der Erde „schwimmen“. Ursprünglich, bis zur Steinkohlenzeit, bildeten diese Kontinentalblöcke nach Prof. Wegeners Hypothese eine um den Nordpol der Erde gelagerte einheitliche Ländermasse, die sich dann, hauptsächlich infolge der Erdbumdrehung längs Spalten in die einzelnen heute bestehenden Kontinente auflöste. Prof. Wegener wurde zu seiner Theorie durch die auffällige Ähnlichkeit geführt, die zwischen der östlichen Küstenlinie der beiden Amerika und zwischen der westlichen Europa-Afrikas besteht. Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte erweckt den Eindruck, als sei der amerikanische Kontinent ein aus der alten Welt herausgebrochenes Teilstück. Die Übereinstimmung ist noch größer, wenn man die sog. Schelfränder der Erdteile vergleicht, d. h. die Linie, wo der vom Meer überflutete Sockel der Kontinentalblöcke in die Tiefsee abfällt.

Prof. Wegeners Theorie hat mancherlei Widerspruch erfahren, doch stellt sie in jedem Falle einen geistreichen Versuch dar, die unleugbaren Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Kontinenten, die man im allgemeinen durch früher vorhanden gewesene und jetzt versunkene Landbrücken zu erklären sucht, auf neue Weise, die viel für sich hat, verständlich zu machen. G.





Bergstädters Büchertisch

Paul Kellers neuer Roman „Ulrichshof“

Wenn Paul Keller heute zu den gelese-
sten Schriftstellern deutscher Zunge gehört —
seine Bücher haben eine Gesamtauflage von
annähernd 4 Millionen Stück erreicht —, so
verdankt er dies vor allem dem Umstand, daß er
vollständig zu schreiben versteht, vollständig
im besten und edelsten Sinne des Wortes.
Die deutschen Seelen neigen sich ihm zu,
wenn er das Lied der Heimatliebe und der
Heimatsehnsucht anstimmt, die Ernsten macht
er sich durch seine lautere Lebensweisheit,
die Frohen durch seinen köstlichen Humor zu
Freunden, und die Jugend gewinnt er durch
die Reinheit seines Fühlens. Alle aber lieben
ihn um der Güte seines Herzens willen.
Paul Keller hat immer etwas Gutes und All-
gemeingütiges zu sagen, und er tut es in
eindringlichen, zu Herzen gehenden Worten.
Er plaudert und fabuliert mit lachendem
Mund und schalkhaftem Schmunzeln, aber
auch mit ernststen Augen, die die schweren
Probleme des Menschendaseins umfassen.
Alle seine Menschen sind der Scholle verwach-
sen, sind geformt von der ewigen, überall
gleichen Wahrheit der Natur und der leid-
und freudvollen, zuweilen auch schrullen-
haften Vielfalt des Lebens.

In seinem neuen Roman „Ulrichshof“
zeichnet Paul Keller die Entwicklung eines
Jünglings, der durch die Schuld seines Vaters
die heißgeliebte Mutter verloren hat und nun
diesen Vater mit all der Glut und all der
Hemmungslosigkeit haßt, deren nur die
Jugend fähig ist, und der von diesem Haß
nicht früher läßt, als bis er selber die Abgründe
des Lebens kennen gelernt hat. Es ist eine
traurige Jugend, die der Held dieses Buches
lebt, umso trauriger, als die schweren Wolken
einer eingebildeten Krankheit, die er vom Vater
ererbte zu haben glaubt, über ihr hängen. Des-
halb darf man aber beileibe keinen traurigen
Roman erwarten. Nicht nur weil sich am Ende
alles zum Guten wendet, der junge Mann seinen
Vaterhaß überwindet und von dem Wahn,
unheilbar erkrankt zu sein, geheilt, dem Leben
und der Geliebten wiedergegeben wird, son-
dern auch weil Keller das dunkle Gewebe der
Haupthandlung mit vielen bunten Fäden
heiterer Episoden durchwirkt und weil er die
erhellende und wärmende Sonne seines
Humors immer wieder durch die Wolken
brechen läßt.

Ein altes Schloß ist der Hauptschauplatz
der Geschehnisse. Einstmals ein feudaler

Herrensitz, liegt es jetzt vernachlässigt und verlassen da. Weite Gänge, durch die keines Menschen Fuß mehr geht, Zimmer, die ganz leer sind, und in den wenigen bewohnten Räumen unsrohe Menschen. Darunter die verwitwete Prinzessin, die die ganze Liebe ihres alten Herzens auf ihren Sohn Eberhard von Nobel vereinigt, der eines Ehrenhandels wegen auf Festung sitzt. Diese Mutterliebe, die keine Grenzen kennt, ist schuld daran, daß sie zu ihrer Schwiegertochter kein rechtes Verhältnis gefunden hat. Seit einem Jahre ruht diese auf dem kleinen Friedhof des Gutes. Zwei Kinder hat sie zurückgelassen: Julius, einen Siebzehnjährigen, herrisch und hemmungslös wie der Vater, auch äußerlich sein Ebenbild und eben darum von der Großmutter trotz seines Widerstandes geliebt, und Brigitte, ein liebes dreizehnjähriges Mädchen, das Ebenbild seiner edlen Mutter.

Unter der Obhut ihres Erziehers, des alten Dr. Tobias, wachsen die Kinder in dem Schloß heran, in dessen einsamen Räumen die Geister umgehen. Die Prinzessin treibt Spiritismus, und auch unter dem Gesinde wuchert der Aberglauben. Das gibt Keller mancherlei Gelegenheit, seinen Humor spielen zu lassen und mit einem gutmütigen Lächeln die Torheiten der Menschen zu verspotten.

Als die Prinzessin einen Schlaganfall erleidet und daraufhin der Besuch Eberhard von Nobels zu erwarten ist, flüchtet Julius Hals über Kopf aus dem Schloß, um dem Verhafteten aus dem Wege zu gehen. Eine Woche lang treibt er sich auf der Landstraße umher, lernt Hunger und Not, uneigennütige Frauengüte und gerissenes Gaunertum kennen, bis er, auf den Boden seines eigenen Besitzes zurückkehrt, das Wandlungswunder der Heimat an sich erlebt und sich wieder auf sich selbst besinnt. Aller Schmutz der Landstraße fällt von ihm ab, und er steht wieder als der reine Jüngling vor uns, als den wir ihn lieb gewonnen haben. Ist er nicht zu Recht vor jenem Manne davongegangen, den er Vater nennen muß und der ihm nicht nur die geliebte Mutter geraubt, sondern auch das fürchtbare Erbe jener heimlichen Krankheit hinterlassen hat, die wie ein dunkler Strom unter dem Blütenlande seiner Jugend fließt? Sein Haß gegen jenen Mann kennt keine Grenze. Großjährig geworden, kündigt er dem Vater den Teil des Erbes seiner Mutter, der als Hypothek in Höhe von einer Million Mark auf Ulrichshof lastet, und bringt ihn damit an den Bettelstab. Tobias, der Getreue, steht in rührender Weise zu seinem alten Herrn. Er versucht Julius umzustimmen.

Erst nach schweren inneren Kämpfen erklärt dieser sich bereit, bei der Zwangsversteigerung des Gutes 100 000 Mark über den Hypothekenswert zu bieten, um den Vater vor dem Schlimmsten zu bewahren. Entrüstet weist Eberhard von Nobel dieses Angebot zunächst zurück, nimmt es aber unter dem Druck der Not schließlich doch an mit dem Entschluß, nach der Entlassung aus der Festungshaft nach Argentinien auszuwandern und dort ein neues Leben zu beginnen. Dr. Tobias will ihn begleiten.

Noch einsamer als früher ist es auf Ulrichshof geworden, nachdem das Schloß in den Besitz des jungen Herrn übergegangen ist. Die alte Prinzessin ist gestorben, Dr. Tobias heimlich nach Argentinien abgereist, Brigitte die meiste Zeit bei ihrem Großvater mütterlicherseits, dem Großindustriellen Geheimrat Brinkendorf. In seinen Haß verbohrt, von seinem Krankheitswahn bedrückt, lebt Julius einsam dahin, bis die Ankündigung des Besuches seines Großvaters ihn aus seinen Grübeleien aufrüttelt und ihn mit neuer Lebenslust erfüllt. Die dunklen Wolken, die über Ulrichshof gehangen haben, scheinen verschweicht zu sein, als der Geheimrat Brinkendorf mit Brigitte und deren Freundin Luise Wedekind eintrifft. Sonnige Sommertage in Ulrichshof, in denen im Herzen von Julius die Liebe zu Luise aufblüht und in denen die Jugendliebe zwischen Brigitte und Heinrich Martin, dem Schulfreunde des Julius, zu Lebensliebe heranreift. Jäh kommt über Julius das Erwachen. Das grausame Gespenst seiner eingebildeten Krankheit taucht wieder vor ihm auf. Darf er, mit dem untilgbaren Erbübel seines Vaters behaftet, die Hand nach dem reinen Mädchen ausstrecken? Glückverlangende Liebe und trostlose Entsagung ringen in seiner Seele. Er flieht, um in der Fremde Vergessen zu suchen. Als ihn in Indien die Nachricht vom Tode seines Vaters erreicht, bleibt er ungerührt. Aber als sein Jugendfreund Heinrich Martin ihm mitteilt, er gedente sich mit Brigitte zu verloben, erwacht er aus seinem Taumel. Er eilt nach Hause, um das Unheil, das zu vermeiden er sein und seiner Geliebten Glück und Leben zu opfern bereit ist, auch von der geliebten Schwester abzuhalten. Es gibt einen so scharfen Zusammenstoß mit Heinrich Martin, daß nur ein Pistolenduell zur Sühne der Beleidigung übrig bleibt. In der Nacht vor dem Duell versucht Julius sich zu erschließen. Der Versuch mißlingt. In seinen Abschiedsbriefen offenbart Julius endlich seine tiefe Seelennot. Der Hausarzt aus

Ulrichshof, der an sein Krankenlager gerufen wird, befreit ihn von seinem Alp, indem er ihm auf Ehrenwort versichert, daß bei seiner und Brigittens Geburt die Eltern ferngejunge Menschen waren. Julius und Luise werden ein glückliches Paar und beschließen, auf ihrer Hochzeitsreise nach Argentinien zu fahren, wo Julius am Grabe seines Vaters Frieden mit ihm machen und seinen lieben alten Tobias abholen will, um ihn in die deutsche Heimat zurückzuführen.

Dies das nackte Gerippe der Haupt-handlung, das Keller mit dem ganzen Reichtum seiner Erfindungsgabe umkleidet hat. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die bunte Vielfalt der Erfindung, die fastige Lebendigkeit der Gestalten, die meisterhafteste Zeichnung der Charaktere oder die klare Volkstümlichkeit der Darstellung, die blühenden Ranken des epifobischen Weiwerts und den köstlichen Humor, mit dem Keller die Dinge betrachtet und dem Lasten den seine Schwere nimmt. Auch hier läßt Keller neben den Hauptfiguren wieder ein paar ganz köstliche Exemplare der Gattung Mensch durch die Handlung schreiten, Gestalten, wie nur er sie erfinden kann: den guten alten Dr. Tobias, das Urbild eines gütigen Erziehers und treuen Angestellten; Anselm, den Großknecht, der es mit der Magie hält, ein Lebensweiser und ein bißchen Wilddieb dazu; den Geheimrat

Brinkendorf, der ein Fanatiker der Arbeit ist und der in seinen Erholungsurlaub nicht nur drei Tippdamen mitschleppt, sondern auch das Bildnis seines Großvaters, sein zweites Gewissen, den alten Lehnstuhl und den Teppich seines Büros, dessen Muster er beim Diktieren vor Augen haben muß, wenn er den Faden nicht verlieren soll; und endlich den „schwarzen Max“, mit dem Julius eine Nacht auf der Landstraße verbringt, vor dem er mit seiner Kenntnis der Gaunersprache großtut, um von dem gerissenen Tippelbruder einen gründlichen Dämpfer zu empfangen: Max ist verschwunden und mit ihm der Rest der armseligen Habe, die Julius noch sein eigen nannte; dafür hat Max ihm einen Brief hinterlassen, in dem er ihm bescheinigt, daß er noch ein „Achelpeter“, ein armseliger Anfänger und Stümper ist.

Der Roman ist soeben im Bergstadtverlag zu Breslau erschienen. Er kostet in geschmackvollem Leinenband und in einem Schutzumschlag, der mit dem Bildnis Paul Kellers geschmückt ist, 6,— M. Bergstädter, kauft euch dieses neue Buch Paul Kellers, nicht nur für euch selber, sondern auch für die, die ihr gern habt! Es gibt kein preiswerteres Geschenk von gleichem Wert und feins, für das euch die Beschenkten so dankbar sein werden wie für dieses köstliche Buch voll Jugendnot und Jugendseligkeit, voll Humor und Poesie. S.

Im Aprilheft

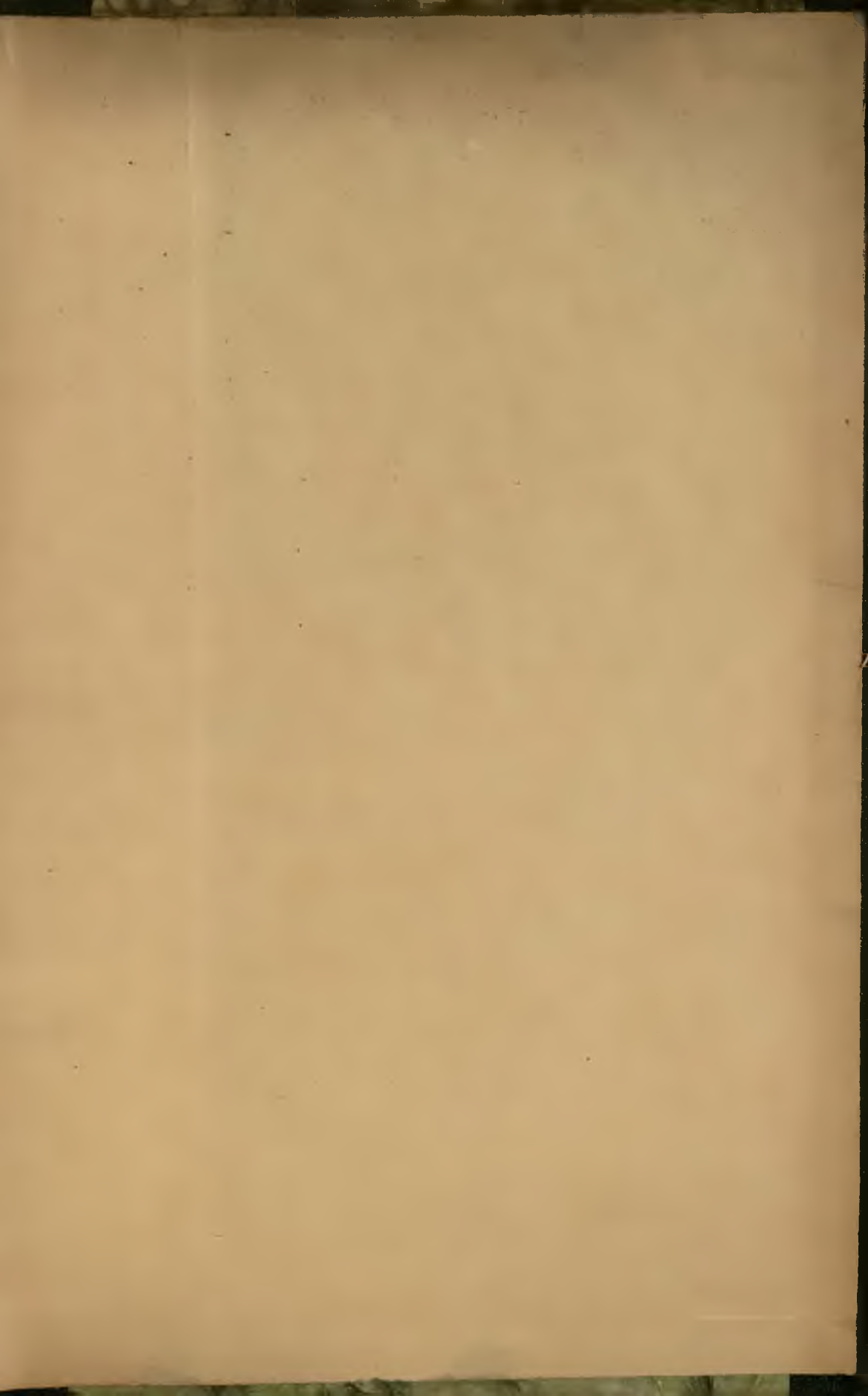
beginnen wir mit dem Abdruck des neuesten Romans von

Selma Lagerlöf: „Anna, das Mädchen aus Dalarne“

Der neue Roman der Lagerlöf schließt sich eng an ihre Erzählung „Charlotte Löwenstöld“ an. Dort treibt der fanatisch in seine weltfremden Ideen verrannte junge Geistliche Karl Artur Ekenstedt durch seine überspannten Forderungen seine Verlobung mit der reizenden Charlotte Löwenstöld zum Bruch und rennt auf die Landstraße hinaus, sich von Gott die zeigen zu lassen, die ihm zur Frau bestimmt ist. Das erste weibliche Wesen, das ihm begegnet, ist Anna Svärd, ein armes Hausierermädchen aus Dalarne. In dem neuen Roman schildert Selma Lagerlöf die junge Ehe des ungleichen Paares, die reich an Zwischenfällen ist und schließlich durch die Schuld des Mannes zerbricht. Fast unmerklich wächst die in keiner Weise idealisierte, von Abstammung und Beruf auf ihren Vorteil erpichte, ungebildete Anna Svärd zur Heldin dieses schönen Buches empor, und wir erkennen, wie viel wertvoller für das Leben eine schlichte, gerade Seele und ein unverbildeter Charakter sind als alle sogenannte Bildung und die schönsten Ideale.

Dieses Werk der großen schwedischen Erzählerin, deren 70. Geburtstag vor kurzem die gesamte Kulturwelt gefeiert hat, ist einer jugendlich lebendigen Phantasie und Gestaltungskraft entsprungen. Der milde Glanz reifer Weisheit liegt darüber, und es ist erfüllt von der rührenden Güte eines großen Herzens.





54206

